

Alfred Ramsey

ALFRED ROSENBERG

LETZTE AUFZEICHNUNGEN

IDEALE UND IDOLE

DER NATIONALSOZIALISTISCHEN REVOLUTION



PLESSE VERLAG GÖTTINGEN

Copyright 1955
by Plesse-Verlag K. W. Schütz, Göttingen
Printed in Germany
Alle Rechte beim Verlag

Bild- und Textwiedergaben nur mit ausdrücklicher
Genehmigung des Verlages

VORWORT DES VERLAGES

Ob man den Nationalsozialismus bejaht oder verneint — seine Zeit ist eine Epoche der deutschen, ja der europäischen Geschichte geworden. Niemand glaubt heute noch, daß der Nürnberger Prozeß die letzte Entscheidung über diesen Abschnitt unserer Zeit fällen konnte. Das endgültige Urteil müssen wir Deutschen erst selbst suchen und finden.

Da Adolf Hitler und die meisten seiner führenden Männer keine eigenen biographischen Stellungnahmen hinterlassen haben, bilden die letzten Aufzeichnungen und Erlebnisberichte des ehemaligen Reichsleiters und Reichsministers Rosenberg eine einzigartige Erkenntnisquelle für alle, die sich um Erforschung und Deutung dieser Zeit bemühen.

Der persönliche Teil der biographischen Niederschriften wurde auf jene Partien beschränkt, die für die Entwicklung des Charakters und der Persönlichkeit Rosenbergs aufschlußreich erscheinen. Da die Aufzeichnungen vor fast zehn Jahren entstanden sind und meist unter den — eine geistige Produktion fast ausschließenden — Bedingungen jener Kerkerhaft niedergeschrieben wurden, waren einzelne stilistische und formale Korrekturen nicht zu vermeiden, ohne vom Sinn der Darstellung und Wertung abzuweichen.

Der Problematik einer solchen Veröffentlichung voll bewußt, enthält sich der Verlag jeder inhaltlichen Stellungnahme. Es sei nur auf die Tatsache hingewiesen, daß der Mann, der die geistige Gestalt des Nationalsozialismus so entscheidend bestimmt hatte, hier in seinen letzten Gedanken um die endgültige Überwindung der Diktatur und um neue demokratische Formen und Prinzipien unserer Staatlichkeit ringt. Sein damit verbundener Versuch einer ersten Psychologie Hitlers dürfte allein schon die Notwendigkeit dieser Veröffentlichung begründen.

Daß Rosenberg trotzdem — auch im Schatten des Schafotts noch — an einem Ideengut festhält, dem er sein Leben lang gedient hatte, sollte als rein persönliches Bekenntnis gewertet werden, wie jede Überzeugung, für die Menschen zu leben und zu sterben bereit sind. Wer sich das Gefühl für menschliche Tragik auch dem Gegner gegenüber bewahrt hat, wird diese Achtung dem Nationalsozialisten Rosenberg nicht versagen.

Wie man aber auch zum Leben und Sterben dieses Mannes stehen mag — es wird niemand über die geistigen Grundlagen und die Geschichte des Dritten Reiches verantwortungsbewußt urteilen können, ohne die letzten Schriften Alfred Rosenbergs ausgewertet zu haben.

DER VERLAG

VORWORT DES VERFASSERS

Die Beweisaufnahme geht ihrem Ende entgegen, und auch die Besprechungen mit dem Pflichtverteidiger über das Plädoyer stehen vor dem Abschluß. Es ist natürlich nicht leicht, eine beide Teile befriedigende Form zu finden. Es hat sich eben der Zusammenbruch eines Reichsaufbaus vollzogen, in einem heute noch unausdeutbaren Schicksal, in dem angesichts des Millionenelends alle s gegen uns zu sprechen scheint.

Und doch: was war das für ein anständiges Wollen, welch kameradschaftlicher Einsatz beherrschte einst die ringende Bewegung, wie herzlich war das Verhältnis bei Besuchen! So will ich denn einer Anzahl solcher Kameraden gedenken, mit denen mich das Schicksal einst zusammenführte, die heute zum größten Teil tot sind, die aber sicher noch in vielen Herzen leben.



Alfred Rosenberg

INHALT

Vorwort

I. Heimat (Reval - Riga)	9
II. Rußland (Petersburg, Moskau)	48
III. Das Reich (Berlin, München)	63
IV. Entstehung der NSDAP.	84
V. Kameraden und Gegner	143
VI. Offiziere	217
VII. Arbeitsdienst	252
VIII. Nationalsozialismus	257
IX. Weltanschauungen	273
X. Ostproblem	299
XI. Abschied - Nürnberg	305
XII. Adolf Hitler	316

I. DIE HEIMAT

REVAL

Die nördlichste Feste deutscher Siedlung schiebt sich ganz nahe an das Meer heran. Nur wenige Minuten braucht man, um vom Strande der Ostsee das Strandfortentor Revals mit seinem dicken, runden Festungswulst, der Dicken Margarete, zu erreichen.

Durch den wuchtigen Spitzbogen hindurch, von dessen Höhe die Scharte des früheren Gatters drohend herunterklafft, geht man die geschwungene Langstraße der Stadtmitte zu: ziegelgedeckte Bürgerhäuser aus der Hansezeit stehen an ihr, schlicht, jedoch oft mit schönen geschnitzten Portalen, durch die man in weite Dielen schaut, selten höher als drei Stockwerke, oben mit Dachluke und Kran, an dem einst die Waren lübeckischer Kaufleute hochgezogen wurden. Dazwischen jener Empire-Bau, wie er zu Anfang des 19. Jahrhunderts sich mit einem leichten Anflug von Vornehmheit der alten Giebelarchitektur harmonisch einfügte; dann neuere Häuser, welche die stille, bescheidene Ordnung durchbrechen und ausagen, daß ein Kulturumbruch eingetreten ist.

Rechts liegt der Vorgarten der höchsten Kirche der Stadt: St. Olai, ein denkbar schlichtes Haus der deutschen Protestanten, aber imponierend durch die schlanke, alles überragende Turmnadel. Ein wenig weiter, schon an Häusern mit Geschäftsläden vorüber, fällt der Doppelgiebel des Schwarzhäupterhauses ins Auge. Ein Zentrum deutscher Kaufmannschaft, der Selbsthilfe bei Schäden der Gemeinschaft und Hort der Geselligkeit. Wappenreliefs schmücken sein schon mit Renaissanceformen gebrochenes Giebelfeld und seit Jahrhunderten schaut, in Stein gehauen, das Symbol der Schwarzhäupterbrüder, der schwarze Mauritius, auf die Straße.

Am Rathaus vorüber führen Lehm- und Schmiedestraße hinaus in die Vorstädte und umfassen mit ihren seitlichen Ausläufen das Stadtinnere, das sich an das eigentliche Zentrum Alt-Revals anlehnt, an den „Domberg“, an die Kalksteinhöhe, die sich fast allseitig steil aus dem Flachlande

auf etwa 50 Meter emporhebt. Diese natürliche Festung ist es gewesen, die zur Gründung der Stadt geführt hat. Aus diesem Felsen entstand das mächtige Ordensschloß, an dessen Ecke der Turm des Langen Hermann als höchstgelegenes Wahrzeichen aller Türme des vielbergigen Ostens emporragt. Von den Zinnen dieses Turmes schauten einst die Ritter nach Westen auf die Heerstraße, die zur Ordensburg Hapsal führte, und nach Süden zur Gegend der Ordensburg Fellin. Dicht neben dem Schloß steht hoch emporgehoben die uralte Dom-Kirche, grau und ehrwürdig umgeben von ebenfalls uralten, sich weit über die Straße neigenden Linden. Im Innern hängen Wappen und Fahnen der Adelsgeschlechter Estlands und sprechen von jenen Zeiten, da Gebete das Waffenklirren deutscher Ritter begleiteten oder vom Russensturm gängigste Gemüter wieder stärken sollten. Am Rande der Höhe hat der Adel sich seine Häuser gebaut. Kleine, winklige Straßen führen zu ihnen, aber wuchtige Höfe zeigen ein starkes Raumgefühl, und von den Balkonen blickt man nach allen Seiten weit ins Land hinaus, weit in die See, jahrhundertlang die einzige Verbindungsstraße mit dem Deutschen Reich...

Einst war dies alte Reval umgeben von einer geschlossenen Mauer mit unzähligen Türmen und einem tiefen Wallgraben. Dieser wurde zugeschüttet, aus ihm erwachsen Gartenanlagen und Wiesen. Vor dem steil abfallenden Nordabhange des Domberges ist der Graben zu einem Teich erweitert. Von hier, von den Promenaden dieser Vorstadt, steht der Dom in wuchtiger Breite vor uns, ein Bild unerschütterlicher erdegebundener Festigkeit und Zeuge eines stolzen, sich immer wieder behauptenden Willens. Das wundervolle alte Stadtbild steht geschlossen nur noch vor uns, wenn wir vom Hafen aus, von Katharinental aus seine Silhouette sehen.

Es blieb bis zu dem großen Bombenangriff von 1944 ein prächtiges Zeugnis deutschen Städtebaues und Schöpferwillens. — Erstaunt haben sich die ersten deutschen Soldaten 1918 umgesehen, als sie diese „russische Stadt“ besichtigen. Sie glaubten in Wismar, Lübeck oder Stralsund zu sein.

Kaiser Friedrich II. gab einst Hermann von Salza den Befehl, den deutschen Ritterorden aus dem Burgenland zurückzuziehen und auf die Preußen zu in Marsch zu setzen. Damit beginnt eine neue Geschichtsepoch des Ostens. Im Schatten der Marienburg liegen die Pferde aller Völker Europas, im großen Rempfer fallen Entschlüsse größter Tragweite. Von dort geht auch der Zug an die Düna. Im mächtigen Schwung der durchaus mit allem Ernst des Glaubens betriebenen Christianisierung erfolgt eine nüchterne machtpolitische Sicherung des eroberten Landes. Von Kokenhusen über Riga, Segewold, Teiden, Cremen, Wenden, Wesenberg, Narwa

ziehen sich die Burgen des Ordens, und es sah aus, als ob Alt-Livland dem gleichen Schicksal entgegengehe wie Preußen. Dort entstanden um die Burgen Städte, von rühriger Hand immer blühender gestaltet. Der Bauer, der deutsche Bauer zog seinen Pflug durch die Erde und sicherte den Nachwuchs des sonst menschenarm gebliebenen Gebietes der Mönchs-Ritter. Aber mit dem Hinsinken der Ordensmacht setzte sich ein litauischer Keil zwischen Livland und Preußen: dem Schwert konnte der Pflug nicht folgen. Nur die Hanse nahm die Überlieferung auf, von ihren Städten zogen Kaufleute und Handwerker über See nach Reval und Riga. Sie bauten diese Städte auf und aus; sie gaben den sonst einsamen Burgen des Landes die starken Zentren des Widerstandes. Im Kampf mit den Russen fiel manche Burg in Schutt und Asche. Reval aber wurde nicht erobert. Der Osten flutete zurück, bis Schweden seine Hand auf die ermattenden Lande legte, um schließlich doch Peter dem Großen weichen zu müssen.

Seit Anfang des 18. Jahrhunderts also ist das Baltikum 200 Jahre russisch gewesen. Peter sicherte in feierlicher Form dem Deutschtum für alle Zeiten die ihm zustehenden Privilegien zu, was die Rechtsgrundlage für alle Auseinandersetzungen bildete, die die Balten mit der russischen Regierung auszufechten hatten. Die Zaren waren anfänglich großzügig, und ihr Reich hatte nur Vorteil davon. Balten traten in die Armee, Marine und Verwaltung ein, sie entsandten Forscher in noch unerforschte Gebiete und förderten alles, was die Zaren selbst als Europäisierung ihres Landes erstrebten. Bis der Slawismus in leidenschaftlicher Form diese Verwestlichung bekämpfte und sich mit besonderer Härte gegen die Balten als Vorposten dieser Westrichtung wandte. Die Russifizierungswelle kam, Professoren, die bisher deutsch gelesen hatten, mußten über die Sommerferien Russisch lernen, mit Staatsgeldern wurden orthodoxe Kirchen errichtet — die ersten Vorstürme gegen die „deutsche Vergewaltigung“ gingen übers Land. Aber diese ersten Stürme ebten ab, bei allem Vorschreiten des russischen Willens fehlte diesem doch der eigentliche Untergrund, ein russisches Volk. Man versuchte dies durch starke Garnisonen und zahlreiche Beamten zu ersetzen, aber gegenüber einer traditionellen Geschlossenheit waren diese Versuche vergeblich, aus den Nachkommen so mancher russischer Offiziere und Lehrer ist ein durchaus bewußter Balte geworden. Kennzeichnend für diesen allerdings nicht selten auch überheblichen Geist ist die Antwort, welche ein Landmarschall von Livland an den russischen Gouverneur in Riga gab, als dieser ihm ein Schreiben in russischer Sprache schickte: er könne darauf nicht antworten, da es in einer gesetzlich nicht vorgesehenen Sprache

geschrieben wäre. Verhandlungssprache im Baltikum war in Stadt und Land die deutsche.

Mit der Eroberung Livlands mußte zwischen den deutschen Rittern und Städten auf der einen, den Esten und Letten auf der anderen Seite, zunächst der soziale Gegensatz entstehen. Herren und Leibeigene, Ritter und Bauern, sie standen auch in anderen Staaten im Kampf miteinander. Hier verschärfte sich der Zwist im Laufe der Jahrhunderte, als auch die nationalen Instinkte immer bewußter sich zu äußern begannen.

Die Esten waren ein Volk urgo-finnischer Sprache, wohl auch solcher Herkunft bei ihrer Einwanderung. Wann diese erfolgte, mögen die Historiker beider Teile miteinander ausmachen, jedenfalls wird schon sehr früh eine gotische, dänische und schwedische Beimischung anzusetzen sein. Einhart weiß schon früh von kühnen estnischen Seeleuten auf schwedischer Küste zu berichten. Die deutsche Eroberung schuf zunächst feste Schranken, das aber nicht vielfach ausgeübte „Recht der ersten Nacht“ hat eine Germanisierung auf dem Lande im Laufe der Jahrhunderte sicher ausgeübt im Sinne der Kräftigung der estnischen und lettischen Widerstandskraft. Mit den Schweden kam eine noch stärkere germanische Welle ins Land, die sich aufteilte. Denn die schwedischen Adligen wurden bald deutscher Adel, schwedische Städter deutsche und estnische Bürger, schwedische Soldaten und Seeleute aber estnische Bauern und Fischer. So kam es, daß die Esten als Volk einer nicht indogermanischen Sprache ein zu 60 % germanisches Volk sind — oder waren. Wie stark diese schwedische Zumischung gewesen sein muß, ersieht man daraus, daß einige Inseln bis ins 20. Jahrhundert hinein, da ohne estnische Berührung, ganz schwedisch geblieben waren.

Baltische Gelehrte und Pfarrer sind es gewesen, die, angeregt durch Herder, nach volklichen Überlieferungen der Esten und Letten suchten. Sie haben altes Brauchtum und Sagengut wieder lebendig gemacht, ohne zu ahnen, daß einst daraus eine politische Waffe gegen sie selbst geschmiedet werden würde. In den Städten war der Assimilierungsprozeß schon sehr weit gediehen, als er durch das Heraufkommen einer nationalen Intelligenz, vielfach durch russische Literatur revolutionär gespeist — die Freiheit der Esten und Letten von baltischer Herrschaft verkündend — entscheidend unterbrochen wurde.

Da die Slawophilen in den sogenannten „Baltischen Provinzen“ nicht Fuß fassen konnten, sahen sie sich nach Helfern um. Trotz aller Abneigung gegen alles Revolutionäre im eigentlichen Rußland, förderten sie, gleichzeitig mit ihren revolutionären Gegnern im Lande, das Entstehen einer politischen, antideutschen Bewegung. Esten und Letten studierten in Peters-

burg und Moskau und sahen in den Schlüsselstellungen ihrer Heimat Deutsche sitzen. Sie mußten also, um eine größere Laufbahn zu nehmen, sich entweder assimilieren oder in Rußland bleiben. Diese Konflikte waren nun einmal durch das Leben gegeben, alle Bemühungen, eine Überbrückung zu finden, die Heimat selbst als Maßstab für alle zu setzen, schlugen fehl, als die erste russische Revolution grollend losbrach und zum ersten Mal jene Kräfte zeigte, die unter der Decke von Zarismus und Orthodoxie in Rußland schlummerten. In ihrem Gefolge erhoben sich auch Esten und Letten, erschlugen Barone und Pfarrer, zündeten Gasthöfe an und drohten auf die Städte überzugehen. Das konnte nun die Petersburger Regierung nicht mehr zulassen. Russische Truppen unterdrückten den Aufstand, kurz und blutig. Die ausgebrochene Feindschaft aber konnte nie mehr völlig überwunden werden, das Problem der Eindeutschung aller Esten und Letten hatte sich als unlösbar erwiesen. Hier den Balten einen Vorwurf zu machen, wie es geschehen ist, zeugt von gänzlicher Unkenntnis der geschichtlichen Voraussetzungen: die kleine Zahl des Deutschtums und die Macht des immer mehr erstarkenden russischen Einflusses.

★

Das Haus meiner Jugend steht in Reval in der alten Poststraße. Mein Großvater, ehrsamr Schuhmachermeister und Ältermann seiner Gilde, hatte es sich in den 60er Jahren gekauft. Ein altes Hansekaufhaus, mit recht schmaler Straßenfront, weit in den Hof hineinführend. Meine älteste Erinnerung an den Großvater ist ein brauner Zylinder, mit dem ich immer wieder spielen wollte, was er mir auch stets lachend gestattete. Sein Bild schwebt mir vor als hoher alter Mann im braunen Schlafrock, mit kantigem Gesicht und schmalen Mund, mit grauen Augen, die etwas matt vor sich hinblickten. Die Großmutter — väterlicherseits — lebte noch lange, eine stille, große Frau, die fast unbemerkt im Haushalt half und dahinging, ohne daß ich bewußt einen stärkeren persönlichen Eindruck im Gedächtnis bewahrt hätte. Drei Söhne und zwei Töchter entstammen dieser Ehe. Der älteste wurde Mediziner und heiratete in Odessa. Der zweite, Waldemar Wilhelm, war mein Vater; der dritte, Karl, wurde Landwirt und war stets ein Pechvogel im Leben.

Für das Studium meines Vaters langte das Geld meines Großvaters nicht mehr. Er trat somit als Kaufmannslehrling in das Leben und war in verhältnismäßig kurzer Zeit Direktor der Revaler Niederlassung eines reichen deutschen Handelshauses. Weitere ihm für St. Petersburg angebotene Aussichten

verbot ihm seine Gesundheit. Seit dem 28. Lebensjahr war er lungenkrank. Mein Vater war ein hoher, schlanker Mann, mit schmalem, später durch die Krankheit etwas gedunsenem Gesicht, hoher Stirn, blauen Augen. In seiner Jugend soll er nicht ohne Temperament gewesen sein, ich aber erinnere mich eines stillen, ernststen Mannes, denke immer an seinen oft würgen den Husten des Morgens, an seine fast gänzliche Zurückgezogenheit von den Menschen. Meine Mutter war kurz nach meiner Geburt gestorben, ein Verlust, der meinem Vater, der sie sehr geliebt hatte, die Lebensfreude kostete. Sie soll ein sehr lebhaftes Temperament gehabt haben und stets für Geselligkeit gewesen sein. Der Großvater besaß eine Färberei und brachte seine sechs Kinder in strenger Zucht und mit großer Sparsamkeit durchs Leben. Ein kleiner, schlanker, mit starker sarkastischer Ader ausgestatteter Mann, schmalgesichtig, kühn geschwungener Stirn, der einzige Schmaläugige meiner Verwandtschaft. Seine Frau, eine behäbige, gute Gattin, ihm eindeutig untertan und stets sich ihrem August unterwerfend. Hinter seinem Rücken aber hat sie die Härten seines Erziehungssystems zu mildern versucht. Zuerst bei ihren Kindern, dann bei ihren achtzehn Enkeln. Die Tochter dieser beiden, Elfriede, wurde nun meine Mutter; das Verhältnis meines Vaters zu seinen Schwiegereltern blieb bis zu seinem mit dem 44. Lebensjahr erfolgten Tode ein sehr enges und herzliches.

Eine besondere Erwähnung verdienen meine beiden Tanten Cäcilie (kurz Cilla genannt) und Lydia, Schwestern meines Vaters. Tante Lydia vertrat bei mir seit dem ersten Tage meines Lebens Mutterstelle. Sie hat in stiller, opfervoller Weise meinen kranken Vater gepflegt und für mich gesorgt. Sie hat mich erzogen, indem sie mich, wohl in der Erkenntnis, daß ich im großen ganzen gute Bestrebungen hatte, gewähren ließ. Darin steckt oft höhere Weisheit als in dauernden Verweisen und Regelsetzen. Herzengut sind sie ihr Leben lang zu mir gewesen, und für diese Liebe möchte ich ihnen Dank sagen, ohne daß ich weiß, wo die guten Tanten eben sind. Ich habe ihnen alle die Jahre ein geruhames Alter ermöglicht — jetzt bin ich ohnmächtig gegenüber einem Schicksal, das über uns alle gekommen ist.

Ich hatte nur einen Bruder, etwa 6 Jahre älter als ich. Mit ihm haben mich nicht viele Gefühle verbunden. 1928 starb er im Sanatorium Schöneberg. Ein Leben, begabt mit vielen Möglichkeiten, aber ohne Linie und deshalb bei besten Anlagen ohne schöpferische Folgen.

In diesem Kreise bin ich aufgewachsen, er hat meine ersten Eindrücke ausgemacht und meine Jugend bestimmt.

Ich habe es im späteren Leben, da mich Instinkt und Bewußtsein zu geschichtlichem und philosophischem Studium führten, immer wieder be-

dauert, keine humanistische Vorbildung erhalten zu haben. Namentlich vom Griechischen glaube ich heute mehr denn je, daß erst seine Kenntnis uns wirklich die Urgründe unseres europäischen Denkens erschließt, die Kunst der Form erst zum Bewußtsein bringt und wichtigste Aufklärung über das Wesen so vieler in die Sprachen der Völker übergegangener Worte und Begriffe zu geben vermag.

Als ich später in Deutschland tätig wurde, war ich erstaunt über die immer wieder hervortretende Gegnerschaft dem Lehrer gegenüber. Bei vielen Mitkämpfern kam dies oft sehr kraß zum Ausdruck, in der Jugendbewegung wurde vom „Pauker“ mit Erbitterung gesprochen. Ich kann nur mit großer Achtung von unserem Lehrerkollegium der Petri-Realschule sprechen. Ihr Direktor war ein Magister P e t e r s e n. Ein hagerer Mann mittlerer Größe mit einem feinen Gelehrtenkopf. In meiner Erinnerung ist er stets weißhaarig gewesen mit schön geschwungener Stirne, kräftiger, knochiger Nase und stets mit einem ironischen Lächeln um den Mund. Wenn seine hellen Augen einen armen Unwissenden ansahen, war niemandem wohl zu Mute. Blickte er dann wie abwesend minutenlang zum Fenster hinaus, dann wußten wir, daß er an seine Forschungen dachte. Petersen war Naturforscher, er hatte eine große Schmetterlingssammlung, arbeitete über geologische Probleme Estlands und stand in Korrespondenz mit vielen wissenschaftlichen Instituten des Reiches. Ich glaube, es wäre ihm ein leichtes gewesen, einen Ruf nach Deutschland zu erhalten, aber die Liebe zur Heimat und wohl auch das Gefühl, in ihr persönlich unabhängiger zu sein, hielten ihn zurück. Zur Morgenandacht stand Petersen neben dem Pult des Pastors in streng dienstlicher Uniform: blauer Frack mit Samtkragen und goldenen Knöpfen. Das kleine blaue Gesangbuch in der Hand, aber ohne je den Mund zu öffnen. Er war der Kirche in jeder Form entwachsen, brachte das aber nur mit Vorsicht zum Ausdruck, etwa wenn er bei Schilderungen der unermeßbaren Zeiten der Erdausbildung eine Bemerkung über die biblische Erzählung anbrachte.

Im übrigen überließ Petersen die technische Seite der Schuldisziplin dem Inspektor B a r h o w, einem dicken russischen Physiker. Auch dieser waltete seines Amtes ohne Überanstrengung mit dem Bewußtsein eines Mannes, ein gut eingefahrenes Institut zu leiten. Barhow war als Russe ziemlich einsam im Lehrkörper, nur er und der russische Lehrer S c h e m t s c h u - s c h i n vertraten das bestimmende Volk des Zarenreiches. Beide Herren aber hatten sich der allgemein baltischen Atmosphäre gefügt, sprachen in den Zwischenstunden mit ihren Kollegen immer Deutsch, diese wiederum respektierten die staatsrechtliche Lage, so daß im allgemeinen eine gute

Harmonie bestand. Der Ordinarius, der meine Klasse bis zur Prima — gleich Oberprima im Reich — begleitete, war unser Geschichts- und Geographielehrer *Spreekelsen*. Ein kleines, schmales Männchen mit mächtigem Schnauz- und Spitzbart. Das verkörperte Pflichtgefühl, das bei uns Jungen geradezu spartanische Tugenden voraussetzte. Hinter dem nie abgesetzten Kneifer sahen dunkelblaue Augen streng über die Klasse. Sein Vortrag war ohne Wärme, jedoch von faßbarer Sachlichkeit und so gehalten, daß man, wenn auch nicht Enthusiasmus, so doch Wissen mit nach Hause nahm. *Spreekelsen* hielt sich pflichtgetreu im Rahmen üblicher Betrachtungen, ging über die befohlene Wertung russischer Auffassungen nicht hinaus, das Geschichtsbuch von *Ilowaiski* war auch für ihn bindend. Kaum schlug jedoch die Glocke, da sprach er nur Deutsch. Einmal fragte er uns, ob jemand ihn auf einer vorgeschichtlichen Ausgrabung begleiten wolle. Ich meldete mich mit zwei anderen Kameraden. In der Nähe der Station *Laakt* wurde nun ein Hügel ausgegraben und ein Steingefüge entdeckt. Nachdem die Himmelsrichtungen festgestellt worden waren, schürften wir vorsichtig weiter. Es wurden einige große Spiralen und Ringe zutage gefördert, und *Spreekelsen* gab uns zum ersten Mal Kenntnis von den großen Wanderungen der Völker auch vor jenen Zeiten, über die schriftlich berichtet worden ist. Diese Episode ist es wohl gewesen, die mein Interesse für die Vorgeschichte sofort wieder lebendig werden ließ, als ich in Deutschland auf die Arbeiten *Kossinnas* und seiner Schüler stieß. Sie erwies sich als ein Weg, auch die Geschichte der Griechen in einem anderen Licht zu sehen, als es noch *Schopenhauer* tat, der ihre Vorfahren in den kleinasiatischen *Pelagern* und nicht in europäischem Blute suchte.

Mit besonderer Freude denke ich immer an die deutschen Stunden zurück. Ihr Lehrer, *Georg Leibert*, war einer jener Balten, für die Weimar so viel bedeutete, wie für Weimar einst Athen. Als die Zeit der Aufsätze kam, wurden sie für mich eine Freude, *Leibert* war offenbar sehr zufrieden und verlas einige vor der ganzen Klasse. Seine ganze Liebe galt *Goethe*. Wenn ihm unser *Vorstottern* aus dem *Faust* nicht behagte, trug er ihn selbst vor, und ehrliche Ergriffenheit erfüllte seine Züge, wenn er las: „doch ist es jedem eingeboren.“

Religionslehrer haben wir mehrere gehabt. Sehr sympathisch faßten die Pastoren *Lorenzen* und *Ney* ihre Aufgabe an. Das Verständnis für Jungenhaftigkeit auch auf ihrem Gebiet erleichterte ihnen ihre Arbeit an uns. Ich glaube nicht, daß wir von großen Problemen beschwert waren. Die jungen Pastoren gingen aber bald wieder fort, um Pfarreien im Lande zu übernehmen. Durch die ganze Zeit behauptete sich Pastor *Wieck-*



Alfred Rosenberg mit Prinz August Wilhelm und Gouverneur Dr. Schnee



Alfred Rosenberg legt einen Kranz am Londoner Cenotaph nieder.

m a n n. Er verlas die Morgengebete, brachte uns den Katechismus bei, lehrte alle Eigenschaften, die Gott zukämen, und führte uns in die Geschichte der christlichen Kirchen ein. Man kann es keinem Menschen verübeln, daß er nicht das ganze Leben lang die gleichen Überlieferungen mit gleicher Wärme und Überzeugungskraft vorträgt, und so war denn Wieckmann auch müde geworden, ein guter Bürger, kein Fanatiker. Begeisterter Segler, hat er bei manchem frischen Winde sicher mehr an seine Jacht und an den Jachtclub gedacht, als an die gerade durchzusprechenden Geschichten des Alten Testaments.

Je älter ich wurde, um so mehr gehörte mein Herz der Zeichenstunde. Der erste Lehrer ließ uns Gipsmodelle zeichnen, was uns zwar in Übung setzte, aber die Phantasie nicht ansprach. Dann stellte Petersen den Maler Purvit an. Dieser war ein lettischer, wirklich großer Künstler, dem seine Kunst aber trotz seines schon damals guten Rufes keine Sicherheit des Lebens gewährte. So nahm er die angebotene Stelle als Lehrer in Reval an. Als kleiner Müllerjunge hatte er angefangen, als Stipendiat der Petersburger Akademie der Künste ging er nach Rom, um dann wieder in die Heimat zurückzukehren, sie in allen ihren stillen Schönheiten zu malen. Nachdem ich anfangs auch bei ihm getrocknete Blätter und Schmetterlinge abgemalt hatte, bat ich mit ein paar anderen Kameraden, nach der Natur zeichnen zu dürfen. Und nun begann das jahrelange Abzeichnen Alt-Revals. Als ich einst zu Weihnachten einen Aquarellfarbkasten bekam, nahm ich ihn unter das Kopfkissen zum Schlafen mit. Er war nicht wie sonst aus schwarzlackiertem Metall und harten Farben, sondern aus braunem, glänzendem Holz und auch die Wasserfarben in Tuben, so daß sie nach Bedarf in die weißen Schalen gepreßt werden konnten. Nun malte ich Postkarten und schickte sie an Verwandte, versuchte mich dann auch an der Natur selbst. Bis ich Ölmalerei geschenkt erhielt. Ein Student der Petersburger Akademie brachte mir die ersten Anfänge der Malkunst bei. Zunächst kopierte ich. Mein Onkel Alexander in Odessa hatte meinem Vater einst die „Hundert Meister der Gegenwart“ geschenkt. Aus diesem Werk lernte ich zuerst anschaulich die damaligen deutschen Maler kennen. Immer wieder besah ich mir die Abbildungen, die mir auch heute noch plastisch vor Augen stehen. Nachdem ich es zuerst mit der Wiedergabe einer Skizze meines Lehrers versucht hatte, gab mir dieser die „Villa in Grunewald“ von Walter Leistikow zu kopieren. Ich war entsetzt über diese schwere Vorlage, aber mit geduldiger Nachhilfe wurde am Ende doch etwas daraus. Mit Purvit aber erhielten alle diese Versuche ihre wirklich auf das Künstlerische gehende Ausrichtung. Er sagte mir, was mangelhaft an meiner

Zeichnung sei. Allmählich entwickelte ich dann einen eigenen Stil in der Wiedergabe bestimmter Materialflächen, der Vereinfachung bei Zeichnung eines Ziegeldaches, beim Fortlassen unwesentlicher Dinge. Ich begriff aber vor allem, was *S e h e n* heißt. Die meisten Menschen glauben es zu können, fragt man sie aber nach den einfachsten Verhältnissen der Objekte zueinander, so können nur wenige sich darüber Rechenschaft ablegen. Das gleiche gilt für die Farben. Zeichnen und Malen wurden für mich deshalb nicht nur ein Lebensbedürfnis, sie waren auch Erziehung zu einem kritischen Bewußtsein für Beurteilung ganz anderer Gebiete.

Mit mehreren Kameraden nahm ich bei Purvit Privatstunden. Bei schlechtem Wetter malten wir in seinem großen Saal, der als Atelier diente, die silbernen und goldenen Rahmen, ihre Widerspiegelung auf dem Parkett vollendeten eigene Entwürfe. Bei gutem, wenigstens nicht regnerischem Wetter ging es auf die Schmiedepforten-Anlagen mit ihren alten Linden und dem Ausblick am Ordensschloß vorbei auf den Streifen die Sonne widerspiegelnden Meeres, oder nach Katharinental. Hier hatte Peter der Große in der Nähe seines bescheidenen Häuschens für seine Frau ein Schloß bauen und einen großen Park anlegen lassen. Sanft ansteigend breitete sich um das Schloß ein weiter Eichenwald, untermischt mit Linden und Birken, aus. Von da steigt steil der sogenannte Glurt empor, ein uraltes Felsgestein, das in wechselnder Entfernung vom Strande diesen weithin begleitet. Das Seeufer entlang führt eine Promenade, einen breiten Streifen des Strandes freilassend. Von hier aus haben wir das wundervolle Panorama Revels bei allen Stimmungen des Himmels gemalt, den Strand mit seinem Tang und den granitenen Findlingen, die stille See in allen ihren Farben. Oder ich ging in den Hafen, diese Lebensader unserer Stadt. Dort lagen in großer Zahl die Fischersegler. In dichtem Gewirr standen die Masten und hingen die Seile. Aus den Kajüten stieg der Rauch der Kombüsen. Alles spiegelte sich im dunkelgrünen Wasser in nimmermüder Bewegung der kleinen Wellen. Weiß und grau stiegen dann die Segel hoch, um eine neue Ausfahrt zu beginnen. Aus diesem Getümmel hoben sich an den anderen Kais die schwarzen Leiber der großen Handelsdampfer heraus, die ihre Waren aus aller Welt abgaben, um sie dann per Bahn nach St. Petersburg zu schaffen. Hier hatte auch mein Vater zu tun, ohne daß ich so recht ein Bewußtsein seiner Tätigkeit erhalten konnte. Aber einmal nahm er mich auf einen Dampfer mit. Es war ein grauer Koloß mit dem Namen „Korea“, vollbeladen mit Kokosnußschalen. In der Unterhandlung mit dem Kapitän setzte mich mein Vater in Erstaunen. Er, der sonst stets so zurückgezogen und still war, sprach hier laut, hart, sachlich. Er übergab dem Kapitän

Instruktionen seines Handelshauses und ging mit mir dann wieder das Fallreep hinab. Da ich wußte, welche Mühe meinem Vater allein schon der Aufstieg zu unserer Wohnung machte, erhielt ich erst ein dumpfes Bewußtsein vom Maß der Selbstbeherrschung, das in diesem kranken, todgeweihten Körper lebte.

Über dem Hafen Revels aber regierte der Geruch des Teeres. Wenn ich in meinem späteren Leben Tang und Teer roch, dann stiegen stets vor meinen Augen die Fischerkutter unseres Hafens, der Strand meiner Heimat empor. Schopenhauer hatte recht, wenn er den Geruch als den Sinn der Erinnerung nannte. Als ich das erste Mal Paris besuchte, roch es beim Hinaustreten aus dem Bahnhof furchtbar nach den Auspuffgasen der Autos. Deshalb, wenn ich später diesen Geruch besonders eindringlich verspürte, wurden immer wieder die Bilder aus Paris in mir lebendig.



Neben diesem Kollegium der Lehrer sind die übrigen für mich dann ohne größere Bedeutung gewesen. Bei aller Verschiedenheit ihrer Charaktere und mancher Schrullenhaftigkeit herrschte ein guter Geist über unserer Schule, eine Sauberkeit der Haltung und Kameradschaftlichkeit der Schüler untereinander.

In meiner Klasse, die etwa 40 Schüler umfaßte, gab es vier Russen, drei Polen, zwei ausgesprochene Esten und zwei, die sich später als solche deklarierten, die anderen waren Balten. Nie ist mir erinnerlich, daß zwischen uns böse nationale Worte gefallen wären. Mit den Russen sprachen wir Deutsch oder Russisch, wie es sich gerade traf. Das gleiche mit den Polen. Die beiden Esten hielten sich abseits, wohl aus ihrer Reserve heraus, aber Zusammenstöße, wie sie doch nahegelegen hätten, hat es nicht gegeben.

Bei allen Spannungen im Land war unsere Schule also eine mustergültige Friedensstätte der verschiedenen nationalen Jugend. Gerade angesichts späterer Erlebnisse berührt mich diese Erinnerung wohlthuend — und schmerzlich. In den Zwischenstunden konnten wir bei gutem Wetter auf den zwei großen Höfen spielen. Der eine diente im Winter als künstliche Eisbahn, die ich dann täglich besuchte und mich im Lauf der Zeit zu einem recht guten Kunstläufer ausbildete. Die Schlittschuhbahn war der Stifter so mancher Liebe und vieler Ehen. Daß sich dauernd Pärchen trafen und fast nur miteinander liefen, fanden alle natürlich, freuten sich, und kaum einer machte darüber schmutzige, beleidigende Witze. Daß man eine „Flamme“ haben konnte, wurde als Jungengefühl mit Selbstverständlichkeit empfunden.

den. Hier traf auch ich ein Mädchen, meine Jugendliebe, die später meine erste Frau werden sollte.

Die Sommerferien, bei uns über zwei Monate dauernd, verbrachten wir stets auf dem Lande. Die Stellung meines Vaters gestattete es ihm, ebenfalls für diese ganze Zeit mitzuziehen und den Prokuristen der Firma nach Bedarf zum Bericht kommen zu lassen. Es war dies die einzige Möglichkeit, sein Leben zu verlängern, um sich uns so lange als möglich zu erhalten. In diesen Jahren sind wir deshalb viel in unserer Heimat herumgekommen.

Die ganze Liebe zum Walde ist mir in der Jugendzeit in Charlottenhof aufgegangen. Die hohe Wucht hundertjähriger Tannen, die Schönheit der sich schlängelnden Wurzeln, das duftende Harz, das lockere Moos, mit Farnen durchsetzt und übersät mit kleinen Schwarzbeersträuchern. Das alles ging damals im Unterbewußtsein unter, um sich später beim Zeichnen als immer mehr vollendete Form zu finden. Jeder Baum, der später in einer Stadt gefällt wurde, tat mir leid. War es in der Jugend die Tanne, so später in Deutschland der Buchenwald, dessen wuchtige Bäume stets den Eindruck irgend etwas Zauberhaften machten. Mit Adolf Hitler habe ich manche kleine Kontroverse gehabt, da er in diesem Punkt städtisch-architektonisch dachte und z. B. die Pappeln nicht bemitleidete, welche die bayrische Regierung neben dem Denkmal am Odeonsplatz niederlegen ließ, ich dagegen die Aussicht auf die Häuserfront nicht als so hervorragend fand, um sie nicht von diesen Pappeln unterbrechen zu lassen.

Einmal versuchte mein Vater einen Spaziergang zur Kegelbahn. Es kegelten einige Bekannte und er wollte auch eine Kugel fassen. Dabei knickte er in die Knie — seine Beine waren schon zu schwach, diese Belastung zu tragen. Er schob das, scheinbar ruhig, auf die zu wenig glatten Bretter, aber ich ahnte schon, daß dies wieder ein Zeichen des Abschieds vom Leben war. Kurz nach der Rückkehr nach Reval erkrankte er. Der Arzt glaubte, ihn noch über diese Erkältung hinwegbringen zu können, oder tat doch wenigstens so. Der Prokurist aber erklärte uns, mein Vater treffe alle Verfügungen so, als ob er nie wieder in das Geschäft zurückkehren würde. Eines Tages wurde ich dann mitten aus der Stunde zum Totenbett gebracht. Mein Bruder sagte mir, Vater ginge es sehr schlecht. Am Bett saßen weinend meine Tante und die Schwester meiner Großmutter. Mein Vater atmete nur noch schwer und lag mit geschlossenen Augen. Dann ging ein Ruck durch seinen Körper, und er hatte ausgelitten. Ein stilles, ernstes Leben war zur Ruhe gegangen. Er hatte mit Gedanken an uns gelebt und für uns gespart, um uns Studium und Beruf zu ermöglichen. Jahr um Jahr hatte er dem Tode ein Stück durch Kräfte-

ersparnis bei genauester Pflichterfüllung abgerungen. Daß er einmal zu Hause geblieben wäre, ist mir nicht erinnerlich. Ihm habe ich stets meine Dankbarkeit und Verehrung gezollt und mitten in manchem Leichtsinne daran gedacht, mit welcher Selbstüberwindung der Vater mir die Möglichkeit einer sorglosen Jugend und eines gesicherten Studiums geschenkt hatte.

Obleich am Meer geboren, bin ich in der frühen Jugend in Reval nicht auf dem Wasser gewesen. In Hapsal lernte ich die Schönheit des Segelns kennen. An einer Brücke lagen die Segelkutter der Hapsaler Fischer zum Vermieten bereit. Der grüne „Ägir“ gefiel uns besonders, und so fuhren wir bei schönen Winden hinaus aufs Meer, einmal sogar bei ziemlich stürmischem Wetter zur Insel Worms hinüber. Etwas grün, saß ich da, mächtige Spritzer durchnäßten uns spürbar, aber vom Winde massiert, mit dem schönen Gefühl der Meisterung von Wind und Wetter, segelten wir die schützende Landungsbrücke an.

Ab und zu malte ich, besonders die Landschaft abseits der ja überall gleichen Promenade, dort, wo der Strand etwas wilder wurde, schilfbewachsen und farbig. Ein solches Aquarell fand ich über 20 Jahre später bei einer Tante, getreulich aufbewahrt und eingerahmt. Ich war erstaunt, wie gut es in Anbetracht meiner Jahre war — wie mich dann im Leben immer wieder ein stilles Bedauern angeschlichen hat, nicht ganz bei der Malerei geblieben zu sein, was vom wachen Bewußtsein dann immer wieder dahin korrigiert wurde, daß die an sich sehr gute Begabung für eine wirklich hervorragende Leistung nicht ausgereicht hätte. Ein Maler aber, vielleicht nur ein wenig über dem guten Durchschnitt, das wäre nie innere Befriedigung, nie die Genugtuung geworden, die rein künstlerisches Dasein in seiner Wirksamkeit haben muß.

Mit Seufzen begann in der Stadt die Schularbeit wieder. Alles Vergessene mußte mit einiger Mühe wieder hervorgeholt werden, da ich mich standhaft sträubte, im Sommer auch nur ein Schulbuch wieder in die Hand zu nehmen. Daneben mußte ich, das gehörte auch zur Revaler Konvention, Klavierstunden nehmen. Zweimal wöchentlich ging ich, stets mangelhaft vorbereitet, zu meiner Klavierlehrerin, Tante Mimi, der Schwester meiner Großmutter mütterlicherseits. Dies ging jahrelang, aber zu großer Meisterschaft habe ich es nie gebracht, und mich wirklich in die gute Musik einzuführen, verstand die gute Tante Mimi nicht. Sie ließ neben Sonatinen oft belanglose Walzer einüben und bestärkte mich hierin durch Gewährenlassen, anstatt mir nach und nach durch Beispiel das spröde, nicht starke musikalische Gefühl zu erwecken.

In der sehr vernünftigen Überzeugung, daß ein Junge auch etwas Hand-

werkliches Erlernen muß, brachte mich meine gute Tante Lydia zu einem älteren Fräulein, das derartige Kurse gab. Hier lernte ich dann mit Hobel und Winkelmaß umzugehen und zimmerte für die ganze Familie zusammen, als da sind: Papiermesser, Laubsägearbeiten, Kästchen, am Ende geradezu ein Gesellenstück, eine Fußbank. Bei einer Hobelstunde fingen das Fräulein und ein junger Gymnasiast an über einen Zeus, Achilles und Agamemnon zu sprechen. Ich fragte ganz harmlos, was das für Leute wären. „Was, das weißt du nicht? Die Sage von Trojas Kampf, kennst du die Ilias nicht?“ Als ich armer Realschüler dies verneinte, empfahl man mir, dies nachzuholen. Darauf kaufte ich mir Gustav Schwab „Die schönsten Sagen des klassischen Altertums“. Ein dickes, grügebundenes Buch mit viel Goldschnitt und schönen Stahlstichen. Das zeigte ich dann bald stolz vor und las nun zum ersten Mal eifrig über Kämpfe und Gestalten eines Volkes, das ich nie in meinem Leben mehr aus den Augen verloren habe. Die wahre Schönheit der wirklichen Ilias habe ich erst viel später einigermaßen verstanden. Irgendwie aber ließen mich diese Erzählungen aus einem damals als ganz fern empfundenen Lande innerlich nicht ganz warm werden.

Das geschah erst, als ich G. Klus „Deutsche Heldensagen“ in die Hand nahm. Hier packte mich etwas ganz Unmittelbares, Hettel und Wate, Hartmut und Gudrun, die Gestalten der Siegfried- und Dietrichsagen, sie wurden für mich gleichsam lebendige Menschen. Und wie die ersten Eindrücke so oft für immer haften bleiben, so habe ich meine Sympathie für Wittich mir bis auf heute erhalten. Mir imponierte, wie dieser junge Held ganz auf sich gestellt auszog, um sich mit König Dietrich zu messen, wie er sich in voller Rüstung auf den Schemming schwang und stolz aus des Vater Wielands Hand das Wunderschwert, den Mimung, in Empfang nahm. Sein Auftreten am Hofe Dietrichs ist stolz und stets tapfer. Schmerzlich und unwahrscheinlich berührten mich dann die späteren Erzählungen über Wittichs Freundschaft mit Heime und Alpharts Tod. Aber ganz ergriffen las ich den Schluß dieses Heldendramas: wie der Berner mit Lohe vor dem Munde hinter dem rasenden Wittich dahinjagt, bis dieser mit seinem Schemming vom hohen Ufer in das Meer springt, wo ihn seine Urahnin Schwanhilde in Empfang nimmt.

Derartige Eindrücke, wenn sie möglich sind, bilden den Menschen ebenso wie die lebendige Umwelt. Denn sie sind ja Erlebnisse, und ich habe immer gefunden, für dieses Erlebniszentrum ist es gleich, ob der Anlaß ein Buch, ein Mensch, ein Tier oder ein Baum gewesen ist.

Dann kam das Studium anderer Sagenkreise dazu. Exotisches wie die schöne Melusine oder Fortunatus und seine Brüder. Aber vor allem: Die

vier Haimonskinder. Der Kampf dieser Söhne gegen Kaiser Karl auf ihrem Roß Bagard hat mir gewaltig imponiert, vor allem aber ergriff mich das Schicksal des ewig treuen Pferdes. Als Gleichnis seiner endlichen Ergebung muß der jüngste und stärkste der Brüder, Reinold, den Bagard in der Leine ertränken. Aber das treue Pferd geht auch mit einer Last nicht unter. Solange sein Herr es anschaut, hält es sich über dem Wasser. Da muß Reinold sein tränenüberströmtes Auge abwenden, und Bagard versinkt. Ich habe damals geweint, als ich über das Schicksal der Treue auf dieser Erde las, mir kamen auch jetzt wieder unwillkürlich die Tränen in die Augen in Erinnerung an dieses stille, große Erlebnis meiner Jugend. Und nicht nur in Erinnerung an das Schicksal Bagards . . .

Zur allgemeinen Erziehung gehörte auch der Besuch des Kindergottesdienstes. Der ging nun so vor sich, daß nach dem Gesang der Pastor ein Bibelwort oder eine Stelle des Neuen Testaments verlas und kurz erläuterte. Unten aber saßen je 8 bis 10 Kinder im Kreis; eine ältere Dame nahm das verlesene Wort auf und begann nun ihrerseits, es näher zu deuten oder eine biblische Darstellung eines Vorganges näher zu beschreiben. Sie hörte Fragen an und beantwortete sie. Danach wurde der Gottesdienst wieder mit einem Liede beschlossen. Ich habe an das alles keine bestimmte Erinnerung, jedenfalls auch nicht die Erinnerung eines erwachenden Protestes. Ich nahm, wie wir fast alle, das protestantische Christentum als eine zum Leben gehörige Tatsache hin, und daß die uns belehrenden Damen mit uns nur Gutes wollten, erschien mir nie zweifelhaft. Irgendwelche Fragen, die aufgefallen waren, muß ich aber gestellt haben, denn als unser Pastor irgendein Jubiläum feierte und ihm von der Gemeinde eine Silberschüssel mit Gedicht überreicht werden sollte, hatte man mich ausgesucht, um dieses Gedicht vor versammelter Gemeindevertretung vorzutragen. Zwei freundliche alte Damen luden mich ein, gaben mir ein wohl von ihnen verfaßtes, langes Festgedicht, fütterten mich mit Konfekt und brachten mir dann die „richtigen Betonungen“ bei. In einem Nebensaal der Kirche ging dann alles reibungslos vonstatten, und der Pastor Undritz dankte „mit bewegten Worten“ für die ihm gewordene Ehrung.

*

Nach dem Tode meines Vaters fuhren wir einmal zu Weihnachten zu Gast zu den Großeltern. Mein erster Besuch in der russischen Hauptstadt! Es war eine bescheidene Wohnung, aber in einem guten Stadtviertel gelegen, so daß ich mich leicht umschaufen konnte. Das Handeln um jede

5 Kopeken mit dem Schlittenkutscher war das erste, was ich lernte. Es war geradezu Ehrensache, den Schlitten noch etwas neben sich fahren und den eifrig redenden Kutscher seine Angebote machen zu lassen. Bis der „Barin“ sich dann gütigst entschloß, einzusteigen. Das gehörte damals so zum Leben, und die Kutscher kalkulierten alles beim ersten Angebot ein. Ein Stück Theater, das die Russen immer geliebt haben.

In Petersburg besuchte ich zum ersten Mal die Galerien. Zu meiner Schande muß ich gestehen, daß die später von mir bewunderte Eremitage damals keinen Eindruck auf mich machte. Grün wie ich war, wollte ich „von dem Alten“ wenig wissen, tätig hatte ich mich auch nur auf die Landschaft ausgerichtet, so daß die menschliche Persönlichkeit als Darstellungsobjekt bei mir nur kümmerliches Verständnis fand. Dafür besuchte ich das neue Museum (es hieß, glaube ich, Alexander-Museum) und bewunderte hier Landschaftsmalerei, lernte wohl auch unbewußt durch dieses Sehen manches dazu. Im „Volkshaus“ — ein vom Zaren Nikolaus gestiftetes, billiges Volks-Theater — hörte ich zum ersten Mal eine Oper, „Das Leben für den Zaren“, und da die Wiener Operette gastierte, auch in ihm den damaligen Theaterstern singen, die Betty Stojan. Das waren die ersten Eindrücke, sonst ließ man mich, ich war ja noch jung, wenig allein herumlungern, so daß ich vom Atem Petersburgs nicht allzuviel verspürte. Nach ein paar Jahren war ich schon aufnahmefähiger geworden.

In Reval ging die Schule ihren Gang. Ich wurde jedes Jahr versetzt und war der Klassenprimus bis zur Prima. Dieser Primus war bei uns nicht der Schüler mit den besten Noten, andere waren darin viel besser als ich, sondern sie wurden so ausgewählt, daß man von ihnen eine gute Einwirkung auf die Klasse erwartete. Als Primus hatte ich die Schlüssel zum Klassenschrank, wo das Journal mit den Lehrer-Inschriften verschlossen, die Kreide aufbewahrt wurde. Diesen Schrank benutzte ich nun stets, um auch meine Bücher unterzubringen, da ich zu faul war, sie nach Hause zu schleppen. Viele mündliche Aufgaben prägte ich mir ja in der Zwischenstunde ein, nur das Allernotwendigste wurde zu Hause erledigt. Die Folge war, daß ich in Mathematik mich sehr mittelmäßig zeigte, und auch in manchem andern haperte es durchaus. Meine Kameraden halfen mir aber oft erklärend, und ich gedenke mit Dankbarkeit des Polen Tscheskesski, der mir die mathematischen Aufgaben lösen half. Beim Abiturientenexamen habe ich ihm dafür über einen erheblichen Zwischenraum hinweg (wir waren in der großen Aula verteilt) den deutschen Aufsatz diktiert. Ich hatte in all den Jahren die Befürchtung, einmal würde eine große Blamage kommen, doch es ist schließlich ganz glimpflich abgegangen. Aber noch

Jahrzehnte später träumte ich manchmal angstvoll von den Prüfungen und war dann beim Erwachen befriedigt, daß diese Dinge doch wohl hinter mir lagen.

Zu Hause aber hatte mich eine Lesewut überfallen. Immer war ich in der Leihbibliothek des Deutschen Vereins und suchte nach neuen Büchern. Da kam dann alles daran: Felix Dahn, Freytag, Ebers, Raabe. „Ein Kampf um Rom“ und die „Chronik der Sperlingsgasse“ sind mir dabei besonders in Erinnerung geblieben. Das erste Werk als geschichtliche Ergänzung zu den Sagen, das andere als erste Erkenntnis epischer deutscher Gutmütigkeit.

Um diese Zeit kamen die ersten Kinos. Bei einer Vorstellung saß gerade vor mir ein Mädchen, das mir auffiel. Ein paar Tage später sah ich sie auf der Schlittschuhbahn in braunem Kostüm und Pelzjacke, mit Federhut. Ich ging mit einem Kameraden und fragte ihn, wer das sei. „Oh, das ist Hilda L.“ Wir waren dann auf einem Tanzabend zusammen. Er stellte mich vor, wie das üblich war. Seit dieser Zeit liefen Hilda und ich, fast täglich, miteinander, als ob das selbstverständlich gewesen wäre.

Es ist die schöne Aufgabe der Dichter, die Liebe in ihren Freuden, Schmerzen und Enttäuschungen in Prosa und Versen zu schildern. Da ich kein Dichter bin, verzichte ich darauf und vermerke nur jene Ereignisse, die auf meine Lebensbahn Einfluß gehabt haben. Ihrer sind allerdings viele, und sie reichen bis in die zwanziger Jahre hinein.

Eines Tages brachte mir Hilda ein Buch auf die Eisbahn, das ich lesen müsse, es war Nietzsches „Zarathustra“. Ich bemühte mich sofort, das Werk in mich aufzunehmen; aber irgend etwas Wesentliches an ihm mutete mich fremd an. Es war, wie ich mir später bewußt wurde, das Überpathetische, ja Theatralische, das mir gewollt, nicht vollendet vorkam. Nietzsches menschliche Tragödie war mir vollkommen fremd. Ich las dann zwei Schriften über ihn, die sehr verschieden aussagten; die eine fand Nietzsche nur für Philosophie-Feinschmecker geeignet. Das führte mich auch nicht weiter, und ich gab den „Zarathustra“ etwas verlegen zurück. Es begannen sich schon sehr verschiedene Charaktere abzuzeichnen.

Da die Familie L. in Baltischport ein großes Haus mit Garten besaß und den Sommer oft dort verbrachte, kamen sie alle viel mit russischen Seeoffizieren und Kadetten zusammen. Baltischport war russischer Kriegs- und Übungshafen, so daß es im Sommer von Matrosen und Offizieren nicht selten überschwemmt war. Hier, dann auch in der Revaler Vorstadt, wo sie wohnte, lernte Hilda russische Art unmittelbar kennen als ich und war ihr mit ausgesprochener Sympathie zugetan. Außerdem hatte sie eine Pflegeschwester Johanna, die auf der Petersburger Kunst-

schule den dort ebenfalls studierenden Sohn des Hofjuweliers des Zaren kennengelernt und geheiratet hatte. Auch dieser Verkehr vermittelte Kenntnis über Russen, allerdings waren in diesem Falle die Ansichten durchaus revolutionär, so daß die Unterscheidung zwischen Russentum und feindlichem zaristischem Regiment sich immer mehr herausbildete.

Angeregt durch diese Gedanken las ich dann Tolstois „Krieg und Frieden“ und „Anna Karenina“. Sie machten auf mich den stärksten Eindruck und bleiben für mich die großen Romane europäischer Literatur. Im Laufe der Zeit konnte ich Hilda auch besuchen, ohne jedoch, daß in diesem, in vielem merkwürdigen Hause sich jemand gezeigt hätte. Ich fand eine Kanne Schokolade vor, und Hilde spielte mir — sie spielte schon damals sehr gut — russische Komponisten vor: Borodin und Rimski-Korssakow. Auch hier fanden sich schöne, ansprechende Motive, so daß ich, wenn auch auf Umwegen, mehr Russisch kennenlernte, als es Balten in diesen Jahren sonst möglich war. Sie ergänzten in entscheidender Weise das, was wir in der Schule lernten. Die alten russischen Sagen erinnerten oft an die germanischen; die Erzählung von Igors Heerzug ist ja auch auf einen Waräger gemünzt. Auch die altslawischen zeigen ähnlichen Geist. Die Bekanntschaft mit späterer Literatur zeigte uns einen großen Reichtum bis Puschkin, Gogol und Turgenjew. Namentlich dieser wurde uns zum Schluß der Schule durch einen feinsinnigen Mann nahegebracht. Jetzt wurden wir schon in die künstlerischen Feinheiten beim Aufbau Turgenjewscher Romane eingeführt, und Puschkins Genie wurde in das rechte Licht gestellt.

Der Zwiespalt zwischen diesen geweckten Sympathien und der dem Balten natürlichen politischen Haltung hat mir die Jahre über innerlich zu schaffen gemacht. Hinzu kam dann die Bekanntschaft mit den ätzenden Schriften Artzibaschews, den frühen Werken Gorkis, der Abkehr Tolstois von seinen eigenen großen Kunstwerken, Brüche, die tiefer gingen, als es durch natürliche Spannungen in einem großen Volke erklärlich wäre.

In Wösso wohnte fast jeden Sommer eine russische Professorenwitwe L e d a n o w mit ihren drei Töchtern, Lehrerinnen, vor allem an den deutschen Kirchenschulen Petersburgs, die den Ruf geradezu muster-gültiger Erziehungsstätten hatten. Die älteste hat meiner Entwicklung sehr geholfen. Sie war ein schlanker, feiner Mensch, mit griechischem Profil, blauen Augen, einem etwas spitz zulaufenden Kinn. Sie machte mich auf Knut Hamsun aufmerksam, den sie außerordentlich schätzte. Ihre ganz leisen Kritiken am baltischen Burschenwesen ließen mich aufmerken, ihre ganze ruhige Art übte auch ohne viele Erörterungen einen

bildenden Einfluß aus, den ich damals dankbar spürte. Auch sie hatte an mir Gefallen gefunden, und als ich nach Abschluß des Abiturs den Sommer verbracht hatte, um an das Studium in Riga zu gehen, da begleitete sie mich mehrere Kilometer bis zum großen Sandberg. Ich küßte ihr gerührt die Hand; wir waren beide etwas wehmütig.

Hilda war um diese Zeit im Chateau de la Jouetion in Genf, einem Mädcheninstitut, von wo sie später ausbrach, um in Paris Musik, rhythmische Gymnastik und Tanz zu treiben.

In diese Zeit fiel meine Konfirmation. Einige Wochen lang hatten wir vor der Schule im Rückgebäude des Pastorats unsere Konfirmationsstunde, Katechismus und Gebote standen im Zentrum. Und Pastor Hahn erfüllte sein Amt nicht mit der bürgerlichen Behäbigkeit Wieckmanns, sondern war stets von seiner Sache erfüllt. Er wettete über einen, der gesagt hätte, auch an die Bibel müsse man mit geschichtlicher Kritik herangehen. So ein grüner Junge wage es, anzutasten, woran alle Generationen verehrend geglaubt hätten! Hier erwachte bei mir zuerst eine Stimme, eine protestierende. Dann berichtete er über das fühlbare Eingreifen Gottes auch in unserer Zeit. Diese Erzählung weckte nun erst recht bei mir ketzerische Gefühle, die s e waren es, die in der Konfirmationszeit selbst geboren wurden. Sie wurden damals jedoch durch die starke Persönlichkeit Hahns überdeckt, der sonst eine Haltung forderte, der auch ich nur Achtung entgegenbringen konnte. Vor der feierlichen Handlung empfing Hahn jeden einzeln, gleichsam zur Beichte. Er erzählte dabei, meine Mutter sei sehr gläubig gewesen und so gestorben, auch von meinem Vater hoffe er, daß er zu Gott eingegangen sei. Das war eine merkbare Kritik. Soweit ich weiß, ist mein Vater nie in der Kirche gewesen. Falls die Krankheit hier bedingend gewesen sein sollte, so hatte er doch auch vermieden, einen Pastor zu sich zu bitten. Über religiöse Überzeugungen meines Vaters weiß ich also nichts, aus seinem ganzen Verhalten kann ich jedoch nur entnehmen, daß er sich der Kirche entwachsen fühlte.

Als Konfirmationsgeschenke gab es wie üblich Ringe und Uhren. Mein Vormund brachte mir eine Geschichte der Negermission. Meine Tante aber hatte still das Beste getroffen, die mehrbändige Kunstgeschichte von Lübke. In diese vertiefte ich mich nun mit aller Leidenschaft. Die Kunst der Griechen und der europäischen Stile begann sich bei mir deutlicher abzugrenzen und bewirkte eine frühreife Urteilskraft in Fragen der bildenden Kunst, weil praktische Übung sich hier mit erlesenem Gut vereinigen konnten.

Moderne Kunst lernte ich kennen im Deutschen Verein. In dessen Lese-

saal lagen die deutschen Kunstzeitschriften, und zweifellos bin ich bei aller Liebe zur Geschichte eine Zeitlang dem Jugendstil verfallen gewesen, zum mindesten seiner Theorie, daß eine neue technische Zeit nicht die alten Stile verwenden dürfe, sondern selbst einen zu prägen habe. Daß die Erfüllung dieses Wunsches meist mangelhaft war, wurde mir erst nach und nach bewußt. Aber immerhin, zum ersten Male wurden mir Namen wie Vandervelde, Mutherius, Behrens, Riemenschmied, Dülfer usw. ein Begriff. Schüchterne Möbelentwürfe zu Hause zeigten die Hilflosigkeit meines Suchens, was ich selbst sehr bald empfand und die geschwungenen Schränke auf den Papieren in den Ofen wandern ließ.

Einer, so schien es mir in so großer Entfernung von Deutschland, hätte es herausgefunden: Peter Behrens. Ich besorgte mir später die Chronographie über ihn und hielt über seine Weise in der Prima einen Vortrag. Die Turbinenhalle der AEG war sicher eine Tat, und schließlich die deutsche Botschaft in St. Petersburg bedeutete den Frieden mit artgewordener antik-deutscher Form.

Ein eigener künstlerischer Erfolg fiel in diese Primazeit. In Wösso hatte ich mich geübt, nicht nur mit Blei zu zeichnen, sondern auf grauem Kohlepapier mit schwarzer Kreide. Die Lichter wurden mit Deckfarbe herausgeholt. Dadurch verlor der Strich zwar an Unmittelbarkeit, die Arbeit aber gewann an Plastik. Nun zeichnete ich im Frühling das Häuschen Peters des Großen, als Studie recht gut gelungen. Im großen Saal des sogen. Spritzenhauses fand dann eine Ausstellung aller unserer Schülerzeichnungen statt, die auch vom genannten Kurator des Rigaer Lehrbezirks, Prutschenko, besichtigt wurde. Ihm gefiel meine Zeichnung derartig, daß er erklärte, sie könne nicht von einem Schüler, ohne Nachhilfe des Lehrers, gemacht worden sein. Jedenfalls ließ er sie fabelhaft rahmen und stiftete das Bild der Prima. Als ich mich bei einem Besuch Revals als Reichsminister für die besetzten Ostgebiete nach dem Bilde erkundigte, erfuhr ich, daß es immer noch da sei. Das war 32 Jahre später.

RIGA

Reval war eine Provinzstadt, Riga aber die unbestrittene Hauptstadt des Baltikums und sein wirtschaftliches Zentrum. An der breiten Düna gelegen, war es der gegebene Umschlagshafen für die Güter des Raumes dieses großen Flusses. Eine Rittergründung, eine freie Reichs- und Hansestadt. Vom andern Ufer gesehen ein breit gelagertes Bild mit starken

Akzenten der Kirchentürme. Links das massive, aber niedrige Ordensschloß, dann die Häuserfronten der Altstadt, aus ihr herausragend der Jakobikirchturm und das starke Dom-Massiv, mit kuppelförmigem Abschluß nach Brandvernichtung des einst spitzen Turmhelms. Und rechts, dem Panorama ein schönes Gleichgewicht gebend, der Turm der Petri-Kirche, der schönste Turm des ganzen Baltenlandes.

Von der Altstadt ist in Riga nicht so viel erhalten wie in Reval. Der quadratische Marktplatz vermittelte jedoch den Eindruck ehemaliger Geschlossenheit und Einheitlichkeit. Rathaus, Schwarzhäupter, hohe Bürgerbauten, der Roland, im Hintergrund der Petri-Kirchturm, das war ein einmalig schönes Bild.

Die deutsche Einwohnerschaft Rigas war aktiver und begüterer als die Revals. Eine Anzahl russischer und englischer Niederlassungen bereicherten die Lebenssphäre.

Die rigasche Gesellschaft fühlte sich geistig fortgeschrittener als die Revalenser, wurde sie doch weitgehend von Professoren bestimmt, jene nur von Oberlehrern. Die großen Techniker brachten eine weitere merklige Tonverstärkung mit sich, so daß die Rigaer Schnauze in Reval durchaus nicht beliebt war, der livländische Adel aber als besonders überheblich galt. Die Spannung zwischen „Barönischen“ und Städtischen war deshalb in Riga besonders spürbar, bis auf jene Kreise, die selbst dem Adel verschwägert waren oder einen nahen Verkehr mit ihm als Auszeichnung empfanden. Sympathisch war in dieser Atmosphäre das Bestehen eines selbstbewußten Handwerkertums, die Pflege der Kleinen Gilde auch gegenüber der Großen.

Sehr entscheidend für einen baltischen Studenten war der Entschluß, in ein Korps einzutreten oder „Wilder“ zu bleiben. Wenn ich diesen Einrichtungen einige Seiten widme und auch Namen nenne, so kann ich dies ruhig tun, denn ich rede von einer versunkenen Welt. Einst hatten die Institutionen des Baltikums ihr Lebensrecht und ihre Formkraft erwiesen. 1939 siedelte das Deutschtum dieses Landes in das Reich um. Dann kam der Sturm aus dem Osten und hat die Besten unter sich begraben oder zerstreut, ohne daß ihr Schicksal bekannt ist.

Das älteste baltische Korps, die „Curonia“ in Dorpat, wurde kurz nach den deutschen Bruderschaften gestiftet. Sie und alle nachfolgenden Gründungen sind das Rückgrat baltischer Widerstandskraft und gesellschaftlichen Verkehrs gewesen. Kaum ein Arzt, Pastor oder Lehrer, der nicht Mitglied des einen oder anderen Dorpater Korps gewesen war. Ähnlich gestalteten sich die Dinge, als das Rigaer Polytechnikum ins Leben gerufen

wurde. Drei deutsche Korps entstanden nach und nach: die „Fraternitas Baltica“, die „Fraternitas Concordi Rigensis“ und die „Rubonia“. Das erste Korps war adlig bedingt. Hier wurde großer Wert auf Namen, Erziehung, Form und Ausbildung der gesellschaftlich-diplomatischen Lebenshaltung gelegt. Ohne daß dies zu ganz einseitiger Art wurde, denn auch andere sich Meldende wurden aufgenommen und mancher gänzlich verschieden Geartete der Form der „Baltika“ eingefügt. Eine Reihe für ihr Land bedeutender Persönlichkeiten hat das Band dieser Korps getragen.

Das zweite bildete sich vornehmlich aus Kreisen der deutschen und eingedeutschten Handwerkerfamilien, Kleinkaufleute, ohne daß dabei auch andere Kreise fehlten. Die manchmal etwas ungehobelte Art der „Konkorden“ wurde oft bespöttelt, aber dieses Korps ist durchaus ein starker Erziehungsfaktor gerade dort gewesen, wo die sogenannte Kinderstube etwas gefehlt hatte. Der kernige Ton dieser Kameradschaft hat für viele einen starken Halt fürs Leben gegeben.

Die „Rubonia“ — die Römer nannten die Düna Rudon oder Rubon — wollte offenbar eine Lücke ausfüllen. In ihrer Satzung betonte sie den Willen, ein „zeitgemäßes Burschentum“ zu fördern, d. h. sie war von ihren Stiftern als ein stets vorwärtsblickendes Korps geplant worden. Es war deshalb auch mannigfacher zusammengesetzt: Adel, Bürgertum, Literaten, Handwerker, alle ziemlich gleichmäßig vertreten (Adel am wenigsten). Rein sozial hatte die „Rubonia“ also kein so bestimmtes Gesicht wie die beiden älteren Gründungen. Aber sie war deshalb auch weit weltoffener, weniger konventionell.

Die Philisterschaft der Verbindung bildete einen besonderen Verein zur Hilfe für das aktive Korps und nahm oft regen Anteil an der studentischen Entwicklung.

Ursprünglich wollte ich „Wilder“ bleiben. Neben dem Studium hatte ich mir viel vorgenommen im Zeichnen und Malen, Fortsetzung der philosophischen und geschichtlichen Studien. Kant und Schopenhauer standen auf dem Plan. Mein Bruder zog ein wütendes Gesicht, als ich ihm davon sprach und redete mir drastisch zu, keine weltfremden Dummheiten zu machen. Ich meldete mich tags darauf beim Oldemann als Fuchs. Bei aller Hochachtung vor Reichsgebräuchen fühlten sich die baltischen Korps den reichsdeutschen gegenüber als fortschrittlich. Es fehlte der ganze steife Trinkkomment, es fehlte die Bestimmungsmensur. Geschlagen wurde nur in ernsteren Fällen und dann bei Freilassung der ganzen Brust, aber Schutz des Gesichts. Dieses war nach baltischer Ansicht nicht dazu

da, zerhauen zu werden, um gar damit noch zu renommieren. Ferner konnte man sich als Duellant oder Antiduellant eintragen. Dieses verpflichtete zu besonderer Zurückhaltung; im übrigen hätte ein Ausnutzen dieser Möglichkeit bei Reibereien sehr bald zur moralischen Ächtung geführt, so daß ein Mißbrauch kaum vorgekommen ist.

Getrunken und Unfug getrieben wurde aber deshalb in Riga kaum weniger als in Jena. Täglich zu Mittag Fechten auf dem Quartier, Mittwoch und Sonnabend Gesang- und Kneipabend. Dazu so manche andere Gelegenheit und Kartenabende auf den Buden. Es ging viel Zeit darauf, aber bereut habe ich es nicht. Es hat sich so manche selbstverständliche Kameradschaft fürs Leben daraus entwickelt, so manche Charakterprobe gezeigt, und wenn das Wort vom alten Thode auch nicht ganz zutrifft, daß man mit 40 Jahren so reich an Erinnerungen sein müsse, um weitere 30 davon leben zu können, so habe ich dieser frohen Rigaer Jahre stets mit Freude gedacht, als ein großes Schicksal 1914 begann, die ganze Welt zu erschüttern.

*

Das Studium trat sehr zurück bis auf jene Fächer, an denen mein Herz hing: besonders Zeichnen. Jetzt machte ich mich mit allem Ernst an die Köpfe griechischer Klassik, schon mit besserem Ergebnis als früher. Dann wieder die Stadt, St. Peter, den Kreuzgang. Kunst- und Architekturgeschichte schloß sich an erste Entwürfe; Stilkunde, auch die die Vorstellungskraft ganz außerordentlich schulende darstellende Geometrie, das interessierte. Aber sauer wurde mir die höhere Mathematik, Statik, Eisenbetonberechnungen. Und wozu ich nochmals Physik und Chemie lernen sollte, Buchhaltung und Kristallographie? Das ließ sich nur aus dem russischen Raum ohne Spezialisten erklären. Es blieb also vieles, vieles liegen. Dafür saß ich oft im Theater. Richard Wagners Tondramen sah und hörte ich hier zum ersten Male in einem Hause, wo Wagner einst selbst dirigiert hatte. Ich mußte lügen, wenn ich erklären würde, die Werke hätten mich im Innersten erschüttert. Ich erfaßte wohl mit einem Male nicht die ganze Konzeption des „Ringes“, aber es trat mir hier doch ein geniales Temperament entgegen, zu dem ich keinen Gleichklang fand. In den „Meistersingern“, später im „Tristan“ aber, da ging mir das Herz auf. Dieser erste Eindruck ist mir bis auf heute geblieben. Ihn habe ich mir so zu erklären versucht, daß Wagner an die Bühne derartige Anforderungen stellt, daß diese ihm nicht nachkommen kann. Als ich in späteren Jahren von

Wagner selbst las, daß er über viele Aufführungen empört gewesen sei, fühlte ich mich ein wenig entschuldigt. Ich glaube auch, Frau Winifried Wagner hatte mir meine auch geäußerten Gefühle nicht übel genommen, und als ich einst als ihr Gast die Götterdämmerung in Bayreuth sah, da entdeckte ich das „Märchen“, und das lockerte dann die bisherige Kälte. Mit dem Inhalt aber, etwa der „Walküre“, habe ich mich nie zu befreunden vermocht, die Standpredigt, die sonderbare, zuerst der Brunhild zuge dachte Strophe Wotans, das stellte Anforderungen, die mir nicht germanisch-götterhaft erschienen.

Schiller, Molière, modernere Autoren kamen hinzu, so daß das Theater von Riga mir zu einer großen Bildungsstätte wurde. Und zur Musik fand ich einen endgültigen Zugang. In Reval hatte ich zwar Symphoniekonzerte besucht, Lamonds Beethoven-Interpretation gehört, aber erst in Riga reifte ich weiter hinein und fand jetzt ein innerliches Verhältnis zu jenem Größten, was deutsche Kunst überhaupt geschaffen hat. Aber es war nicht zu leugnen, was mir am Herzen lag: bildende Kunst, Zeit für philosophische Studien. Das kam im Burschenleben zu kurz.

War ich im Sommer sonst mit der mütterlichen Verwandtschaft zusammen gewesen, so kamen die Tanten jetzt, angeregt durch die Witwe eines in München plötzlich verstorbenen Onkels Alexander, auf den Gedanken, dort einen Sommer zu verbringen. Plan einer Wasserkur für alle in Wörrishofen. Ich freute mich, zum ersten Male ins Reich fahren zu können. Die sparsame Tante Lydia schrieb an Tante Cilla in Moskau. Sie rechnete sich die Kosten aus und glaubte, es riskieren zu können. So kam ich denn nach Berlin, besuchte die Hygiene-Ausstellung in Dresden und sah Rau als Leichtathleten seine Triumphe auf der Aschenbahn feiern. Vor allem aber: ich besuchte die „Dresdener Galerie“ und faßte jetzt mit ganz neuen Augen Rembrandt, Vermeer, Raffael. Mit vollem Bewußtsein sah ich schon Komposition und Farbe, Stil und Gehalt, Persönlichkeit und Leben. Am tiefsten bei Rembrandt, dem ich, als ich seinen Titus und den Verlorenen Sohn in der Eremitage neu gesehen hatte, bei einem zweiten Besuch in Petersburg wirklich verfallen war. Auch dieses Erlebnis war bei mir gleichgeblieben, als ich später vor sein letztes Selbstbildnis in München trat (Sammlung Carstanjen).

Im damals noch recht wenig bepflanzten, im übrigen auch sonst mit wenigen Reizen ausgestatteten Badeort Wörrishofen machte ich die Wassertreterei nicht mit. Als das Eichhörnchenfüttern auch langweilig wurde, begann ich die deutsche Presse im Kurhaus zu lesen. Ich lernte hier zum ersten Male die deutsche Parteienwelt ein wenig kennen. Der

Fall des Pastors Jatho bewegte damals die orthodoxen und freisinnigen Gemüter. Es wurde allseitig heftig gewettert, aber den Geist der Sozialdemokratie begann ich zu begreifen, als ihre Zeitungen die gewiß schmerzlichen Ereignisse in der Familie Wagner mit einer peinlichen Wollust behandelten. Im Sinne etwa: da seht, ihr Arbeiter, die Moral eurer nationalistischen Intelligenz! Mein Bild vom Reich begann im Kopf etwas plastischer zu werden . . .

Dann wurden Fahrten und Fußstouren ins bayrische Hochland und zu den Königsschlössern unternommen.

Es kann nicht meine Aufgabe sein, das zu schildern, aber mir wurde damit das Erlebnis einer ganz anderen Landschaft, als sie mir Estland gezeigt hatte, zuteil. Die saftigen Wiesen des hohen Allgäu, die Felsenwucht der Partnach- und Breitach-Klamm, die Türme der Bayrischen Alpen, die Städte Füssen, München, Nürnberg, Lindau, das alles sah und erlebte ich zusammen mit den Menschen. Das „Grüß-Gott“ eines Bauern bei einer Begegnung klang wunderbar, und die freundlichen Kutscher der Pferde-Omnibusse wirkten gleichsam heimatlich. Ich ahnte nicht, daß diese Erlebnisse einmal die Veranlassung sein sollten, mir München als zweite Heimat zu wählen.

Als ich von der Bayernfahrt nach Wörrishofen zurückkehrte, verwirklichte ich einen langehegten Plan: ich bestellte mir die ersten Bände von Deußens „Allg. Geschichte der Philosophie“, d. h. die indische Philosophie. Als die Bücher ankamen, legte ich mich unter einen Apfelbaum unseres Pensionsgartens und studierte dort unentwegt. Es war anfangs nicht leicht, die indischen Namen und wichtigsten Begriffe sich einzuprägen, sich Klang und Betonung zu merken. Aber nach und nach belebte sich der indische Pantheon und ich sah die altarischen Denker und Dichter am Werk. Götter des Himmels und des Lichts traten hervor, das Einheitslied des Dirgatamas, der Schöpfungshymnus, das alles begann sich einzuprägen. Es entstand eine Vorstellung von den Weden und der Entwicklung zum priesterlichen Brahmaismus, schließlich die Reformation durch die Atman-Lehre; dann Verfall, neue philosophische Systeme, Buddhismus.

Mit diesen Arbeiten legte ich eine recht solide Grundlage, die ich später mit Hilfe der einzigartigen Bayrischen Staatsbibliothek ausbauen konnte. Ich gewann hier den Glauben, daß Altindien so vieles an Reichtum enthält, was über Jahrtausende hinweg befruchtend, in vielem auch befreiend, wirken könnte, eine Überzeugung, die später durch Lesen indischer Lyrik, indischer Sprüche noch vertieft wurde und zu bestimmten Planungen führte, die alle in der Katastrophe von 1945 jetzt untergegangen sind.

Über Nürnberg, Weimar, Eisenach-Wartburg fuhren wir in die Heimat zurück.



Im Mai, vor meiner Reise, hatte mich Hilda auf ein paar Tage besucht. Sie war zu Hause gewesen, um sich mit ihren Eltern auszusprechen, die über den Ausbruch aus der Schweizer Pension in das Pariser Leben sehr unzufrieden waren. Sie hatten sich aber überzeugen lassen, daß hier ein ernster Arbeitswille vorlag, und so fuhr Hilda wieder nach Paris; gewandter, reifer als ich, wie ich bemerkte, und wie sie fühlte. Sie nahm Musikstunden beim bekannten Professor L a n d o r m y, lernte rhythmische Gymnastik bei Jean d'Udine, einem Freund von Dalcroze, wollte sich im Tanz ausbilden. Sie hatte in Dinge geblickt, die ich mir noch nicht erarbeitet hatte und erzählte von Rollands „Jean Christophe“. Ich war noch Fuchs, unglücklicherweise verpflichtet, bei Festlichkeiten im Kaiserwald mitzuwirken und in mittelalterlicher Uniform das Volk in Wallensteins Lager mit maskieren zu helfen. Trotzdem war es schön, und ich wünschte ihr viel Arbeit und Freude.

Aber ihr Besuch und die Reise nach Deutschland ließen bei mir einen Gedanken hochkommen, der mich nicht mehr losließ: mein Studium im Reich fortzusetzen. Gewiß, ich hatte eine gute Kameradschaft gefunden, das Leben Rigas bot vieles, was ebenso bildend war wie unterhaltend, aber diese Umwelt war technisch und kaufmännisch, nicht künstlerisch. Wir Architekten waren, wie ich manchmal sagte, unter den Chemikern und Maschinenbauern die einzig fühlende Brust. Unser Kunstmuseum barg außer einem schönen Spitzweg nur wenig Hervorragendes. Was kunstbeflissen war, ging nach Petersburg oder München. Zudem die Rigaer Gesellschaft . . .

Die deutsche Gesellschaft, eingeengt unter der lettischen und russischen Kritik, bewegte sich bei aller Vorherrschaft im Stadtreiment doch nicht mit ungezwungener Sicherheit. Die baltische Gemütlichkeit, wenn man auf dem Lande unter sich war, zeigte sich nach außen hin als oft alttantenhafte Beschränktheit. Was „man“ durfte oder nicht, war für freier schöpfende Menschen eine sehr behindernde Schranke. Dazu kam die Aufspaltung, wie sie sich durch die drei Korps ergab. Jedes Korps hatte den Kreis, in dem es hauptsächlich verkehrte. Differenzen der Korporationen fanden hier ihren Widerhall, die Verfehlung etwa des Angehörigen eines Korps fand ätzende Kritik in den beiden andern Lagern. Das mag alles

etwas kraß ausgedrückt sein, im täglichen Leben selbst trat auch das nicht stets in Erscheinung, aber das Wissen um die Tatsächlichkeit des Zustandes beengte mir doch oft das Gemüt, obgleich ich es als Auswärtiger noch leichter hatte, als die eingeborenen Rigenser mit ihrem alten Bekanntenkreis.

Das alles trieb mich nach Deutschland. Mit meinen Vormündern — dem Großvater und einem Verwandten in Reval — hatte ich zunächst einen schweren Strauß zu bestehen. Ich schrieb nach Darmstadt und Karlsruhe. Antwort: Wir können Sie aufnehmen, aber als russischer Staatsangehöriger erhalten Sie hier auch bei Abschluß keine Rechte.

Da war das alte Volksstaats-Problem wieder in seiner ganzen Nacktheit. Trotzdem aber: ich schrieb ein Gesuch um Entlassung aus der T. H. und gab es auf dem Sekretariat ab. Auf dem Wege zum C! Q! treffe ich einen Landsmann und sage ihm das. Du Glücklicher, ist die Antwort. Auf dem C! Q! teile ich die Sache einem Landsmann mit, auf dessen Vorschlag mir die Farben verliehen worden waren. Er machte ein ernstes Gesicht, nahm mich beiseite und sagte mir: „Sieh mal, als wir in der Revolution weg waren und schließlich wiederkehrten, da konnten wir nicht arbeiten. Wir mußten unsere Gemeinschaft wieder bauen, die Jüngeren heranziehen, um wieder eine Zelle unserer Heimat lebendig zu machen. Das haben wir getan eben um der Heimat willen. Ich kann dich schon verstehen, aber denke auch daran. Du hast jetzt ein Jahr verlebt, man hat dir viel gegeben. Du bist aufgenommen worden in eine Kameradschaft, die dir vielleicht das ganze Leben hindurch eine Stütze sein kann. Willst du jetzt fortgehen? Was würde aus der Heimat, wenn alle so denken würden?“

Ich sah E. W. betroffen an. Zwar waren mir Stimmen des Unterbewußtseins gekommen, die Ähnliches sagten. Ich stand plötzlich vor einer ernstesten Entscheidung für das ganze Leben. Ein Studium in Deutschland erschien als Freiheit, Ausweitung, schließlich als Abschied und Eintritt in den Reichsverband. Zu Hause, Kameradschaft ja, aber Beengtheit, jedoch Heimat. Was wählen? Das sind Augenblicke im Menschenleben, wo das Problem des freien Willens in der Praxis des Alltags auftritt. Hätte ich anders entschieden, wenn ich geschwiegen und E. W. nicht unterrichtet hätte? Aber schließlich war es doch *ich*, der zu entscheiden hatte.

Ich drückte ihm die Hand: „Du hast recht. Es wäre undankbar. Ich bleibe.“

Ich ging in die T. H. zurück und ließ mir vom erstaunten Sekretär mein Austrittsgesuch wiedergeben.

Das Leben nahm seinen Gang. Ich arbeitete ein wenig, machte ein paar leichtere Examen, war aber die meiste Zeit mit meinen Kameraden zusammen. Auf dem C! Q!, auf dem Tennisplatz, bei Spaziergängen. Dann aber erübrigte ich mir doch noch Zeit für die nie aus den Augen gelassenen philosophischen Studien. Sonnabends nachmittags vertiefte ich mich in Kant. Mit einiger Mühe folgte ich dieser Systematik, aber nach und nach ordnete sich in meinem Kopf die Vorstellung von den Funktionen unseres Denkens, ein fortschreitendes Erwachen erkenntnis-kritischer Fähigkeiten fühlte ich nach und nach feststellen zu können. Auch Schopenhauer hatte ich mir besorgt und verfiel sehr bald dieser Persönlichkeit, ihrer Unverwüstlichkeit, ihrem wunderbaren Stil. Besonders die Schrift über die vierfache Wurzel des Satzes vom zureichenden Grund erschien mir als ein Musterbeispiel für klaren Aufbau und folgerichtige Durchführung des behandelten Gedankens — ganz abgesehen von der Aufklärung über die Formen der Gesetzlichkeit dieses Daseins. Mit Schopenhauers Willensauffassung, am Ende also mit seiner Zentralanschauung, habe ich mich später verneinend auseinandergesetzt, als ich in München mich ihm erneut und gereifter widmete. Aber gerade dieses Beispiel zeigte mir, wie manches andere, daß es sich bei schöpferischen Einflüssen durchaus nicht immer um Übereinstimmungen zu handeln braucht. Nicht ein beraushtes Jasagen zu den Gedanken eines Großen vermag dessen Wirkung auszuschöpfen, sondern vielfach kommt sie auch dort zum Durchbruch, wo sich ein Protest regt. Auf dem Wege zu s e i n e m Ziel hat Schopenhauer derartig verschwenderisch Licht auf Leben und Menschen ausgestreut, daß auch einer, der sich von diesem Ziel abwendet, auf dem Wege doch unendlich reicher geworden ist.

Am Abend nach diesem Studium saß ich dann beim Bier und sprach die üblichen Dinge über Riga und Leute, hörte nicht selten banalste Witze und mußte mir gestehen, daß ich mich durchaus nicht fremd fühlte, sondern auch diese Seite des Lebens verstand. Ein kleinerer Kreis der 1910 zusammen mit mir Eingetretenen hielt hier eng zusammen, einer davon hat mich das Leben über begleitet, auch die anderen wären mir nahe geblieben, hätte ein großes Schicksal sie nicht zerstreut. A. S. war ein geradezu mädchenhaft aussehender Junge, aber dabei scharf denkend, aggressiv, manchmal, nicht immer, sympathisch überzogen, aber ein lebendiger kritischer Kopf. Ihn habe ich später oft angehört. Sonnabends nachts habe ich ihn dann öfters nach Haus begleitet und den Sonntag bei ihm verbracht. Das waren schöne stille Stunden, sie halfen mit, eine Jugendkameradschaft zu festigen.

Die Liebe zur Baukunst erhielt durch Besuch der Vorlesungen nun ihre strukturelle Ergänzung. Erst die genaue Kenntnis auch der Teile eines griechischen Tempels und der Funktionen seiner Gliederungen ergeben den Einblick in den ganzen Reichtum dieser Schöpfung. Kenntnis und Nachzeichnen zusammen ergeben erst plastisches Bewußtsein. In der Genauigkeit der Linienführung, wenn man sie selbst mit der Hand nachbildet, werden die Schönheiten der Form erst volle Wirklichkeit. So waren die Übungen der Architekturformen für mich zu einem erzieherischen Element geworden, denen ich ganz Außerordentliches verdanke. Und schließlich: taucht man in den Zahlenzauber der Eisenbetonberechnung ein, dann gewinnt man ebenfalls Respekt gegenüber dem mathematischen Scharfsinn, der hier am Werke ist. Ich fand es auch sehr glücklich, daß die Geschichte der Architektur nicht nur historisch gelehrt wurde, sondern nach Konstruktionsprinzipien. Zum Beispiel: Entwicklung des Zentral- und Basilikalbaues durch die Zeiten und Stilformen hindurch. Ich habe daraus später Schlußfolgerungen gezogen über den Geist und den Willen, der im Zentralbau zum Ausdruck kommt, aber erst viel später begriff ich, warum die Griechen ihren vier eck i g e n Bau auf die ein s t r u n d e n Grundrisse der überwundenen Urbevölkerung setzten. Aber wenn ich ehrlich sein soll, muß ich sagen, daß ich viel mehr hätte arbeiten können.



Ich schrieb Hilda, sie berichtete mir von ihrer Arbeit. Dann nahm sie für eine Zeitlang eine Stelle bei den Amerys in England an, um den Kindern deutsche Konversation beizubringen und dabei selbst weiter Englisch zu lernen. Aber dann schloß der Briefwechsel ein, bis ich ihr telegraphierte, ob ich sie in Paris besuchen könnte. Umgehend Antwort, ich solle kommen, sie wäre glücklich. Um nicht von den Vormündern eine Sondergenehmigung erkämpfen zu müssen, pumpten mir meine guten Tanten das Reise-geld, und Mitte April 1914 fuhr ich in die Stadt, welche ich lieben lernte und die schönsten Kostbarkeiten der eigenen und allgemeineuropäischen Kultur beherbergte.

Hilda wohnte in einer zur Rue Raspail an der Kreuzung mit dem Boulevard Montparnasse führenden Gasse, wo sie sich sehr schlicht zwei Zimmer gerichtet hatte. Ich quartierte mich in der Nähe ein, im Grand Hotel de la Haute Loire, ein pompöser Name mit bescheidenem Innern. Mein erster Gang führte natürlich in den Louvre. Über Leonardo hatte

ich eine von Maire Herzfeld besorgte Zusammenstellung seiner Zeichnungen, technischen Entwürfe und Sprüche zu Hause, auch das Werk Mereschkowskis war mir bekannt. So fügte sich der Eindruck der Mona Lisa, aber besonders auch der Hl. Anna in die allgemeine Vorstellung von der geheimnisvollen Gewalt dieser Persönlichkeit. Jetzt wanderte ich schon mit einiger inneren Reife zu den großen Werken europäischer Malerei: Holbeins Erasmus, das Männerbildnis Tintoretto's; und alles andre Große zwang natürlich, wiederzukommen.

Die Venus von Milo und die Nike von Samothrake stellten die Spannweite griechischer Skulpturen dar. In der scheinbaren Gelassenheit der ersten ruht eine große vitale Kraft, welche die rassistisch-geistige Kluft jedem wirklich offenen Auge beweist, wenn man mit ihr die Erzeugnisse kretisch-minoischer Kultur vergleicht, die mit ihrem enggeschnürten Figürchen gleichsam bewußt das Gegenteil betonen will. Die viel spätere Nike v. S. hat diese Ruhe nicht, ein Wind preßt gleichsam ihr Gewand an den Körper, der dann mit wunderbarer Linienführung herausgearbeitet wird. Gewiß, das ist bewußt sinnlicher als die nackte Venus, aber es ist mit einmaliger Meisterschaft gestaltet. Bedenkt man, was alles in den Museen Europas aus griechischer Plastik geborgen ist, da kann man sich manchmal fragen, ob die Hellenen nicht Steine gehauen, wie wir Romane geschrieben?

Dann folgten Luxembourg und das Pantheon, dieses eine künstlerische Enttäuschung. Die gemeißelten Denkmäler der Großen des französischen Volkes sind wahllos herumgestellt, z. T. in einem pompösen Stil, dem jede Würde für den Zweck ihrer Herstellung mangelt. Puvis de Chavannes versöhnt ein wenig. Seine Wandgemälde über das Leben der Hl. Genevieve sind schlicht und geben die leicht dunstige, hell-grau-violette Stimmung der Pariser Landschaft schön wieder. Das Bild der über Paris wachenden Schutzheiligen ist einfach und rührend. Vor dem Pantheon, in einem Winkel, Rodins „Denker“. Ein merkwürdiger Titel, denn es ist ein harter, muskulöser männlicher Körper, der hier zusammengekauert in einer eigentümlichen Stellung dasitzt. Ich habe mir das damals so gedeutet: einem Arbeiter ist ein ihm alles erschütterndes Schicksal über den Weg gegangen, und plötzlich muß dieser, bisher nur mit dem Körper Tätige, über das Wesen dieses Lebens nachdenken: nicht philosophisch-gelassen, sondern ganz plötzlich, in einer starken Bewegung ergriffen, erstarrt.

Dann die Kathedralen! Da Notre Dame darauf verzichtet hat, die hochstrebende Tendenz der Gotik zu vollenden und sich mit abgeflachten Türmen begnügte, so hat diesem Bau die Freilegung des Vorplatzes nicht so geschadet, wie etwa dem Ulmer Münster. Hier wird die Höhe durch

das Fehlen eines Maßstabes um ihre Wirkung gebracht und die Öde des großen Platzes steht in kulturlosem Kontrast zum Wunderwerk Ulrich Ensingers. Notre Dame in Paris ist französisch-horizontaler betont und liegt, von rückwärts gesehen, wie ein grandioses Ungeheuer inmitten der Seine-Insel. St. Germain l'Auxerrois verzichtet auf die sonstige Farbestimmung des Innern. Sein Hauptschiff erhält das Licht durch kühle grüne Fenster, die dem Raum etwas Zurückhaltendes geben.

Dann die Brücken der Seine, die Boulevards und alles das, was tausendmal beschrieben worden ist und was zu schildern ich mir nicht vornehmen kann. Nur einige kurze Bemerkungen. Die neuere Zeit hat in Paris, wie in allen Großstädten, Vorstädte erstehen lassen. Hier sind sie besonders schmutzig. Man begreift, daß in ihnen sich alles ablagert, was sich im Zentrum nicht halten kann, daß Abenteurer vieler Länder hier Unterschlupf suchen, daß dies der „rote Gürtel“ um den bourgeoisen Kern ist. Dieser aber ist in der wohllichsten Architektur gebaut, die ich kenne. Die Häuserfronten etwa des Boulevard St-Michel sind gleich im großen komponiert, in durchgehend gleicher, zurückhaltend grauer Farbe gehalten. Die Balkone zerstören nicht die Fassade, sondern liegen flach vor den Wohnungen, oft in durchlaufender Galerie. Vergleicht man hiermit die zwanzig Eisenkäfige, die nicht selten aus einer einzigen Fassade Neu-Berlins heraushängen, so erfreut man sich hier des Sieges einer alten Bauüberlieferung über manche verständlichen Wünsche des Großstädtlers. Der Berliner des Ostens liebt eine grüne Ecke, die er mit Sorgfalt pflegt, eine Loggia wieder würde ihn Raum von seiner oft so kleinen Wohnung kosten. Deshalb, sehr verständlich, die Wünsche nach einem eigenen Balkon. Bleibt aber doch dem Architekten, Städtebauer und Bauherrn das Problem, hier eine befriedigende Lösung zu finden. Frankreich hat das für sich getan, die neueren Häuser in Deutschland zeigen deutlich des Bestreben, die Loggia-Form zu wählen und nach ihr dann die Wohnung selbst zu entwerfen. Der Jugendstil hatte im Pariser Bild kaum Bauten hinterlassen; allerdings merkte man auch nichts von wirklich neuschöpferischen Formen, nach denen unser Zeitalter eben noch rief. Versuche neuer Möbel, fast immer kläglich, „ganz neu“ zu werden, mit hellen Kachelhäusern, gaben Katastrophen. Die „Independants“, deren Ausstellung ich besuchte, ein Haufen künstlerischer Impotenz. Was muß da in Paris alles von der Place Pigalle bis Montparnasse an „Künstlern“ aus aller Welt hausen, um dieses Chaos zu zeugen! Der Große Salon wieder sehr konventionell, Durchschnitt, kein wirkliches Suchen der Natur, wie einst die Schule von Fontainebleau, ja auch nicht die frech-kühne Art der früheren Impres-

sionisten. Frankreich hatte offenbar eine Atempause eingelegt, wenn es nicht etwas Schlimmeres war.

In der Großen Oper sah ich mir den „Parzifal“ an. Sicher ein grober Mißgriff. Denn: so schön das Französische in der Konversation sein kann, so flach wirkt es auf mich in der Oper.

Hilda war mittlerweile eine bevorzugte Schülerin von Jean d'Udine geworden und unterstützte ihn in seinem Unterricht. Diesen sah ich mir einmal in seinem amphitheatralisch gebauten Saale an. Ich schätzte diese rhythmische Methode als eine ausgezeichnete Form, den Körper zu beherrschen, weitergehenden Lobeshymnen gegenüber aber hatte ich mich verschlossen. Ob mit Recht, vermag ich nicht zu entscheiden. Hilda selbst gab ebenfalls Stunden, und auch hier verfolgte ich die strenge Präzision aller Übungen mit großem Interesse.

Im Café de la Rotonde an der Ecke Raspail-Montparnasse, wo ich täglich frühstückte und wo das Künstlervolk der Umgebung abends zusammenkam, war die Stimmung ebenfalls sympathisch. Damals war es noch ein kleines, altfranzösisch hergerichtetes Lokal, nicht das Monstrum, das später entstanden ist. Der Name Hilda L. war dort schon recht bekannt, von dem russischen Ballett war man an H. herangetreten, um eventuelle Tournees zu besprechen. So erhielt ich Einblick in Arbeit und Umwelt H.'s. Im übrigen glaubte ich, daß wir uns für die Zukunft zusammenfinden würden.

Wir besuchten St. Cloud, St. Germain, Marly le Roi. Ich hatte mir Skizzenbücher gekauft und machte eine Anzahl Studien (die ich später bei Riga im Eisenbahnabteil liegenließ). Der Kontrast dieses Stils mit dem republikanischen Frankreich fiel mir damals ganz besonders auf. Allerdings auch, womit das alles einst *b e z a h l t* worden war.

Nach etwa drei Wochen fuhr ich wieder nach Riga zurück. Das Schicksal hatte mir vergönnt, meinen geistigen Erfahrungsschatz erheblich zu vergrößern.



Der Krieg machte sich bemerkbar. Schon vor der amtlichen russischen Mobilmachung wurden in Wösso und Umgebung die Pferde der Bauern requiriert und standen in Haufen herum. Die Menschen verließen fluchtartig ihre Sommerfrische. Nach der Kriegserklärung herrschte im Eisenbahnwagen wahre Panikstimmung, als ob die deutsche Flotte schon vor Reval stünde.

H. blieb daheim, verlor alle ihre Sachen, die sie in Paris zurückgelassen hatte.

In Riga begann das neue Semester im Zeichen des Krieges.

Im C! Q! präsiidierte dem Alter nach immer ein anderes Korps. Verhandlungssprache war alle Jahrzehnte über die deutsche gewesen. Jetzt stand das als Problem auf der Tagesordnung. Die Entscheidung fiel, wie angesichts der Lage nicht anders möglich, für die russische Sprache. Nur ein Zeichen dafür, in welche Lage jetzt das ganze Volksdeutschtum in Rußland geraten war, da dieses im Krieg mit dem Deutschen Reich stand.

Daß das Versprechen Peters des Großen, den Balten ihre Rechte für ewige Zeiten zu sichern, nicht ganz wörtlich genommen werden konnte angesichts der ganzen Weltentwicklung, war ja wohl auch dem verstocktesten Landmarschall klar. Aber immerhin hatten sie recht mit der Forderung, bei Veränderungen auch gehört zu werden und nicht bloßes Objekt allslawischer Angriffe und plötzlicher feindlicher Regierungsmaßnahmen zu sein. Diese Forderung haben sie mit aller Zähigkeit und mit Erfolg vertreten, bis die revolutionäre Lawine das Zarentum selbst fortriß. Die Balten fühlten sich, in etwas mittelalterlicher Form, als auf das Oberhaupt des Staates vereidigte Vasallen. Ihre Treue war durchaus persönlich gebunden, ohne Verpflichtung auf das, was alles im russischen Volkskörper gährte und sich zur Geltung bringen wollte. Deshalb hat sich das Baltentum politisch nicht gegen das Zarentum gewandt und sich von aktiv revolutionären Bewegungen ferngehalten.

Es vertrat ferner den Standpunkt, daß Rußland ja nicht in dem Sinne ein Nationalstaat sei, wie etwa Deutschland oder Frankreich. Ließ man die strittige Frage der Ukraine oder Weißrutheniens beiseite, so war klar, daß Finnland nicht russisch war. Der Zarentitel war ja auch mit dem Titel eines Großherzogs von Finnland in Personalunion genannt. Weder Balten noch Esten, noch Letten waren Russen. Alle Kaukasier waren alte Völker, Georgien war ein fast tausendjähriger Staat. Die Turkestaner waren von den Russen gänzlich verschieden. Rußland war also, bei aller natürlichen Vorherrschaft der Russen, ein Nationalitäten-Staat. Dieser Tatsache trug auch eine kluge russische Politik oft Rechnung, die aber durch andere Instinkte immer wieder durchkreuzt wurde. Was aus dem manchmal engen Baltenland hinausstrebte, um diplomatische oder militärische Fähigkeiten zu entwickeln, das ging an den Petersburger Hof. Ein Versuch, dies in Berlin zu tun, wäre an der Tatsache gescheitert, daß das etatistische Denken den Balten, als „Russen“, jeden Aufstieg unmöglich gemacht hätte. So steht denn das 19. Jahrhundert in diesem Zeichen. Ich will hier

nicht alle Namen aufzählen, aber es frappierte mich doch, daß, als ich einmal zwei dicke Bände durchblätterte, die der Suite Kaiser Alexander II. gewidmet waren, hier etwa 30 Prozent der Namen klar deutsch waren.

Die Sievers, Meyendorff, Beuckendorff, Osten-Sacken, Mohrenheim, Schilling, Wrangel, Essen, Völkersahm usw. sind aus der russischen Geschichte nicht wegzudenken, und wer die Memoiren nach 1918 gelesen hat, der wird eine große Zahl auch von baltischen Frauen am Hofe der Zarin, Jahrzehnte hindurch, feststellen. Russische Witze kursierten seit langem über diese Dinge. So sollte ein russischer Beamter ein Immediatgesuch an den Zaren eingereicht haben, mit der Bitte, ihn zu einem Deutschen zu ernennen, damit er Aussicht auf eine Laufbahn hätte. Ein anderer hätte es angesichts der vielen Deutschen in Petersburg nicht ausgehalten und gebeten, ihn nach Sibirien zu versetzen. Dort aber sei er von einem deutschen Gouverneur in Empfang genommen worden.

Es lag ja an sich in der Hand des russischen Staates, die Zahl der Deutschen zu beschränken oder ihnen unauffällig eine größere Karriere unmöglich zu machen. Nur wollten die Zaren dies nicht, weil die für ihr Riesenreich notwendigen Ausbaukräfte eben in starkem Maße vom deutschen Element geliefert wurden. Und das darf angesichts der ja jetzt der Vergangenheit angehörenden Entwicklung doch festgestellt werden: die Deutschen hatten ihre Stellung nicht Börsenspekulationen, geldbringenden Schiebungen zu verdanken, sondern ausschließlich persönlichem Einsatz. Denn als zum Beispiel Admiral Roschestwenski auf seine Todesfahrt nach Tsuschima geschickt wurde, da wählte er sich eine große Anzahl baltischer Offiziere: Admiral Baron Völkersahm als Befehlshaber des 2. Flottenverbandes, den Kapitän des eigenen Flaggschiffes, Kommandanten mehrerer Kreuzer. Schließlich hat auch einst Barclay de Tolly Rußland vor Napoleon gerettet, und als er abgesetzt wurde, blieb sein Chef des Stabes, Graf Toll, auch bei seinem Nachfolger bestimmend. Und Tottleben war es, der den Ruhm der Verteidigung Sebastopols im Krimkriege erwarb und zum Vater des modernen Verteidigungswesens wurde. An diese Dinge sind die Zaren durch die baltischen Adelsmarschälle und Kammerherren stets erinnert worden. Nicht ohne Erfolg, so daß Flutwellen des Angriffs doch wieder abebbten und Lebensmöglichkeiten blieben.

Gerechterweise aber soll zugegeben werden, daß der einzelne, auch gebildete Russe, von diesen Dingen nichts wissen mußte. 1914 trafen viele Offiziere, die ins Baltenland kommandiert wurden, erstaunt auf ein recht bestimmendes Volkstum, mit dem Rußland sich im Kriege befand. Als ich in Reval nach Kriegausbruch auf der Straße mit dem Deckel ging, hielt

mich ein Marineoffizier an und fragte mich, durchaus höflich, wie es möglich sei, daß mitten im Kriege hier deutsche Couleurs getragen würden. Ich klärte ihn auf, mit der Betonung, daß es ja in Riga auch ein russisches Korps gebe. Er hörte sich das alles zwar aufmerksam an, verabschiedete sich aber dann sehr reserviert und kopfschüttelnd.

Nun wurde das Deutschtum in den „baltischen Provinzen“ zum Zielobjekt großer Teile der russischen Presse, an der Spitze die „Nowoje Wremja“. Diese hatte viele „Korrespondenten“ ins Land geschickt, die die beleidigendsten Lügen in das Blatt brachten. Bald beherbergten die Balten Spione, dann hätte ein Gutsbesitzer ein Feld mit Kalk bestreut, um deutsche Flieger landen lassen zu können. Jede Lüge wurde zur amtlichen Wahrheit gestempelt, und in einem Land, in dem die Deutschen ein halbes Jahrhundert länger saßen, als die Russen, begann eine Verfolgung.

Eine deutsche Unterhaltung hat nicht selten Verschickung nach Sibirien eingetragen.



Daß ein schwerer nationaler Konflikt vorlag, ist unbestreitbar. Mit Deutschland verband sich ja nicht nur die Gründung Livlands überhaupt — nie waren die kulturellen Beziehungen in den Jahrhunderten abgebrochen. Herder war Prediger in Riga, Kants Hauptwerke sind zuerst in Riga erschienen, Victor Hehn schrieb eines der besten Bücher über Goethe, H. S. v. Bär lehrte in Königsberg, E. V. Bergmann galt als der erste deutsche Chirurg seiner Zeit. G. Dehio verfaßte eine der schönsten Geschichten der deutschen Kunst, W. Ostwald wurde einer der bedeutendsten Vertreter deutscher Physik, Glasenapp verfaßte die grundlegende Biographie über Richard Wagner, L. V. Schröder war bedeutender Indologe, einen Grafen A. Keyserlingk wollte Bismarck einst zum preußischen Kultusminister machen. J. v. Uexküll war ein bahnbrechender Vertreter einer neuen Umweltforschung, A. v. Harnack gilt als hervorragender Kirchenhistoriker und wurde Gründer der Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft . . .

Das alles war eine einmalige schöpferische Antwort auf alles das, was das Baltentum vom Deutschen Reich geistig erhalten hatte. Politisch war in neuerer Zeit eine Unterstützung durchaus abgelehnt worden. Als bei der ersten großen Russifizierungswelle bei Bismarck angefragt wurde, ob er nicht helfen wolle, hat er aus seiner reichsdeutschen Staatsraison strikt abgelehnt. Wegen der Balten wolle er sein gutes Verhältnis zum

russischen Reich nicht gefährden. Das war kalt und richtig; die Balten waren also auf sich ganz allein gestellt.

Als nun der große Krieg ausbrach, gab es gewiß solche, die alle Stimmen des Herzens schweigen ließen, die große Mehrzahl war mit dem ganzen Gefühl beim deutschen Volk, mit der praktisch erfüllten Pflicht beim russischen Reich. Eine solche Feststellung umfaßt geschichtliche und menschliche Tragik. Baltische Spione im russischen Heer hat es nicht gegeben, wohl aber viele baltische Offiziere, die pflichtbewußt kämpften wie die Russen selbst. Der russische Staat hatte die Studenten, soweit sie nicht Reserveoffiziere waren, nicht zum Heer einberufen. Das geschah, weil Rußland an Menschen ja Überfluß hatte, der sowieso nicht genügend ausgerüstet werden konnte, und weil das Studententum weitgehend revolutionär war und man Auswirkungen dieser Gesinnung unter den Soldaten befürchtete. So kam es dann, daß aus unserer Mitte nur eine kleine Anzahl die russische Offiziersuniform anzog, während die übrigen, darunter auch ich, die von der Möglichkeit eines Dienstaufschubs bis zur Beendigung des Studiums Gebrauch gemacht hatten, von der Einberufung freigeblieben sind.

Einige Kameraden hatten den Vormarsch nach Ostpreußen und Tannenberg mitgemacht. Sie brachten einige deutsche Zeitschriften mit. Überschriften wie „Es geht um alles“ zeigten den Ton der Aufsätze an. Ein Bild aber ist mir stets in Erinnerung geblieben: ein schlichtes Häuschen. Auf dem Giebel ein Kranz mit etwa folgender Inschrift: „Und ruft das Vaterland mich wieder zum Kriege auf als Landwehrmann, dann lege ich die Arbeit nieder und hänge meiner Fahne an.“ Nun ging unser studentisches Leben innerhalb der dicken Mauern des Pulverturms weiter. Wieder wurden auch die alten deutschen Volks- und Burschenlieder gesungen. Und mit uns sangen Menschen in russischer Uniform, denen das Herz besonders schmerzen mußte beim Gedanken, bald wieder ins Feld gegen das Volk zu ziehen, dessen Lieder auch die ihren waren. Nie aber ist meiner Erinnerung nach ein altes oder neues politisches deutsches Lied auf dem C! Q! gesungen worden. Ich habe z. B. die Wacht am Rhein nicht gehört. Nachträglich empfinde ich das als Ausdruck eines tiefen Taktes und Loyalitätsgefühles auch in der schmerzlichsten Lage. Angesichts elementarer Ausbrüche oder langdurchgeführter Verschwörungen, die manche Völker Europas zu verzeichnen hatten, sind ihnen obige Feststellungen unglauwürdig erschienen. Nichtsdestoweniger sind sie die Feststellung einer geschichtlichen Tatsache. Auf jeden Fall war die baltische Haltung würdig, ehrenvoll, mit bewußt auf sich genommenem tragischem

Schicksal. — In der Hilfe für deutsche Kriegsgefangene konnten jedoch die herrschenden Gefühle zum Ausdruck kommen. Viele Wäsche, Kleider, Bibliotheken wurden ins Innere Rußlands, nach Sibirien, geschickt, um eine oft furchtbare Not lindern zu helfen. Durch diese freiwillige Hilfe wurde Rußland selbst gegenüber dem Roten Kreuz entlastet, so daß diese Wirksamkeit einigermaßen ungehindert den Krieg über fortging.

Da mit dem Krieg alle Gedanken an eine Rückkehr nach Paris fortfielen, zog Hilda nach Riga, wo wir im Frühjahr 1915 heirateten, sehr zum Mißvergnügen des Vaters, der da meinte: Arbeit oder Heirat, beides zusammen geht wohl nicht. Aber er beruhigte sich bald.

Der Rückzug der russischen Heere aus Deutschland und das Heranrücken der Front veranlaßte die Regierung, in großem Umfang wichtige Industrien zu verlagern. Auch die Netz- und Konservenfabrik meines Schwiegervaters mußte weg, nach St. Petersburg. Somit begann sich das Leben aus der Heimat vielfach nach Rußland zu verlagern. Die T. H. mußte ebenfalls weg. Für sie hatte man Moskau ausersehen. Mit all ihren Materialien, mit Lehrkörper und Studentenschaft sollte sie in das Zentrum des Urrussentums ziehen. Während diese Verlagerung vor sich ging, zogen wir uns für den Sommer auf das Land zurück. Bei dem Pächter eines Gutes fanden wir Unterkunft und Pension. Ich konnte noch einmal in Ruhe malen und lesen. 1912 hatte ich Chamberlains „Goethe“ geschenkt erhalten und durchgearbeitet; es schien mir das beste Werk zu sein, das Chamberlain verfaßt hatte. Ich las es als Ganzes Hilda vor, die geduldig anhörte, was nicht immer sofort verstanden werden konnte.

Im Herbst zog sie zu ihren Eltern nach Petersburg und ich ging nach Moskau.

Damit versank die Heimat hinter mir. Krieg und Revolution warfen Menschen und Schicksale hin und her. Die alte Lebensform verfiel immer mehr, es blieb in den Herzen aber doch die Liebe zu dem Lande, das unbekümmert um Menschenschicksale lebte. Die Natur grünte und vergilbte, die Eichenwälder Kurlands rauschten wie immer, die Aa floß nach wie vor in großen Schlangenlinien durch die livländischen Auen, und der Sturm schlug hart und gesund um Estlands Küsten. „Mit Wort und Tat für Ehr' und Recht“, war der Wappenspruch meines Korps gewesen. Ihn habe ich zu erfüllen versucht. Es war ein Stück Heimat, ebenso wie die Erinnerung an Reval und Riga, an Wösso und Segewold, an das Meer und an den Wald und an das Haus in der Alten Poststraße.

II. RUSSLAND

Peter der Große wollte hier seinem Lande ein Fenster nach Europa aufstoßen. In den Newasümpfen befahl er seine Hauptstadt zu bauen, ohne Rücksicht auf Menschen, Gesundheit, Arbeitsschwierigkeiten. Ganze Wälder versanken als Roste in der Erde, um den Häusern eine Fundamentstütze zu geben. Aber am Ende entstand hier wirklich ein Rußland, das ein Stück Europa war. Breit strömte die gewaltige Newa durch die Stadt und schuf mit ihren Verästelungen Inseln und abgeschlossene Wohnviertel. Großzügig hatte das neue Petersburg die Newakais angelegt. An ihnen lagen die Häuser des russischen Adels, der Diplomatie, der hohen Hofbeamten. Scharf hob sich die goldene Turmadel der Peter-Paul-Festung heraus, deren Gewölbe die Särge russischer Zaren umschlossen; in den Kasematten aber wurden die russischen Revolutionäre eingekerkert. Breit gelagert das Winterpalais der Romanows, hinter drei Meter hohem Eisengitter. Mit leichterem Klassik, russisches Empire, die große Admiralität mit goldenen Turmspitzen. Und dann kommt man in den Newski Prospekt, die mehrere Kilometer lange Hauptader der Stadt. Vor dem Nicolai-Bahnhof das vielumstrittene Denkmal für Alexander III. Ein schwerer Mann auf einem Ungeheuer von Pferd, das er fest am Zügel hält. Ich fand es mit starker Kraft gestaltet, gleich ob einem die Symbolik — Zar und Rußland — paßte oder nicht.

In Petersburg lebten die altadligen Großgrundbesitzer aus ganz Rußland. Hier ließen sie ihre Kinder europäisch bilden, die Deutsch und Französisch wie ihre Muttersprache beherrschten und später in deutschen Bädern wie in Paris ebenso bekannt waren wie in Rom und in Petersburg. Hier standen die kaiserlichen Chowderregimenter. Am Zarenhof vereinigten sich Vertreter aller Völker des riesigen Reiches. Seine Pracht bildete eine große Anziehung auch für jene, die dem Regime politisch feindlich waren und es doch nur durch dieses Regime zu einer bedeutenden Laufbahn bringen konnten. Die großen ausländischen Erzunternehmungen, deren Konzessionen irgendwo im Ural lagen, hatten in Petersburg ihre Hauptverwaltung. Die Diplomatie war hier stets ausgesucht besetzt. Die Kunst Europas wurde hierher eingeladen. Auch wenn einer nicht unmittelbar teilhatte am Leben dieses Zarenhofes, so fühlte jeder Petersburger diese russisch-europäische Atmosphäre — großzügig und verführerisch ist sie stets gewesen. Der Petersburger Deutsche erhielt hier ein ebenso besonderes Kolorit wie ein ukrainischer Politiker oder ein

kaukasischer Fürst. Es ist aber auch nicht verwunderlich, wenn gleich daneben die Revolution gärte. Die neuentstandenen großen Industrien und Waffenfabriken schufen ein Arbeitertum, dessen Armut sich gerade in Petersburg vom Reichtum dieser Welt besonders abhob. Und da das Bewußtsein dauernd bestätigt wurde, für seine Sorgen kein Echo zu haben, war diese ventillose Revolution fanatischer als die in Parteikanäle geleitete Empörung in Westeuropa.

Um ehrlich zu sein, muß ich sagen, daß die soziale Frage in Rußland mich erst recht spät beschäftigte. Ich sah als junger Mensch zunächst harmlos die große Stadt, ihre Paläste, ihre Galerien und gab mir kaum Rechen-schaft darüber, trotz 1905, wie weit die innere Krise schon gediehen war. Erst der Ausbruch des Krieges zeigte mir nach und nach die wahre Lage. Kurz vorher gab es schon Tumulte, umgeworfene Straßenbahnwagen und Überfälle. Ob als Vorläufer größerer Unternehmungen oder als einzelne Explosionen, vermag ich nicht zu sagen. Das hörte auf, als der Zar an die Einigkeit aller appellierte und die Riesenmenge vor seinem Palais in die Knie sank, um für Rußland zu beten.

Wenn man in der nebeligen Frühe zum Fluß ging, dann war alles in eine grau-violett-goldene Atmosphäre getaucht. Gelb floß das Wasser mit großer Eile dahin, stets mit dunklen Wellenstreifen durchzogen. Beim Gang über die Brücke: alles überragend die mächtige Kuppel der Isaaks-Kathedrale. Ein malerisch immer wieder verlockender Vorwurf, aber ein Zeichen, daß die Sümpfe um Petersburg noch immer bestanden und ihre Dünste fast jeden Tag von neuem von der Sonne niedergekämpft werden mußten. Deshalb war das Klima hier gefährlich für Menschen, die sich nicht pflegen konnten, tödlich für Lungenkranke.

Und dann der Kontrast Moskau.

Daß der erste Besuch durch das Tor der Iberischen Muttergottes zum Roten Platz und dann in den Kreml (d. h. auf tatarisch Burg) führt, ist selbstverständlich. Wenn man seiner mächtigen Backsteinmauer auch nach-sagt, sie sei eine Kopie von Ferrara, so bleibt sie eben doch mächtig, namentlich, wenn man nach einem Rundgang durch Kirchen und Paläste das Panorama vom andern Ufer der Moskwa betrachtet. Da schließt diese Mauer einen breitgelagerten Komplex vom Wasser ab und steigt rhythmisch, von Türmen unterbrochen, das Ufer hinan. In hoher Fassade das klassizistische Zarenpalais, daneben die Kirchen mit dem hohen Glocken-turm des Iwan Weliki. Von hier begann einst der Großfürst sich das Recht auf Macht beim Tataren Khan auf kluge Weise zu erwerben. Von hier aus gingen die Eroberungen dann die Wolga hinunter, der Zug nach

Nowgorod, die als Kolonialleistung gewaltige Erschließung des großen Gebietes bis zum Ural und die Vorstöße nach Sibirien. Ganz abgeschlossen von Europa war der Moskauer Hof auch vor Peter dem Großen nicht, auch eine deutsche Kolonie war hier vertreten. Unwillkürlich muß man sich beim Anblick dieses Zentrums russischer Geschichte das Große, aber auch viel Furchtbares vergegenwärtigen, das diese Mauern gesehen haben.

Vor der Kremlmauer auf dem Roten Platz die Kathedrale des Wassili Blashenny. Nach der Sage soll der Zar die Kirche so herrlich gefunden haben, daß er, damit der Baumeister nie mehr etwas Ähnliches erbauen könne, diesem die Augen ausstechen ließ. Jedenfalls hat der Architekt alle beobachteten russischen Eigenarten, etwa die Form des Zwiebelturms, hier angewandt. Jeder Turmhelm eine andere Form, eine andere Farbe, ein malerisches Vielerlei, architektonisch aber gänzlich fremd. Der innere Raum verhältnismäßig klein, dunkel; die Mauern riesig stark, die Umgänge eng. Dort hat Iwan der Schreckliche seine Sünden gebeichtet, als ihn die Gewissensbisse anfielen, um dann unverändert in seinem Handeln fortzufahren.

Die schönsten Bauten des neueren Moskaus sind in einer besonderen russischen Abart des Empire errichtet. So, das mit starken Säulen ausgestattete Große Theater, das Kleine Theater, das Adelspalais und viele andere öffentliche Bauten. Daneben dann die Verwendung der in der kirchlichen Architektur immer wiederkehrenden kurzen, wulstigen Säule als Motiv an Häusern und Fensterflächen. In vielen Straßen Stilhäufungen, dann Jugendstil wie in Deutschland, an der Hauptgeschäftsstraße, dem Kusnetzki Most, erlesene Geschäfte. Dazwischen aber immer wieder Kirchen, Kirchen und Klöster. Ein oft wildes, fremdes, aber malerisches Bild.

Ich hatte mir in der Nähe der Buden einiger Kameraden, mehr zur Vorstadt zu, ein Zimmer gemietet. Von einem wirklichen kameradschaftlichen Zusammenleben konnte keine Rede sein. Nur kleine Gruppen, die in der Nähe beieinander wohnten oder sich an den Arbeitsstätten trafen, sahen sich öfter. Die T. H. Riga war in mehreren Lehranstalten untergebracht, so daß man oft lange fahren mußte, um von einer Vorlesung zur andern zu gelangen. Die Zeichensäle waren oft in provisorisch hergerichteten Durchgangshallen placiert, die Elektrischen überfüllt, so daß nach der technischen Seite hin viel Schwierigkeiten zu überwinden waren. Dafür hatte man Zeit, zu Hause zu arbeiten. Ich erinnere mich besonders gern an eine große Zeichnung. Es war das Münster zu Freiburg, das ich auf Grund einer kleineren zeichnerischen Vorlage in großem Maßstab

zeichnete. Mit einem harten Bleistift ging ich dem ganzen Reichtum dieses Domes nach. Jede Platte des Turmhelms hatte ein anderes Muster, in den gleichen Raum hatte der gotische Künstler immer neue Motive aus Stein geschlagen. Alles das, dem bloßen Auge kaum sichtbar, jeder eiteln Bewunderung ferngewirkt, als großen Auftrag begriffen. Bei allem, was man gegen die manchmal im Raum engbrüstige Gotik vorbringen mag, dieser Reichtum bleibt für immer einzigartig in der Geschichte der europäischen Architektur. Nach dem Modell wurde eifrig gezeichnet und gemalt. Das genügte mir aber nicht, so daß ich noch Privatstunden im Porträtieren nahm. Beim Maler K e l i n hatte sich eine größere Schülerschaft zusammengefunden. Hier zeichnete ich nun Frauen- und Männerköpfe. Und mit Konsequenz und Energie gelangen sie diesmal gut. Es zeigte sich, daß ich Porträts nicht schnell aus der Hand zu zeichnen in der Lage war, aber bei genügender Zeit und Konzentration doch passable Ergebnisse erzielen konnte. Das beruhigte mich dann auch einigermaßen.

Neben der Trebjakonschen Galerie (mit einem schönen Rembrandt) interessierte mich ein im Alexander-Museum durchgeführtes Experiment. Um denen, die nicht Europa nach den großen Schätzen der Bildhauerei abzureisen vermochten, einen Begriff von diesem Schaffen zu geben, hatte man alle großen Werke der Skulptur in Gips mit der Patina des grün angelaufenen Kupfers und der Bronze hergestellt. Der Studierende erhielt also, wenn auch ohne die Umwelt des Kunstwerkes, eine Vorstellung von Form und Farbe jener Objekte, die er sonst nur nach Abbildungen kannte. Da hier ja nicht ein Versuch vorlag, eine Nachahmung als Original zu geben, sondern von vornherein eine pädagogische Absicht ausgesprochen worden war, habe ich dieses Unternehmen in Moskau als gelungen empfunden, den Colleoni ebenso wie den Gattamelata figürlich beobachten zu können.

Ein Mäzen moderner Malerei war der Kaufmann S c h t s c h u k i n. Er muß dauernd nach Paris gefahren sein, denn seine zur Besichtigung freigestellte Villa war angefüllt fast nur mit Erzeugnissen französischer Kunst. Picasso, Guèrin, vor allem aber Henri Matisse. Dieser hatte einen ganzen Saal für sich. Fast alles Stilleben. Ganz hell: weiß, blau, rosa, mit manchmal interessanter Koloristik. Glatt und gekonnt gemalt, in der Masse aber: Oberfläche und Effektsucherei: große Kunst konnte auf diesem Wege nicht gefunden werden.

★

In Petersburg war ich (wohl zu Weihnachten), besuchte den jetzt dort lebenden Purvit und malte bei ihm mit. H. machte ich dann einen Besuch im Ledanowschen Hause. Bezeichnend aber war für mich die unzweifelhaft revolutionäre Stimmung. Sie alle nähten Wäsche für die Verwundeten, aber einmütig erklärten sie, ihrer Überzeugung nach kämen diese Spenden selten an die richtige Adresse, sondern würden beiseite geschafft und verschoben. Man habe z. B. eingenähte Zeichen später auf erworbenen Wäschestücken wiedergefunden. Der herangewachsene Bruder erklärte sich als zur Partei der Kadeten gehörend. Es war dies die Abkürzung der Konstitutionell-Demokratischen Partei. Ihr gehörten große Teile der städtischen Intelligenz an und sie verfügte über eine ausgedehnte Presseunterstützung. Ihr Führer in der Duma war Professor Milj u k o w.

Schon nach kurzer Zeit meiner Rückkehr nach Moskau traf Purvit bei mir ein. Er beteiligte sich an einer Ausstellung und hatte darüber Besprechungen zu führen. Er blieb bei mir und das dauerte drei Wochen. Wir haben uns oft über Kunst und ihre Probleme unterhalten. Es war interessant festzustellen, daß Purvit, der doch auch einst vom Impressionismus ausgegangen war, mit besonderer Rücksicht auf die Farbenveränderungen die Vorsicht der alten Meister lobte. Wenn dort eine Farbe sich in ihrer Kraft ändere, dann verändere sich eine ganze Fläche, bei den impressionistisch angelegten Farben sei das aber anders, demzufolge werde man (auch angesichts vieler schlechter Fabrikfarben) ein früher wirkungsvolles impressionistisches Gemälde bald nicht wiedererkennen. Unsere Zeit hätte also vielfach nur für sich selbst gemalt. Diese damals etwas resignierte Note schien mir einen Umbruch bei Purvit vorzubereiten; er kam aber in einer ganz anderen Hinsicht, da seine Altersmalerei nervös und flackernd wurde. Manchmal malte er auch bei mir, und ich bewunderte immer wieder diesen Pinsel, der so sauber und sicher eine Farbenposition hinzustreichen verstand.

Das größte Erlebnis der Stadt Moskau war für mich das „Künstlerische Theater“. Stanislawski hatte es einst als Liebhaber gegründet und zu europäischer Geltung gebracht. Er legte Wert auf das denkbar durchgefilterte Spiel und auf die Besetzung auch der kleinsten Rolle durch einen wirklichen Künstler. Deshalb gab es hier ein Ensemble wie kaum noch anderswo. In der Ausstattung befließigte man sich der absoluten Echtheit. Stilistische Deutungen des Milieus wurden abgelehnt. Das lenkte sicher das Auge nicht selten auf für das Schauspiel nicht wesentliche Dinge, aber es schuf in der gegebenen Form jedesmal jene Atmosphäre, die der Dichter sich vorgestellt haben mußte. Ein Applaus war verboten.

So blieben mir diese Abende des so bescheiden eingerichteten, aber innerlich so reichen Theaters in bleibender Erinnerung an jene Seite des russischen Charakters, die immer liebenswert gewesen ist.

Mit russischen Kreisen konnten wir selbstverständlich keine Fühlung nehmen, so daß wir mitten im Herzen des Russentums eine kleine abgeschlossene Kolonie bildeten. In der Bibliothek des sehr kunstsinnigen A. F. stieß ich nun auf einige wunderbare englische Werke über chinesische Malerei. Trotzdem ich kein Englisch konnte, genügten mir die tadellosen Abbildungen, um mir zum ersten Mal einen wirklich plastischen Einblick in chinesische Zeichen- und Kolorierkunst zu geben. Würdig saßen da die Kaiser und Mandarine, mit scheinbar ausdruckslosen Gesichtern, den Chinesen aber werden geringe Striche viel gesagt haben. Glänzend komponiert und Zeichen einer reifen Kultur.

Meine Wirtsleute baten mich manchmal zum Tee. Er immer mit der „Russkoje Slowo“ vor sich, der großen Moskauer liberalen Zeitung. Von der Regierung sprach der Hausherr stets als von der „regierenden Bande“ — also auch hier im Kleinbürgertum offene Gefühlsäußerungen über eine Institution, die, auf eine große Überlieferung fußend, sich so entwickelt hatte, daß scheinbar sich alles von ihr abzukehren begann.



Hilda hatte in Petersburg einen Kursus für rhythmische Gymnastik eröffnet und fand somit eine ihr passende Arbeit. Als der Sommer nahte, beschlossen wir, ihn in der Nähe Moskaus zu verbringen.

Die Zimmer waren primitiv, die Wirtsleute, Deutsche aus Moskau, denkbar uninteressant, aber für mich war S'chodnja malerisch eine Entdeckung. Beim Herumstreifen in der Umgebung fand ich einen Zauberwald: er bestand nur aus jungen Birken mit ganz wenig Tannen und Haselnußbüschen. Und nun bin ich dieser Birkenherrlichkeit nachgegangen mit Stift und Farbe. Durch den Sommer bis zum Winter hinein habe ich diesen Raum beobachtet in seinem farbigen Wechsel und in ebenso wechselvollen Tagesstimmungen. Wie intelligent schwang sich ein Büschel weißer Stämme aus dem moosigen Erdreich. Geschwungen, dann zackig sich verjüngend, entspringen ihnen die Äste. Und diese verdünnen sich zu einem feinen Gewebe dünner Zweige, die in der Jugend aufstrebend, bei der alten Birke ergeben, aber unverändert, herunterhängend. Es ist eine Pracht, wenn die Sonne auf diesen weißen Stämmen glitzert und das Laub blau

Schatten über sie wirft. Herrlich, wenn dieses Laub sich zu färben beginnt, herabfällt und dann nur einige leuchtende Blätter vor dem Geäst schaukeln, oder, wenn der entlaubte Baum rötlich vor kaltem blauem Himmel steht und fast zinnoberrote Zweige vor braunen Schatten zeigt. Im tiefen Oktober aber, wenn der Himmel bleifarbig über uns lastet, da fügt sich die Birke dieser Atmosphäre ein, und beim Malen muß man sich hüten, selbst die noch hellen Stämme zu hell zu malen. Zwischen den Stämmen das merkwürdig weiche Gelbgrün der Haselnußbüsche, eine Tönung des Laubes, die ich sonst nirgends beobachtet habe.

So zog ich immer wieder in diesen jungen Birkenwald und fand hier meine besten Studien. War ich zeichnerisch selbständig, so schuf ich hier in starker Anlehnung an Purvit. Er hatte für die Birke eine Stilisierung gefunden, die mir — um Natur in Komposition zu fassen — als die am besten geeignete Form erschien. Man kann natürlich nicht wahllos alle Stämme durch- und übereinander zeichnen, wie die Natur sie uns vorzeigt, sondern muß auswählen und fortlassen, muß ein Gleichgewicht der Linien schaffen, damit ein Bild entsteht. Alle anderen Landschaften kranken daran, daß diese notwendige Komposition fehlt. Ich habe ihnen deshalb keine Anregung zu verdanken und halte es für einen Fehler, eine gefundene künstlerische Form abzulehnen, nur um ganz „persönlich“ zu sein. Purvits Auge paßte zu meinem, deshalb hat er mich beeinflusst — und ich bin ihm dankbar dafür gewesen.

Fast täglich fuhren wir nach Moskau, um zu arbeiten. Die Hauptarbeit aber, die hatte ich jetzt auf dem Lande zu leisten. Die länger werdenden Abende zwangen an sich zur Einsamkeit, dann aber auch die erschreckend leeren Seiten meines Testierbuches. War ich schon in der Stadt fleißig gewesen, so jetzt noch mehr im Winter 1916/17 in S'chodnja. Ein Fach nach dem andern wurde vorgenommen, bis ich müde in das Bett sank. Aber in meiner Moskauer Zeit habe ich, glaube ich, über 40 Examen gemacht und eingeholt, was ich in Riga vernachlässigt hatte. Selbständige Entwurfskizzen machten viel Freude.

Neben meiner Arbeit war aber S'chodnja für mich auch die Stätte einer anderen Vertiefung: Goethe. Nochmals „Dichtung und Wahrheit“ und „Wilhelm Meister“, dann aber die naturwissenschaftlichen Aufsätze und vor allem die „Farbenlehre“. Aus vielen Werken machte ich mir in einer Wachstuchkladde kleine Auszüge, die ich später dann immer wieder mit neuer Freude las. Dann kam eine lange Reihe Balzacscher Romane, da ich fand, um diesen Mann richtig zu schätzen, man sich nicht auf einzelnes verlassen dürfe, sondern die ganze Wucht seines Werkes nur verspüren

könnte, wenn man die ganze „Menschliche Komödie“ liest. Balzac enthält viel Kolportage, gewiß. Er mußte oft „für Brot“ schreiben, und da hat er dann auch zusammenphantasiert, was sonst seine eigene Zensur kaum freigegeben hätte. Aber Balzac ist ein dämonischer Künstler, wie nur wenige Romanciers. Das ganze Paris seiner Zeit, mit den großen Intrigen und Ehrgeizen, mit seiner Aristokratie und Finanzwelt, das alles lebt in den immer wiederkehrenden Figuren eines visionären Lebens. Die prachtvollen Schilderungen aus der Provinz, besonders der von ihm so geliebten Touraine und der Normandie, zeigen ihn in ganz Frankreich zu Hause. Mit „Cousine Bette“, „Beatrix“, „Eugenie Grandet“, „Ursula Mironet“, „Modeste Mignon“ hat er eine Reihe feinsten Frauengestalten und haßerfüllter Rächerinnen gezeigt. Seine Darstellung geschichtlicher Episoden (Katharina von Medici) zeigt ihn auf seiten der traditionellen Betrachtung mit der interessanten Behauptung, wenn die französischen Könige an der Loire geblieben wären, hätte es keine französische Revolution gegeben. Wie immer man sich auch zum einzelnen Werk stellen mag, es wurde mir hier ein großes Lebenswerk offenbar, und ich habe Balzac meine Bewunderung auch in späteren Zeiten bewahrt.

Hinzu kamen Tolstoi und Dostojewski. Der Briefwechsel des Verfassers von „Krieg und Frieden“ hatte mich sehr enttäuscht. War das der gleiche Mensch? War nicht ein ganz anderer aus dem tieferen Inneren heraufgestiegen, um Kunst und Kultur Europas, ja um die Arbeit als unnötig zu verdammen? Dabei bewegten sich die Gedanken stets im gleichen Kreise, mit sich immer wiederholenden Argumenten.

Aufrüttelnd aber waren die „Brüder Karamasow“, diese mächtige Schilderung der russischen Provinz, ja in vielem des Russentums überhaupt. Wo sollte man sich nicht Einsichten über ein anderes Volk holen, wenn nicht bei seinen großen Seelenanalytikern? Dann las ich mit besonderem Interesse das „Tagebuch des Schriftstellers“, das eine genaue Darstellung der politischen und sozialen Anschauungen Dostojewskis gibt: Petersburg und seine Balkanpolitik dieser Zeit, die russische Sendung in Europa, Bismarcks Politik, das Leben der russischen Intelligenz und der russische Bauer. Das alles ergab ein gutes Bild auch des Denkers Dostojewski — bei aller Einseitigkeit ein ganz Großer seines Volkes.

Und an das alles schloß sich dann noch vieles an, teils zufällig, teils aufgesucht, so daß ich wohl sagen kann, derartig versunken in Arbeit und Lesen bin ich noch nie gewesen, wie in S'chodnja bei Moskau 1916/17.



In diese Zeit fiel die russische Revolution. Wollte ich hier eine nähere Schilderung ihrer Ursachen und Kräfte geben, so würde ich Gefahr laufen, das Wissen miteinzubeziehen, das ich mir erst viel später durch die Memoiren von Russen und Engländern (Buchanan und Tochter, Sir Samuel Hoare) erworben habe. Was ich damals wußte, war vor allem, daß das Zarenregime in Verbindung mit den vielen Mißerfolgen der russischen Truppen immer vereinsamer wurde. Gerüchte kursierten, daß die russischen Soldaten mit Stöcken in der Hand, anstatt mit Gewehren, angreifen mußten, daß man ihnen in die Karpaten Stiefel mit Pappsohlen geschickt hätte und ähnliches mehr. Was daran wahr, was übertrieben war, konnte natürlich niemand feststellen. Jedenfalls konnte aber die russische Industrie die Anforderungen des großen Krieges nicht erfüllen, der Verkehr funktionierte nicht mehr, eine begeisterte Unterstützung aus dem Volke selbst fehlte, trotz aller Beteuerungen, auch der liberal-revolutionären Parteien, den Krieg bis zum siegreichen Ende durchfechten zu wollen. Im Kampf gegen den Zarismus waren gerade die Kadeten die Verfechter dieses Kampfes an der Seite der damaligen Entente, da sie auf Grund der Lage einen russischen Sonderfrieden befürchteten, welcher der Revolution die meisten ihrer Antriebe gekostet hätte. In seiner großen Winterrede 1916 griff Miljukow zum ersten Mal öffentlich die „dunklen Kräfte“ am Zarenhof an, womit er Rasputin und die Anhänger eines Separatfriedens mit Deutschland meinte. Ihm antwortete starr aber klug der konservative Markow, der bei einer Änderung des traditionellen Regimes die furchtbarsten Folgen für Rußland voraussagte. Die verbotene Rede Miljukows wurde geheim gedruckt und durch ganz Rußland verschickt, aber, das muß hinzugefügt werden, zugleich auch mit der Rede Markows. Die Organisation einer funktionierenden Verbreitung war durch die Landschaftsverbände gegeben. Das Beamtentum allein konnte die Aufgaben des Krieges nicht meistern, so war die zaristische Regierung, ob sie wollte oder nicht, auf die Hilfe aus dem Lande angewiesen. Diese große Hilfsorganisation der Landschaften aber wurde in ihrer Spitze der Kopf der demokratisch-revolutionären Kreise. Ihr Vorsitzender war denn auch das Haupt der ersten Revolutionsregierung Fürst Lwow. Moskau selbst betonte seine kriegerische Gesinnung durch die ostentative Einladung des britischen Botschafters Buchanan, der, meiner Erinnerung nach, dabei zum Ehrenbürger dieser Stadt ernannt wurde. Zum anscheinend schwankenden Petersburg sollte sich Moskau hier als die eigentliche Hauptstadt, als das Herz Rußlands, erweisen.

Ich habe dann die ersten Tage der geglückten Märzerhebung miterlebt. Kein Zweifel, daß eine langunterdrückte Volksmeinung hochschlug. Ganz fremde Menschen fielen sich um den Hals und beglückwünschten sich. Die neue Regierung erließ einen Aufruf zur Einheit und Geschlossenheit der Nation. Aber sehr bald erwies sich, daß zwar alle Gegner des gestürzten Regimes waren, jedoch weit auseinandergingen in ihren Meinungen über den Neubau der staatlichen und sozialen Ordnung. Die provisorische Regierung erklärte, daß eine Nationalversammlung über das kommende Schicksal des Landes zu verfügen haben werde. Die Parteien hätten freie Wahl für ihre Werbung. Und schon erschienen die ersten Zeitungen der Opposition. Ich las, etwas entsetzt, den „Wpered“ (Vorwärts). Die Sprache, die hier geführt wurde, ließ schon alles mögliche erwarten. Rücksichten auf die Lage Rußlands wurden kaum noch genommen. Dabei war dies ein Organ der Sozialdemokratie, also noch nicht des Kommunismus, der dann in seiner „Prawda“ ganz unverblümt alle Macht für die sich herausbildenden Arbeiter- und Soldatenräte forderte — vor allem aber auch Frieden. Das wurde zum Stichwort für Millionen, stärker als alles Reden über Bundestreue, Krieg bis zum Sieg, usw. Ich hörte später einmal zufällig ein Gespräch zweier russischer Offiziere im Eisenbahnwagen über dieses Thema. Einer sagte resigniert: „Was wollen Sie, d e r Soldat denkt primitiver: was nützt mir die gewonnene Freiheit, wenn ich sie nicht genießen kann. Deshalb schnell nach Hause und aufpassen, daß die Freiheit nicht wieder gestohlen werden kann . . .“

Ich begann in dieser Zeit an meinem Diplom zu arbeiten. In Riga war ein hügeliger Bauplatz für ein Krematorium vorgesehen gewesen. Diesen sollte ich als Terrainvoraussetzung für einen Entwurf nehmen. Die technischen Notwendigkeiten waren bald festgestellt, und ich machte mich an die Arbeit. Es wurde eine Zentralhalle, rundbogig, mit umfangreichem Säulenumgang und Friedhofsanlage. Rein konstruktionsmäßig und dem Arbeitsumfang nach war das Diplom nicht ein besonders schwieriges. Aber wer konnte in der damaligen Zeit an eine ganz große Aufgabe gehen!

So ging die Arbeit vorwärts, bis ich die Nachricht von Hildas Erkrankung erhielt. Sie fuhr in die Krim zur Erholung und schrieb mir von dort. Die Petersburger Luft hatte mit ihrer Wirksamkeit begonnen, und die schon mangelhafte Ernährung hatte das ihrige beigetragen.

Ich beschloß, mein Studium noch nicht abzuschließen, sondern im Herbst erneut fortzufahren. Nach Semesterschluß fuhr ich dann in die Krim.



Es ging durch die U k r a i n e. Endlose Felder, ungeheure Ebenen. Die Weite des Ostlandes fühlte man gleichsam im ganzen Körper, wenn man in die Endlosigkeit hineinfuhr. Manchmal eine Hütte: weiß, mit bunten Fensterläden, von einem kleinen Garten umgeben, mit Stroh gedeckt. Ortschaften aus Gogols Erzählungen. Schließlich abends in Simferopol, dann im offenen Omnibus nach Jalta. Diese Fahrt ins Dunkel habe ich nie vergessen, oft schien es, daß der Wagen die Kurve hinunterstürzen müßte, aber immer wieder wurde er herumgerissen, bis wir unten an der See in milder Luft ausstiegen. Am nächsten Tag dann nach Neu-Simeis, wo H. wohnte. Es war in einer netten Pension. Von der Hausfront war das untenliegende Schwarze Meer sichtbar. Wenn es morgens still daliegt, ist es wie alle Wasser, die ich gesehen hatte. Aber wenn die Sonne eine bestimmte Höhe hat und ein leichter Wind streicht leise über das Meer, dann kräuselt sich die Oberfläche, und es gibt wunderbare Farbenspiele. Vom hellsten Grün, über blaue Töne, bis zu einem dunklen Violett sieht man die Oberfläche spielen. Abends sang der Priester vom Minarett seine Gebete, und wenn wir dann vom Balkon die schwarzsamtene Zypresse gegen den Mond sahen, erlebten wir etwas von einer neuen Natur und neuer Lebenskraft.

Hier las ich H. St. Chamberlains „Kant“ noch einmal sehr genau durch und empfand stets ein gewisses Neidgefühl, Gedanken nicht so vollendet und mit einer solch umfassenden Begründung niederlegen zu können, wie es hier geschah. Ein Buch von einer derartigen Weltanschauung wird allerdings auch selten geschrieben. Dieses Buch und der „Goethe“ sind im Blockhäuschen in Michendorf bei Potsdam geblieben, wohin die Reste des Ostministeriums 1944 überführt wurden. Vielleicht blättert ein deutschkundiger russischer Sowjetoffizier eben in ihnen herum . . .

Ab und zu kamen an unserer Pension griechische Händler vorüber, die mich daran erinnerten, es hier in der Krim mit einer altgriechischen Kolonie zu tun zu haben. Meist dunkel, aber ab und zu im Profil doch auch Typen, die an griechische Plastik erinnerten. Jalta — das war das frühere Dyalta. Hier soll Iphigenie, nach der Heimat blickend, gegessen haben.

Bei einer Fahrt ins Land wies man mich auf Felskuppen: dort waren die letzten Reste der Goten geblieben. Ihre Nachfahren sollen noch bis ins 16. Jahrhundert erfaßlich erhalten geblieben sein, und mancher helle Tatare oder Grieche mag noch das Blut jener in sich führen, die von den Hunnen im Jahre 375 n. Chr. überrannt worden waren.

Eine andere historische Tradition, durch die Krimtataren als Letzte noch repräsentiert, ist die tatarische. Einst die Herren Rußlands, dann in Chanate aufgespalten, wurde das Tatarentum von den Russen überwunden. Mit dem Sieg des Feldmarschalls Münnich über die Türken wurde Rußland auch Herr über das Chanat der Krimtataren.

Als ein Tatare aus dem Dörfchen Albat etwas in der Pension ablieferte, benutzte ich die Gelegenheit, um mit ihm in das Innere der Krim zu fahren. In seinem mit Tuch überdeckten Wagen fuhr mich der gute Seid Welischa den Schlangenweg hinauf zum Ai-Petri, wohl 1000 Meter hoch. Bei dieser langsamen Fahrt konnte ich den Wandel der Natur besonders eindringlich beobachten.

Die Hauptstadt der Krimtataren, Bachtschisarai, ist ein bescheidenes Großdorf. Und doch war es für mich von eigentümlichem Reiz. Durch „Tausendundeine Nacht“ hatten sich bestimmte Vorstellungen gebildet, unterstützt durch die Illustrationen der Märchen. Und nun ging ich eine Straße entlang, wie eine Straße im alten Bagdad. Zweistöckige Häuser mit durchgehenden Balkonreihen, niedrig, so daß man fast hinauflangen konnte. In den Läden bunte, bestickte Pantoffeln und Kleider, Handwerker klopften und pochten an den offenen Türen herum. Alte, türkisch gekleidete Männer und Frauen, mit flachen, bunten Mützen, saßen herum und rauchten aus langen Pfeifen. Von den Balkons schwatzten die Weiber über die Straße hinüber. Ein merkwürdiges Bild in einer Ecke Europas.

Der Palast der Krim-Chane liegt verträumt unter großen Bäumen, weiß hergerichtet mit Holzveranden, die Frauenseite mit vergitterten Fenstern. Im Innern die leeren Zimmer mit den an den Wänden umlaufenden Diwanen und Kissen. In der Mitte orientalische Teppiche. Auf einem Gang die von Puschkin besungene Tränenquelle. Eine Karte zeigt die Feldzüge der einstigen tatarischen Großen. In einem kleinen Nebengarten sind die Grabsteine der verstorbenen Chane zu sehen. Alles etwas zeitentrückt, melancholisch, eine versunkene Welt.

Am Abend sehe ich mir noch einen Dienst in der Moschee durch eine Glastür an. Eine Anzahl ältere Männer kommt. Jeder legt seine Schuhe ab und geht in den großen Raum. Dort setzen sie sich in einen Kreis und beginnen in dauernder Wiederholung, wie mir scheint, die gleichen Sätze zu sprechen. Dabei neigen sie rhythmisch ihre Köpfe. Allmählich wird das Sprechen, dann die Bewegung schneller. Bis nach längerer Zeit eine gewisse Ekstase eintritt, eine Art Massen-Autosuggestion. Sie bricht aber dann plötzlich ab. Ein Vater kommt mit seinem offenbar kranken Jungen auf dem Arm. Ein Alter streicht diesem seinen sich vor dem

Munde gebildeten Speichel auf die Augendeckel, und der Vater verläßt glücklich die Moschee. Die Männer kommen zurück. Der erste sieht mich, grüßt sehr beherrscht und würdig und geht. Es war ein lehrreicher kurzer Blick in die Seele eines fremden Volkes. Und merkwürdig, welche verschlungenen Wege der Wille zu kausalem Zusammenhange nimmt, wenn er über religiöse Dogmen geleitet wird.



In Simeis verfolgte ich dann weiter mit Spannung das ganze politische und militärische Geschehen. Es wurde immer klarer, daß Kerenski die aufgerührten Geister nicht mehr zu beherrschen vermochte. Der Zug nach Hause hatte den russischen Soldaten ergriffen, ganze Divisionen lösten sich auf und verliefen sich. Es wurde berichtet von verzweifelten Versuchen, aus Offizieren Widerstandsnester zu bilden. Sicher sind hier todesmutige Opfer gebracht worden. Aber vergebens. Vergebens waren auch Kerenskis Ansprachen. Da dachte auch ich, nicht mehr länger in der Krim bleiben zu können. In Petersburg eine gespannte politische Lage, vielfach Schwierigkeiten, um Lebensmittel zu erhalten. Das Brot mit viel Strohzusatz. Der Zustand Hildas verschlimmerte sich, der Arzt stellte fest: Tuberkulose. Sofort ins Bett oder den Sarg bestellen. Das war furchtbar, es begann eine neue Sorge, die nie aufhören sollte. Hilda lag im Bett und wurde umsorgt, ich las ihr vor: K. F. Meyer, Reisebeschreibungen, zeichnete mein Diplom weiter, malte Bilder nach Studien aus S'chodnja oder ging wieder in die alten Höfe und Dielen Revals und zeichnete altvertraute Formen.

In Rußland siegte der Bolschewismus über den Versuch, eine demokratische Republik zu errichten. Ich müßte lügen, wenn ich sagen wollte, daß ich die ganze Tragweite dieses Ereignisses erfaßt hätte. Vielmehr war ich der Überzeugung, daß die noch zusammengefaßten Truppen russischer Generale über die schließlich noch unorganisierten bolschewistischen Regimenter siegen würden. Aber es war nicht so, es fehlte das Haupt, es fehlte eine Zukunftsparole — für die Wiederherstellung des Gestürzten wollte niemand streiten. Und das „heilige Rußland“, für das sich im Süden später doch noch viele sammelten, das war ein Ideal, aber in diesen Tagen revolutionären Umbruches ohne tragende Kraft.

In Reval war noch einigermaßen Ruhe; aber überall durch Matrosen bestimmte Soldatenräte. Die Ausfahrten aus der Stadt gesperrt, in andern Städten der gleiche Zustand. Ich hörte, einem Kameraden sei es gelungen,

von Hapsal aus über die See nach Üsel zu gelangen. Ich ging in das Hauptquartier der Matrosen und wollte einen Passierschein nach Hapsal. Er wurde mir verweigert, auch der Rubel versagte. Nachträglich muß ich sagen, daß ich hinter diesen Versuch keine große Energie gesetzt habe, denn was sollte ich mit meiner Frau tun? Es bestand ja noch Hoffnung, daß die Deutschen in Estland einmarschieren würden. Doch das Jahr verging, und es geschah nichts. Ich aber stand vor einer für mich entscheidenden Wende. Mein Diplom war fertig. Sollte ich nun ein fast siebenjähriges Studium ohne Schlußexamen abbrechen, oder sollte ich mich entschließen, eine Fahrt in das bolschewistische Moskau zu wagen in der Hoffnung, daß man mir, mitten im Semester, ein Staatsexamen zubilligen werde? Ich entschied mich für das zweite. Die Zugverbindungen funktionierten noch einigermaßen, ich kam gut in Moskau an. Viele Professoren und Kameraden, die aus Riga stammten, fehlten: sie waren zu Hause gewesen, als der deutsche Einmarsch stattgefunden hatte. Trotzdem ging das Studium weiter. Moskauer Professoren waren an die Stelle der Rigaer getreten. Man erklärte sich angesichts der Ausnahmezeiten bereit, mir ein Examen zuzubilligen. Vor einem Kollegium, dem auch der Moskauer Stadtarchitekt und Erbauer des Alexander-Museums, Prof. Klein (?), angehörte, erläuterte ich Plan, Anlage, Konstruktion meiner Diplomarbeit. Man war wohlwollend, die Prüfung wurde bestanden. Etwas erstaunt, aber auch erfreut war ich, daß Prof. Klein mich zu einer Tasse Tee in seine Wohnung lud. Ich fand ihn inmitten seiner Aquarellstudien, die er auf seinen Europareisen gemacht hatte. Palazzos aus Italien, Stadtbilder aus Spanien, Studien aller Art hingen an den Wänden. Er führte mit mir ein sehr freundliches Gespräch und fragte mich dann plötzlich: „Haben Sie nicht Lust, als mein Gehilfe in Moskau zu bleiben?“

Ein solches Anerbieten, zu andern Zeiten, hätte einen jungen Architekten nur in Entzücken versetzen können. Vom Examen, vom Examinator selbst noch am gleichen Tage in sein Büro als Architekt in die Zentrale Rußlands geholt zu werden — ein Sprung, wie er für eine Laufbahn besser überhaupt nicht denkbar gewesen wäre. Aber ich schwankte keinen Augenblick. Ich dankte ihm sehr, ich mußte unbedingt wieder nach Reval.

Ich fuhr noch am gleichen Abend. An Einzelheiten der Reise vermag ich mich nicht zu erinnern. Jedenfalls langte ich in Reval unversehrt an. Etwa 14 Tage später marschierten die deutschen Truppen ein.

An einem klaren, kalten Wintervormittag zogen deutsche Truppen durch die Vorstadt am Peter-Denkmal vorüber. Es waren hannoversche Jäger, mit dem „Gibraltar“-Ärmelstreifen. Wo plötzlich Rosen hergekommen

waren, blieb ein Rätsel, jedenfalls wurden die deutschen Jäger mit Blumen beworfen und mit Tränen in den Augen als Retter der Stadt und aus der Not willkommen geheißen. Ich schüttelte vielen die Hände und fragte sie aus. Der erste hieß — ein guter Name — Hildebrandt, war aber ein ganz nüchterner Mann und der Zahlmeister. Den andern folgte ich auf den Domberg. Zum ersten Male hörte ich das alte Soldatenlied: „Wenn sich unsre alte Kraft erprobt... Haltet aus — im Sturmgebraus...“ Der kommandierende General v. S e c k e n d o r f f nahm die Parade ab. Im alten Reval begann ein neues Regiment.

Ich aber mußte immer daran denken: wenn ich meinen Entschluß, nach Moskau zu fahren, 20 Tage später gefaßt hätte, wäre ich in Sowjetrußland geblieben, untergegangen für immer...

Nach einiger Zeit ging ich zur Kommandantur und fragte, ob ich als Kriegsfreiwilliger aufgenommen werden könnte. Ich erhielt ablehnenden Bescheid: es sei okkupiertes Land. Ob ich Empfehlungen in Deutschland angeben könne? Nein? Dann ginge es nicht...

Als dann die deutschen Schulen aber eröffnet wurden, fragte ich bei dreien an, ob ich nicht eine Stelle als Zeichenlehrer erhalten könne. Und tatsächlich, ich wurde angestellt: an der alten Ritter- und Domschule, am Gustav-Adolf-Gymnasium und an der Hansa-Schule.

Eine einzige „Konkurrenz“ habe ich als Architekt mitgemacht. Eine durch eine Spezialität sehr bekannte Möbelfirma hatte ein Preisausschreiben für eine Wohnzimmer-Einrichtung ausgeschrieben. Da ich ja sowieso nichts zu tun hatte, entwarf ich zwei Skizzen und schickte sie ein. Mit dem Erfolg, daß zwar kein 1., aber zwei 2. Preise verteilt wurden, die ich erhielt.

Ferner wurde eine Kunstaussstellung veranstaltet, die ich mit Zeichnungen aus Alt-Reval beschickte, die fast alle verkauft wurden. So hatte ich mir einiges Geld verdient, das einzige Mal, daß meine künstlerische Betätigung mir solches einbrachte...

Meine kranke Frau hatte mittlerweile die Genehmigung erhalten, zur Kur nach Badenweiler zu fahren.

Ich aber lehrte ziemlich unlustigen Jungen das Zeichnen, nahm an Lehrerbesprechungen teil — und draußen ging das deutsche Schicksal weiter, ohne daß wir von den entscheidenden Wendepunkten unterrichtet waren.

III. DAS REICH

BERLIN

Wenn ich früher erwähnte, daß für einen meiner Lehrer, wie für viele Balten, Weimar das war, was Athen einst für Weimar, so umschrieb ich damit das vorwiegend auf das Kulturelle abgestimmte Gefühl, das uns bewegte. Wir verehrten das alte Preußen und Bismarcks Werk, sahen den Aufstieg des Reiches, aber da die Balten daran aktiv keinen Anteil nehmen konnten, so blickten sie vor allem auf die seelischen Werte der Kunst und Wissenschaft. Die neuere deutsche Literatur wurde eifrig verfolgt, das neue Streben in der Baukunst fand sofort Widerhall, und Forscher gab das Baltenland in großer Zahl selbst an das Reich ab. In Riga traten wir in Berührung mit manchem Reichsdeutschen, das waren aber fast nur Techniker und Kaufleute, die etwas in ihrem Ton hatten, was vielen von uns nicht behagte. Aber das beirrte nicht besonders. Auch die Tatsache, daß viele Reichsdeutsche in Petersburg und in Moskau sich russisch verheirateten und in einer Generation schon russisch wurden, beeinträchtigte nicht die ganze innere Haltung. Das Reich war eben die Geburtsstätte der gesamtdeutschen Kultur und erschien eben gerade aus der Entfernung, wie alles Große, noch größer. Nun stand dieses Reich in schwersten Kämpfen und Krisen. Ich wollte hin, gerade jetzt, nachdem eine Aufnahme ins Heer von der Kommandantur abgelehnt worden war, um wenigstens an seinem Schicksal teilzuhaben und nicht mehr zwischen den Fronten zu stehen. Ich schrieb an Prof. Peter Behrens nach Berlin, ob er nicht einen Gehilfen brauchen könne, und war erstaunt, auch tatsächlich eine Antwort zu erhalten: er könne schon künstlerisch Begabte brauchen, ich solle ihm Skizzen von mir einsenden, damit er sehe, wie ich mir die Aufgaben überlege. Nun waren alle meine Zeichnungen und Entwürfe in Moskau geblieben. Ich behielt den Brief, um eventuell einmal Behrens persönlich aufzusuchen.

Es kamen die Waffenstillstandsbedingungen, die mich verzweifelt niederwarfen, die Revolution, Sturz eines alten Geschlechts, das Heraufkommen dunkelster Existenzen. Unter der deutschen Besetzung war nicht viel von der Änderung nach außen spürbar. Gerüchte schwirrten umher. Bald stand Hindenburg an der Spitze der Soldatenräte und legalisierte sie, bald sollten die französischen Truppen die rote Fahne hochgezogen

und sich mit den deutschen verbündet haben. Aber allen wurde nach und nach klar, daß, trotz aller anderen Beteuerungen, die deutsche Armee sich anschickte, nach Hause zu fahren. Ich war noch unschlüssig, was ich machen sollte. Ein Freiwerden des Raumes hätte die Gründung eines estnischen Staates unbekannter Form ergeben, eventuell Anschluß an die Sowjets oder unmittelbarer Angriff der Bolschewisten auf Estland. Während einer Pause, da wir Lehrer des Gustav-Adolf-Gymnasiums zusammensitzen, erzählt einer von ihnen, die deutsche Kommandantur erteile Passierscheine nach Deutschland. Damit war für mich gleichsam das Stichwort für mein Schicksal gefallen. Ich wollte nicht wieder mein ferneres Leben zwischen den Fronten weiterführen, ich wollte ins Reich. Jetzt rief auch keine Heimat mehr, die sich bald doch in fremden Händen befinden würde. Ich hatte viel gesehen, geistig viel in mich aufgenommen, ich konnte wohl auch im Reich mitarbeiten an der Aufklärung über Fragen, die dort jetzt angesichts des Bolschewismus in ihrer ganzen Größe sichtbar wurden.

Ich fuhr zur Kommandantur und bat den diensttuenden Offizier um einen Durchlaßschein nach Deutschland.

Eine Fahrt in das Deutsche Reich hatte ich mir einst anders vorgestellt: als eine Fahrt in ein großes Land mit sich regenden Kräften, mit strebenden, arbeitenden Menschen, mit Kunst und Wissenschaft. Jetzt fuhr ich in ein zerbrochenes Leben, in den furchtbarsten Kampf der Parteien angesichts eines schweren außenpolitischen Schicksals. Und doch, gerade jetzt wollte ich mir etwas suchen; ich hatte praktisch meine Sache auf nichts gestellt, aber es war wenigstens eine Entscheidung in dieser chaotisch werdenden Zeit.

Auch hier wieder tauchte das alte Problem des rätselhaften freien Willens auf. Wie, wenn ich zufällig die Bemerkung des Kollegen über die Passierscheine nicht gehört hätte? Wenn ich an einem andern Tisch gesessen hätte? Wäre ich trotzdem von selbst auf den Gedanken gekommen, auf die deutsche Kommandantur zu gehen?

Das ist schwer zu sagen, aber den Gedanken, ins Reich überzusiedeln, erwog ich ja schon lange. Und schließlich, es hatten ja auch andere die Worte, ohne die gleiche Wirkung, gehört, also war der eigentliche Entschluß inmitten aller anderen Ursächlichkeiten doch in mir selbst zu suchen.

So verließ denn der Zug Reval. Hinter mir versank Rußland mit seinen Erinnerungen, mit seiner unvoraussagbaren Zukunft; hinter mir versank meine Studentenzeit in Riga und die Kameradschaft im Pulverturm; versank die Stadt meiner Jugend mit ihren Türmen und alten Straßen und

allen Menschen, mit denen ich einst dort gelebt hatte. Ich verließ meine Heimat, um mir ein Vaterland zu erwerben.

Wir brauchten mehrere Tage, bis wir in Berlin waren.

Wie wir uns verpflegten, weiß ich auch nicht so recht. Nur daran kann ich mich erinnern, daß die Einfahrt in Berlin düster war, die Häuserwände doppelt grau aussahen und daß uns bei unserem Hotel sofort die Flugblätter der Revolte in die Hand gedrückt wurden.

Dann erlebte ich noch das Ergreifendste dieser Tage: den Einzug der Truppen Unter den Linden. Ich hatte einen Platz, nicht einmal mit allzu viel Ruhe, an der Kreuzung von Friedrichstraße und den Linden gefunden. Sie zogen ein, langsam und ernst, unbewegten Gesichts saßen die Soldaten auf den Lafetten. Von fast allen Balkonen und Fenstern winkten Frauen und Kinder mit weißen Tüchern. Wenige, kaum hörbare Begrüßungsrufe — alle wußten, was ein Einzug in dieser Form zu bedeuten hatte. In diesem Augenblick kam auch mir ganz sichtbar das große Leid des deutschen Volkes entgegen. D i e s e s Bild habe ich niemals vergessen.

Später hörte ich, Ebert und Scheidemann hätten vorher auf dem Pariser Platz zu den Soldaten gesprochen. Wir konnten dahinten nichts davon hören, eine Redeübertragung gab es damals noch nicht. Nach weiteren Jahren erfuhr man, das Korps des Generals Lequis hätte bei Berlin gelegen, gewärtig eines Befehls, die neue Regierung zu stürzen. Aber der Befehl kam nicht. — — Auch das kein Zufall, es war eben niemand mehr da, der wirklich befehlen konnte.

So kam ich in das Reich. Ursprünglich ein vollkommen der Kunst, der Philosophie und Geschichte hingegebener Mensch, der nie daran gedacht hatte, sich jemals in die Politik zu mischen. Aber ich hatte die Gegenwart beobachtet; auch sie würde ja einmal Geschichte, Überlieferung werden. Ich hatte viele sich zur Führung drängende Mächte gesehen und in Rußland den Verlauf einer Revolution beobachten können, die, nach meiner Überzeugung, beim Herübergreifen nach Deutschland mit seiner empfindlichen technischen und bevölkerungsmäßigen Struktur eine ungeheure Gefahr noch mitten in aller Not bedeuten mußte.

So zog mich das Leben und ich folgte ihm. Ich sah mich im Kräftespiel mit all den verwirrenden Erscheinungen.

Das war meine Fahrt ins Reich im trüben Dezember 1918.

MÜNCHEN

Berlin war riesig, grau, fremd, ich hatte das beklemmende Gefühl, hier überhaupt nicht beginnen zu können. Da trat mir meine Reise nach Bayern und München 1911 immer lebhafter vor das Auge. München war nicht so endlos. Bayerns Natur hatte ich in schöner Erinnerung, außerdem: zwei Bekannte hatte ich auch dort: den Kunstmaler **O t t o v. K u r s e l l** und den schon genannten **E r n s t T h o d e**. Kursell stammte auch aus der alten Poststraße in Reval und hatte in Riga eine Zeitlang Architektur studiert, dann geheiratet und war nach München übergesiedelt; Schüler von **S t u c k** und **H a b e r m a n n**, eine starke Begabung für das Porträt.

Ich beschloß nach kurzer Überlegung, nicht einmal mehr den Versuch bei Prof. Behrens zu machen, und fuhr aufs Geratewohl nach München. Kursells nahmen mich sehr freundschaftlich auf, und wenn ich auch später mit ihm einige Auseinandersetzungen hatte, so bin ich ihm und seiner Frau gerade für das erste kameradschaftliche Entgegenkommen stets dankbar gewesen und konnte auch ihm später in manchem helfen. Sonntags bin ich dann öfters bei ihm gewesen. Er zeichnete für einen Verlag Karikaturen der Zeitgenossen, die später Dietrich Eckarts Aufmerksamkeit erregten und K. dann auch in unseren späteren Arbeitskreis hineinführten. Viel helfen konnte K. mir zunächst auch nicht, da ich mir selbst noch nicht schlüssig war, womit ich mir mein Brot verdienen sollte. Ich war nämlich über die Ohren in neue Studien hineingeraten, daß ich für einige Zeit für keine andern Gedanken zu haben war — und das war so gekommen.

Thode bewohnte am Platz, in den die Tengstraße mündet, eine kleine Wohnung. Sie war ausgestattet mit einem ausgesucht geschmackvollen, aus Riga mitgenommenen Biedermeier-Mobiliar. Dazu allerdings Gemälde von ihm, die bei Defregger hängengeblieben waren. Hier lebte der Alte mit sich zufrieden, aber immer noch der Welt zugekehrt und an allem interessiert. Er liebte selbst zu kochen, da er fand, daß die Frauen nicht richtig zu kochen verstünden. Er saß da, wie immer gepflegt, mit mächtigem Schädel und riesig vorspringender Nase, die bloß deshalb den Kopf nicht aus dem Gleichgewicht brachte, weil dieser auch hinten eine starke Wölbung hatte.

Ich fand Thode über einem dicken Buche sitzen: Höpfigers Glacialtheorie. Das war mir völlig unbekannt, ich fragte ihn, von wo er das Buch hätte: aus der Staatsbibliothek entliehen. Wer dort was haben könne: jeder, der sich auszuweisen in der Lage ist.



Vor dem historischen Marsch am 9. November

Der Erinnerungsmarsch zur Feldherrnballe





*Rosenberg mit dem finnischen Gesandten
Wuorimaa*

*Mit dem amerikanischen Botschafter Dodd
und dem englischen Botschafter Phipps*



Mir war das wie eine Offenbarung. Ich ging sofort am nächsten Tag in die Ludwigstraße und war erstaunt, wie vertrauensvoll wertvollste Werke ausgeliehen wurden. Es war für mich verblüffend, was alles aus den verschiedensten Gebieten vorhanden war, so daß ich fast nie, auch bei ausgefallensten Dingen nicht, eine Fehlbestellung machte.

Zuerst kam Indien dran: Schröder, Böhlingk, Schlagintweit, Schack usw. Alles, was Philosophie und Literatur betraf, wurde herangeholt. Jetzt erst begann ich den ganzen Reichtum dieser einst so großen Kultur zu erfassen, die Aristokratie ihres Denkens und die Schönheit ihrer Lyrik. Schröders Werk gab einen lehrreichen Querschnitt durch das ganze Leben. Böhlingks gesammelte Sprüche zeigten, was alles für das Leben unausgenützt, nur dem Fachmann bekannt, vergessen in den Bibliotheken schlummerte. Ich verstand, wie Goethe und Schopenhauer bei der ersten Kenntnis einiger indischer Dichtungen in Entzücken gerieten: „Und Megadutha, den Wolkengesandten, wer schickt' ihn nicht gerne zu Seelen(!)-verwandten“, schrieb Goethe, der sich dann allerdings aus sicherem Instinkt gegen die — viel spätere — indische Plastik wandte: „In Indien möcht' ich selber leben, hätt's dort keine Steinhauer gegeben.“ Im Neuen Testament aber entdeckte Schopenhauer einen „Blütenhauch indischer Weisheit“. Wobei er jedoch den Buddhismus bevorzugte.

Ich habe mir aus vielen Werken Auszüge gemacht und sie durch alle Jahre als Erinnerung aufbewahrt. Als mein Haus 1943 zertrümmert wurde, fand ich einen letzten halberfetzten Bogen zwischen dem Schutt liegen. Ich hob ihn auf und steckte ihn zu mir. Jetzt ist auch er fort. Als ich als Alterswerk eine Forschungsstätte plante, da habe ich zu allererst an die Auswertung indischer Weisheit gedacht und gründete schon eine Versuchsstelle in München für indogermanische Geistesgeschichte. Ein hervorragender Altertumsforscher hatte sich eine große Gesamtplanung entworfen, und als eine der ersten Arbeiten sollte eine vielbändige Ausgabe über „Indien und der deutsche Geist“ erscheinen. Böhlingks Übersetzungen wurden bereits neu überprüft, vieles war in Angriff genommen worden, da brach alles zusammen.

Neben indischer Philosophie besorgte ich mir Werke zur jüdischen Geschichte: von Juden, Liberalen, Antijudaisten. Von diesen am wenigsten, weil man immer am besten eine Psyche von den andern aus selbst zu erfassen vermag. Auch hier war die Staatsbibliothek verblüffend ausgestattet. So erschien mir manches der Gegenwart aus der Vergangenheit deutbar und verständlich, soweit man elementare Instinkte und ein Schicksal überhaupt verständlich zu machen imstande ist. Vogelstein-

Riegers „Geschichte der Juden in Rom“ wurde verarbeitet, wie Kayserlings Werk über die Sephardim, Eisenmenger und Schudt ebenso wie manche Schriften von Rabbinerschülern aus Drohobycz; der babylonische Talmud auf Grund der von zwei Rabbinern durchgesehenen Übersetzung von August Wünsche.

Das eigentliche Thema aber, das durch das alles hindurchging, war die Kunstphilosophie. Ich hatte in Reval einen in S'chodnja entworfenen Aufsatz ausgearbeitet über „Form und Formung“, um eine gewisse Polarität zwischen griechischer und germanischer Stilhaltung aufzuzeigen. Bei den einen faßbar, gebändigte Größe, bei den andern ständige innere, weitere Bereitschaft, bewegungsvolle Tätigkeit. Diese Gedanken waren entstanden in der Abwehr der bisherigen klassischen Philosophie der ästhetischen Kontemplation, der willenslosen Betrachtung, der Erfassung der Ideen oder wie immer man bisher den Kunstempfang umschreiben wollte. Mir dagegen schien gerade die willenhafte Bewegtheit Ursprung der Kunst und deshalb auch Sinn des Endeffekts: in der Seele des Kunstempfängers. Ich mußte mich nun ernsthaft mit unserer ganzen Kunstästhetik auseinandersetzen: Kants „Kritik der Urteilskraft“ wurde ebenso durchgearbeitet wie Schillers philosophische Schriften und Schopenhauers Darlegungen. Gerade mit ihm war eine Auseinandersetzung notwendig, weil er einen Willensbegriff eingeführt hatte, der allmählich das Gegenteil dessen aussagte, was wir bis dahin mit dem Wort Wille bezeichneten. Das führte zu einem langen Aufsatz, der später verändert im „Mythus“ Aufnahme gefunden hat. Dann durchforschte ich Tanies „Philosophie der Kunst“, die vieles Wertvolle enthielt, aber in ihrer Rhetorik über die Probleme hinwegglitt. Um nichts Wesentliches zu übersehen und nicht Behauptungen aufzustellen, die andere schon gedruckt hatten, las ich Lipps, Volkelt, Witasek und manche andere Kunstästhetiker unserer Zeit. Ich fand nicht das, was ich zu sagen hatte, wohl aber manches, worauf ich noch aufmerken mußte.

Ich habe mir den Irrgang unserer ganzen Kunstästhetik so zurechtgelegt, daß die meisten entweder nicht selbst ausübende Künstler waren oder aber ihre Maßstäbe für ein Urteil einseitig bei der Abgewogenheit des fertigen griechischen Kunstwerks holten. Ein Mensch, der in sich selbst bei der Kunstausübung eine innere Glut, Erregung, Willensbewegung fühlt, kann doch gar nicht wünschen, daß einst beim Empfänger seines Werkes nur „willenslose Kontemplation“ herrscht! Dieses eine zentrale Erlebnis führte mich zu allen Untersuchungen über die Kunst, aber dann über sie hinaus zur Beurteilung auch vieler anderer Lebensphänomene.

Daß gerade diese Seite meines Werkes am wenigsten verstanden wurde, hat mich etwas geschmerzt. Man sah immer nur den polemisch-geschichtlichen Teil, daß hier ein Versuch einer neuen Philosophie der Kunst gewagt worden war, im ausgesprochenen Widerspruch zur klassischen Ästhetik, aber auch in Ablehnung moderner Theorien, das wurde wenig untersucht und besprochen. Man wollte immer einen kämpfenden Politiker hören und nicht einen Menschen, der an das Leben überhaupt von der Kunst, der Kunst des Auges, herangetreten war.

Mit diesen Sätzen habe ich das Wesentlichste dieser Zeit umschreiben können, aber trotz dieses Studienrausches mußte ich an meinen späteren Unterhalt denken.

Meinen guten Malkasten hatte ich aus Reval mitgenommen. In der Pension malte ich nun in vergrößerter Form aus dem Gedächtnis die Studien, die ich in S'chodnja gemacht hatte. Ich dachte mit einer gewissen Naivität, trotz aller anderen Sorgen der Zeit könnten die Arbeiten gefallen. Ich trug sie zu einer Kunsthandlung am Odeonsplatz, traf aber nach flüchtiger Betrachtung auf Ablehnung: man sei schon versorgt. Mit meinem Aufsatz über „Form und Formung“ bin ich mehrfach um den Eingang des Verlags Callwey herumgestrichen, andererseits wollte ich meinen Gedanken doch für mich allein ausspinnen, ehe er zur Diskussion gestellt und zerredet wurde.



In diesen Tagen besuchte ich, um mich mit den Gemütern bekannt zu machen, eine im Deutschen Theater veranstaltete Kundgebung revolutionärer Künstler. Auf der Bühne ein Vorstandstisch. Das Hauptreferat hielt einer mit Namen, wie ich glaube, Stückgold. Er lobte die Zeit, die nunmehr auch die Kunst freimachen und den revolutionären Künstlern die Möglichkeit zum Schaffen geben werde. — Nun war aber doch gerade München ein Ort, wo sich künstlerisch fast alles austoben konnte. Hier war der Jugendstil entstanden, das Überbrettel, der Simplizissimus, die Wedekindschen Scharfrichter. — Was hier beisammen saß, waren offenbar künstlerisch Zukurzgekommene, die mit Hilfe einer neuen Welle Bedeutung erhalten wollten. Während der Referate erschien Kurt Eisner, als „Herr Ministerpräsident“ begrüßt, und nahm am Vorstandstisch Platz. Es war das einzige Mal, daß ich ihn sah. Struppige graue Haare und Bart, schief-sitzender Klemmer. Wie er wirklich geheißen hatte, konnte nie festgestellt

werden. Er war Mitarbeiter des „Vorwärts“ gewesen. Wie spätere Oppositionelle erzählten, hätte man sich in der dortigen Redaktion vor Lachen geschüttelt, als man hörte, ausgerechnet dieser Eisner sei in Bayern Ministerpräsident geworden. Jetzt pries er, der internationale Marxist — den großen Patrioten Clémenceau.

Am Nachmittag ging ich gewöhnlich etwas in der Stadt spazieren. Bei solchen Gelegenheiten studierte ich meistens die Litfaßsäulen, um die Theaterspielpläne kennenzulernen und sonstige Ankündigungen verfolgen zu können. Da lese ich eines Tages plötzlich: „Tänze. Edith v. Schrenck“. Nun hatte Frl. v. Schrenck mit meiner Frau in Petersburg zusammen gearbeitet, ohne jedoch, daß ich sie persönlich kennengelernt hätte. Immerhin gedachte ich sie zu sprechen, um eventuell meiner Frau, die jetzt in Arosa war, darüber schreiben zu können. Wir trafen uns in dem damals noch bestehenden Café Odeon. Im Laufe des Gesprächs erzählte ich ihr von meiner Reise, auch vom Willen, irgendwie über den Bolschewismus und die Judenfrage zu schreiben. Sie sagte mir, sie kenne einen Schriftsteller, der ebenso denke und eine Zeitschrift in diesem Sinne herausgebe: **D i e t r i c h E c k a r t**, Tengstraße 38.

Am nächsten Tag machte ich meinen Besuch. Er bedeutete für mich Anschluß an München, mein Schicksal. Hinter einem mit Papieren bedeckten Schreibtisch erhob sich eine hohe Gestalt. Ein glattrasierter Schädel, hohe zerfurchte Stirn, eine dunkle Hornbrille vor blauen Augen. Die Nase leicht gebogen, etwas kurz und fleischig. Ein voller Mund, ein breites, ja vielleicht brutales Kinn. Nach einer kleinen spöttischen Bemerkung über Frl. v. Sch., die Eckart im Sanatorium seines Schwagers in Thüringen kennengelernt hatte, hörte er mich aufmerksam an. Er könne sicher Mitarbeiter brauchen. Hier sei die erste Nummer von „Auf gut deutsch“, seiner Zeitschrift. Ich ließ einige Aufsätze, vor allem über meine Beobachtung in Rußland, zurück.

Bereits am nächsten Tage rief Eckart bei mir an. Die Sachen hätten ihm gefallen, ich solle doch sofort herüberkommen. Er empfing mich sehr herzlich und wir gingen zu Fuß zum Restaurant „Alt-Wien“ in der Barerstraße. Unterwegs kamen wir auf vieles zu sprechen, ich erzählte ihm von meinen künstlerischen Interessen und kam dabei plötzlich auf das Wesen der Gotik zu sprechen. Er blieb stehen, hörte sehr interessiert zu, begann auch seine philosophischen Ansichten zu entwickeln. So war die erste Bekanntschaft geknüpft. Rein aus diesem persönlichen Eindruck heraus, ohne weiter nach vielen Umständen zu fragen, hat Eckart mich in großzügiger Weise aufgenommen, mit seinen Freunden bekannt gemacht

und mir, dem Fremdling in schwerer Notzeit, die Möglichkeit der Arbeit, ja des Lebens gegeben.

Eckart hatte eine bewegte Vergangenheit. Student der Medizin, Bericht-erstatte über die Bayreuther Festspiele, Berliner Hungerjahre, erste Lustspiele und Schauspiele, die sogar aufgeführt wurden. Seine Liebe zum Peer Gynt und die Ablehnung der bisherigen Deutung und Übersetzung veranlaßte ihn, eine Nachdichtung von hohem dichterischem Schwung zu schaffen. Diese hatte begonnen, die Bühne zu erobern, und Eckart erhielt jetzt gute Tantiemen, die ihm über frühere Sorgen hinweghalfen. Er gab mir natürlich seinen Peer Gynt und die famosen Kampfschriften, mit denen er seine Ansicht gegen die bisherigen Auffassungen verteidigte. Eckart sah in Peer Gynt nicht einen norwegischen Abenteurer, sondern ein Symbol für die Weltverstricktheit des Menschen und den Versuch, sich aus diesen Fesseln zu lösen. Von diesem Gesichtspunkt aus erhielten die merkwürdigen Gestalten der Grünen, des Knopfgießers, des Großen Krummen erst die richtige Bedeutung. Das Werk würde auch erst dann verständlich, wenn man die plötzlichen Wechsel als Zurücksinken und wieder Emporschnellen aus der Weltverstrickung begreife, bis Peer Gynt am Schluß „mitten durch“ hineinfinde — zu seiner eigenen unberührten Seele, symbolisiert in Solveig.

Eckart sagte, er hätte seine Deutung dem Sohne von Ibsen zugeschickt, dieser habe ihm geantwortet, er glaube wohl, daß Eckarts Auslegung im Sinne seines Vaters erfolgt wäre. Mir schien sie auch einleuchtend, aber das ganze Werk trat mir auch dadurch nicht näher. Als ich den Peer Gynt dann auf der Bühne sah, schien auch diese außerstande, das Plötzliche, ja manchmal Revuehafte so zu binden, daß ein innerer Ablauf des Dramas wirklich spürbar wurde.

Ende 1918 hatte Eckart ein eigenes Drama vollendet, den „Lorenzaccio“, die Tragödie eines durch einen Bastard um sein Erbe gebrachten Mediceersprosses. In diese Gestalt und die Nebenfiguren hat Eckart die menschlichen Leidenschaften gekleidet, durch Worte Michelangelos aber dann selbst seine Anschauung über den Schein im Dasein niedergelegt. Eckart las mir mehrfach Stellen aus dem Drama vor, sie waren von wundervollem Schwung und in der schönsten deutschen Sprache geschrieben, aber dem Lorenzaccio selbst bin ich doch etwas fremd geblieben. Der Dichter mutete nach meinem Empfinden dem Haupthelden derart sich ausschließende Eigenschaften zu, daß nicht mehr Spannung entstand, sondern Zerreißung einer Gestalt. Als ich das Eckart einmal andeutete, sagte er, ja

Lorenzaccio könne nur von einem ganz großen Schauspieler wirklich verkörpert werden.

Aus der Heimat waren in dieser Zeit beunruhigende Nachrichten gekommen. Die Bolschewisten hatten anfangs erklärt, jedes der Völker des ehemaligen Rußlands hätte volles Selbstbestimmungsrecht, einschließlich des Rechts auf Abtrennung. Die baltischen Staaten waren entstanden. Obgleich noch nicht gefestigt, versuchte die Sowjetunion, sie zu erobern. Dagegen wehrten sich die Völker, die Finnen hatten Estland ein Hilfskorps zur Verfügung gestellt, und auch die Deutschen hatten das Baltenregiment aufgestellt. Die Frage entstand, ob ich nun wieder zurück sollte. Ich schrieb an das baltische Komitee nach Berlin, schilderte meine Lage, daß ich bald an meine kranke Frau denken müsse. Ich erhielt die Antwort, daß von einer Rückberufung von mir abgesehen würde.

In München hatte ein Komitee sich ebenfalls bemüht, deutschen Flüchtlingen zu helfen. So erhielt ich gratis ein Zimmer bei einem pensionierten Militärarzt D r. O s a n n in der Ottingenstraße. Er und seine Frau haben mich eine Zeitlang liebenswürdig aufgenommen, und ich habe ihrer stets dankbar gedacht.

Zu Mittag ging ich jetzt täglich mit eigenem Löffel in die Volksküche. An der Theresienstraße und in einer Querstraße zur Kaufingerstraße saßen in denkbar schlichter Weise viele zusammen, die jetzt vom Schicksal erfaßt worden waren. Da aßen wir nun täglich unseren „Auflauf“, Knödel oder Kohlsuppe. Das alles streckte meine geringen Mittel, Dietrich Eckart honorierte mir ab und zu meine Aufsätze, aber das reichte nicht aus, um mein Leben auf die Dauer zu sichern.



In den Pinakotheken und in der Schackgalerie war ich mehrfach. In der Neuen sah ich zum ersten Male Böcklin, Marées, Lenbach, Feuerbach usw. Böcklin bezwang durch Farbe und Phantasie, aber die alte Mythenwelt in unserer Zeit nochmals erwecken zu wollen, im vollen Bewußtsein ihres Versunkenseins, das war doch nicht mehr möglich. Und sie allgemein menschlich umzudenken, war ein Versuch an einem untauglichen Objekt. Marées Qual an seiner Gestaltung wurde bei seinen Ölbildern peinlich klar. Immer wieder bemühte er sich, erkannte Unzulänglichkeiten neu zu gestalten, bis am Ende Unförmigkeiten übrigblieben. Rein menschlich spricht aus den Bildern eine große Tragik. Ihn aber unter die Großen reihen zu wollen, dazu gehört die Zweckpropaganda von Meyer-Gräfe.

Aber vor allem war es die Alte Pinakothek, die ich besuchte. Ausgestellt war um die Zeit gerade der Isenheimer Altar, der später an Frankreich ausgeliefert werden mußte. Ich konnte mich hier in eine große mittelalterliche Seele vertiefen. Hier sprach noch ungebrochene Gläubigkeit an die Legende, mit einer Inbrunst hatte sich Grünewald ein Erlebnis gestaltet, an das kaum etwas anderes heranreicht. Selbst Rembrandts Kreuzigung und Sarglegungen verraten eine malerische bewußte Komposition. Hier ist es Vision. Grauensvoll der grünliche Zermarterte am Kreuz, ätherisch der in der Regenbogenaura Auferstehende.

Jetzt erst empfand ich mich in voller Reife, um Tizian, van Dyck, Tintoretto, Rubens, Ciorgione und die großen Holländer wirklich zu sehen. Gehalt und Form, Komposition und Koloristik, das wurde erst jetzt bei mir im Innern eine Einheit. Die Ausbildung des Auges, die Mühen eigener Arbeit, das menschliche Heranreifen, das war nicht umsonst gewesen. Mitten in einem furchtbaren nationalen Zusammenbruch blieben diese Gefühle doch unausrottbar. Bei mir, bei allen, die mit innerer Anteilnahme durch die Wundersäle der Alten Pinakothek gegangen sind. Später, gesättigt, habe ich die Räume seltener betreten. Es waren andere Kräfte an ihre Stelle getreten.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier noch Lenbach-Galerie, Staatsmuseum usw. schildern. Überall bin ich gewesen und habe mit steter Anteilnahme die Werke auch der neuen Zeit in mich aufgenommen.

Eckart hatte sich als **D i c h t e r** in das öffentliche Leben gestellt. Bei Goethe und Schopenhauer erzogen, umfaßte sein Blick nicht ganz sicher den ganzen Umkreis der Probleme, aber dafür bestimmte, innere Aufgaben mit um so größerer Schärfe. Er hatte lange die Entwicklung im ersten Weltkriege beobachtet, den Kriegswucher vor allem, der am Leben fraß, und daß keine Macht sich fand, um ihn zu überwinden oder einzudämmen. Dazu eine Parteienwelt, die sich bei härter werdendem Schicksal immer mehr auseinanderredete, anstatt sich zusammenzuschließen. So faßte er denn den Entschluß, das, was er als **W a h r h e i t** empfand, unbekümmert um Meinung und Parteien auszusprechen. In einer Nacht weckte er seine Frau auf und sagte ihr, er werde eine Zeitschrift gründen. „Auf gut deutsch“ solle sie heißen, er wolle da offen und ehrlich reden. Sein erster Aufsatz lautete „Männer“ und wandte sich an das ehrliche, überall ähnlich wie bei ihm vorhandene Gefühl. Er versandte auf eigene Kosten etwa 25 000 Exemplare und wartete auf ein Echo. Das einzige, was er verlangte. Viele waren es nicht, die zustimmten, was er in Nr. 2 feststellte, aber immerhin meldeten sich einige, von der offenen Sprache

sympathisch berührte Persönlichkeiten. Auch einige Geldspenden für den Druck der Wochenschrift waren darunter.

So war die Lage, als ich Eckart kennenlernte. Fast zu gleicher Zeit geriet ein Mann dann in unseren Gesichtskreis, der später einen gewissen Einfluß ausübte: Diplom-Ingenieur G o t t f r i e d F e d e r. Er erklärte die großen Wirtschaftskrisen durch die Zinsknechtschaft, in die alle Völker allmählich durch das mobile Leih- und Finanzkapital geraten seien. Er unterschied davon das an den Boden gebundene Industriekapital, das zu schützen durchaus Aufgabe eines Staates sei. Wie könne sich Geld vermehren? Wie dürfe arbeitslos durch endlosen Zins etwas hinzukommen ohne Leistung? Sparen — ja, das sei Ergebnis einer Arbeit, Rentner-Dasein — nein.

Deshalb Abbau, am Ende Überwindung der Zinssklaverei und der Zinswirtschaft überhaupt. Diese Gedanken bestachen in einer gärenden Zeit viele. Uns auch, da einiges sicher treffend gesehen war und wir im Kampf gegen Wucher ja nicht eine nationale Industrie bekämpfen wollten. Eckart griff nun die Gedanken sehr lebhaft auf und verfocht die Idee der „Verstaatlichung des gesamten Kredites“ und meinte temperamentvoll, wenn man klagen sollte, eine „Welt“ würde damit zusammenstürzen, so solle sie es tun, es sei dann auch nicht schade um sie. Feder sprach in verschiedenen Versammlungen eines von ihm gegründeten Bundes gegen die Zinsknechtschaft und fand später Anschluß an die entstehende NSDAP.

Wie alle, die aus der Gesamtheit des Geschehens nur ein Symptom ins Auge fassen, so entwickelte Feder sich zunächst ziemlich sektiererisch und glaubte sich im Zentrum des ganzen Geschehens. Seine leider große Selbstgefälligkeit steigerte sich in den späteren Jahren, da „sein“ Programm ihm als „Kernstück“ des ganzen Nationalsozialismus erschien. Diese Ansicht paarte sich mit einer nicht angenehmen Geschäftstüchtigkeit, wenn er nicht nur hohe Honorare für Vorträge, sondern Vorausbezahlung forderte. Etwas, was in der kämpfenden, oft nur zu armen NSDAP als sehr ungewöhnlich empfunden wurde und Feder nach und nach alle Sympathie kostete.

„Seine“ Gedanken stellten sich später als nicht ganz original heraus, da jemand den „Hammer“ von Th. Fritsch zeigte, wo manches 1917 oder früher z. T. wörtlich so drin stand, wie es Feder später formulierte, ohne seine Quelle zu erwähnen.

Auf jeden Fall waren die Gedanken aber anregend und brachten den Ansatz zur Überprüfung so mancher Theorie, auch wenn in der Praxis

die Trennung zwischen den Kapitalsystemen sich nicht scharf durchführen ließ. Es gab aber immerhin Werte, die unverrückbar mit Volk und Boden verknüpft waren, und andere, deren Mobilität viel größer war. Daß hier eine s t a a t l i c h e Überwachung notwendig war, erschien uns allerdings als durchaus gerechtfertigte Forderung.

Diese ganzen Gespräche veranlaßten Eckart zu einer persönlichen Aktion in der Münchener Öffentlichkeit. Er verfaßte ein Flugblatt „An alle Werktätigen“, in dem er in einprägsamer Stilistik alle Arbeitenden gegen den ausbeuterischen Wucher aufrief und am Ende Namen und Adresse daruntersetzte. Er ließ das Blatt in großer Auflage drucken, mietete zwei Taxis, und von ihnen aus warfen wir eines Tages das Flugblatt auf die Straßen Münchens. — Da in dieser Zeit revolutionärer Gärung viele Flugblätter gedruckt wurden, so wurden Eckart zunächst keine Schwierigkeiten gemacht. Als er bei der Räterepublik mehrfach verhaftet werden sollte, um auch unter die Geißel eingereiht zu werden, da hat das Flugblatt ihm vielleicht das Leben gerettet, denn sein Hausmeister und der mit der Verhaftung Beauftragte sagten, wenn er identisch sei mit dem Verfasser des Blattes, dann sei er kein Reaktionär. Er blieb frei.

Eines Tages kam ich die Treppen aus der Pension Kühn herunter, unterm Arm ein großformatiges Werk von Schlagintweit über Indien. Da stürzten plötzlich mehrere Leute mit großem Geschrei zur Haustür herein: Eisner ist ermordet! Sie sehen mich im Korridor und halten mich offenbar für einen „reaktionären Studenten“. Ich solle ihnen mal in meine Wohnung folgen. Dort öffnet mein Zimmernachbar, der einem der Männer bekannt ist. Wer ich sei? — Ach, einer, der still für sich den ganzen Tag arbeitet. — So, na, dann sei es gut. — Die Leute gehen weg, ohne bei mir nachgesucht zu haben. Wenn sie meinen vorläufigen Ausweis gesehen hätten: eine deutsche Übersetzung des russischen Passes, wäre ich für sie sicher ein „weißrussischer Emigrant“ gewesen, und was dann in dieser Stunde der Erregung geschehen wäre, ist schwer auszudenken.

Am Nachmittag fuhrn Autos mit Bewaffneten durch die Straßen und schrieten: Rache für Eisner. Die Dinge begannen sich auch in München zuzuspitzen, nachdem die ersten kommunistischen Aufstände zu Weihnachten in Berlin niedergeschlagen worden waren.

Eines Tages erwachten wir in einer Münchener Räterepublik. Das große, in Rußland geglückte, revolutionäre Unternehmen des radikalen Marxismus sollte hier also mit aller Gewalt wiederholt werden.

Es war ein kühler, schöner Tag. Auf den Straßen Münchens überall erregte, empörte Gruppen, zwischen ihnen aber schon Gestalten, die sonst

nie im Zentrum zu sehen gewesen waren. — Es geht dem Abend zu. In einer Gruppe nahe am Marienplatz unterhalte ich mich laut und erkläre, daß es ein Wahnsinn wäre, in Deutschland den Bolschewismus einzuführen, die Opfer in Rußland seien schon unvorstellbar. Die Erregung um mich wächst, einer ruft nach einem Demonstrationzug. Wir sind plötzlich in einem Weinrestaurant beim Alten Rathaus und verlangen eine Papptafel. „Es lebe der deutsche Arbeiter! Nieder mit dem Bolschewismus!“ steht plötzlich darauf. Habe ich das geschrieben? Ich weiß es heute noch nicht. Wir treten heraus, ich sage den aufgeregten Leuten, daß das ja eben zwecklos sei. Aber ich müßte meine Ansicht doch einer größeren Zahl von Menschen sagen.

Die Marien-Säule vor dem Rathaus ist mit einer Steinumfriedung umgeben. Ich stehe plötzlich auf ihr. Es ist ein schöner heller Abend, auf dem Platz mehrere tausend Menschen. Und zu denen spreche ich nun: über meine Beobachtungen in Rußland, über den Wahnsinn, im schon so gefährdeten Deutschland eine alles zerrüttende Diktatur zu errichten . . .

Mancher Beifall, sonst stilles Zuhören. Ich steige hinunter und stelle mich in den Laubengang des Rathauses. Neben mir ein Mann, der mich des näheren zu fragen beginnt. Wir kommen in eine Unterhaltung. — Von der Marien-Umfriedung spricht jetzt plötzlich jemand anderes: für die soziale Revolution.

Am nächsten Tag berichtete Frau Dr. Osann, sie hätte gehört, auf dem Marienplatz seien gestern Reden gegen die Räterepublik gehalten worden. Ich gestand, daß ich es gewesen sei. In den nächsten Tagen wurde ich, ein in München doch gänzlich Unbekannter, auf der Straße mehrmals begrüßt. Anfangs verstand ich das nicht; dann aber mußte ich an meine Rede denken, und mir wurde nachträglich etwas ungemütlich zumute. Eckart hatte unterdes auch einige Erlebnisse gehabt und lud mich ein, eine Zeitlang München zu verlassen. Wir fuhren nach Wolfratshausen im Isartal.

Eckart hatte hier einige alte Bekannte, die er zusammen mit Gästen unserer Pension um seinen Tisch versammelte, ihnen über die Münchener Zustände erzählte, aber sehr bald seine philosophischen Lieblingsgedanken auszuspinnen begann. Er war ein Mann robuster Lebensgefühle und zugleich von der Traumhaftigkeit der Welt überzeugt. Alles, was sich hier bekämpfe, auseinandergehe, das sei nur ein Schein, in Wirklichkeit seien alle diese Kräfte aus e i n e m für uns nicht faßbaren Zentrum entsprungen. Eckart zitierte hierbei öfters Michelangelo in den Mund gelegte Zeilen aus seinem „Lorenzaccio“, die diese Gedanken in dichterischer Form aussprachen. Er fühlte sich hier zutiefst Schopenhauer verwandt, war auch

seinem Temperament nach sicher eine ähnliche Natur. Seine sonst antikerikale Gesinnung näherte sich, seiner Ansicht nach, in diesem Punkt auch dem Christentum, das er, wie so viele vor ihm, als reine Lehre sich zu deuten bemühte. Seine Tafelrunde schlichter Leute lauschte andachtsvoll, aber doch begierig, das Gespräch auf etwas handfestere Dinge zu bringen, was dann meist auf ein Kartenspiel auslief.

Ich fuhr nach einigen Tagen wieder nach München zurück, hörte in meinem Hause das Krachen der Geschütze in den nördlichen Vororten und erlebte dann den Einzug der Befreiungstruppen unter v. Epp. Kurz vorher hatte der Geiselmord der 10 bis 12 Angehörigen der Thule-Gesellschaft nicht nur München, sondern ganz Deutschland erschüttert. Der Chef der Münchener Räterepublik war der von der Sowjet-Union abgesandte Dr. Lewin^é. Neben ihm ein Dr. Levien. Dann ein Dr. W a d e r (W. Adler) aus Österreich und die Kaffeehauskommunisten M ü h s a m und T o l l e r. Lewin^é wollte nun nach östlichem Muster mit einem Terror einsetzen. Die ersten Opfer wurden aus der Thule-Gesellschaft geholt, d. h. aus einem Verein, der sich mit germanischer Frühgeschichte befaßte und das Judentum ablehnte, ohne jedoch politisch tätig geworden zu sein. Ermordet wurde die Sekretärin der Gesellschaft, ein kleiner Postangestellter, auch die andern: kleine Leute, keine Großkapitalisten. Ein solcher Geiselmord war ein bis dahin im deutschen politischen Leben einzig dastehendes Ereignis; es zeigte, von welchem Willen der Gegner beseelt war. Wie sich später herausstellte, sollte diesem ersten Terror fortlaufend ein weiterer folgen. Dr. Lewin^é wurde gefaßt und erschossen. Dr. Levien konnte flüchten. Ich war zufällig Zeuge, wie ein paar Tage vor dem Epp-Einzug ein Redner, vom Löwen des Wittelsbacher Palais aus, der Menge erklärte, es sei eine Verleumdung, daß Dr. Levien mit gestohlenem Geld fortgefahren sei. Toller wurde später gefunden, aber nach einiger Zeit Festungshaft begnadigt. Er schrieb dann Schauspiele und arbeitete am „Berliner Tagblatt“ mit.

Dietrich Eckart nahm seine Zeitschrift wieder auf, und ich begleitete ihn, wie früher, zum Umbruch in die Druckerei. Es war dies die große Firma Müller & Sohn in der Schellingstraße, die mit der Geschichte der NSDAP aufs engste verknüpft blieb.

Der Besitzer Adolf M ü l l e r hatte sein Werk aus kleinen Anfängen umgestaltet und druckte Bücher, Zeitungen und Zeitschriften gänzlich verschiedener Richtung. Darüber machte ihm Eckart die erbittertsten Vorwürfe. Müller hörte mit rotem Kopfe zu — aber immerhin war Eckart auch ein Kunde — und so antwortete er mit seiner Buchdruckerphiloso-

phie, wo käme er hin, wenn er anfangen würde, Zensor zu spielen. Es sei der Stolz des Buchdruckers, Aufträge schön, schnell und gut durchzuführen. Täte er es nicht, machte es die Konkurrenz und er könne zusperren. Worauf Eckart deutlich mit Vorwürfen der Gesinnungslosigkeit antwortete und sagte: irgendwo müsse doch eine Grenze sein. Später versöhnten sich beide wieder, Müller war nämlich im Grunde seiner Seele ein guter Mensch, und man konnte seiner geschickt herausgestellten Harmlosigkeit gegenüber nicht lange böse sein. Im übrigen ein Urbayer.



In diese Zeit fiel der Besuch eines gewissen Anton Drexler, von einer bisher unbekanntenen Deutschen Arbeiter-Partei. Mit diesem Besuch Drexlers bei Dietrich Eckart beginnt der Übergang aus meinem persönlichen Leben in eine politische Gemeinschaft. Alles, was ich bisher gedacht, gesehen, gelernt und getan hatte, war doch zuletzt ichbezogen gewesen. Die Ausübung einer Kunst hatte mich bereichert und die Fähigkeit geschärft, Echtes von Nachgeahmtem zu unterscheiden. Studium von Geschichte und Philosophie ließen die Erweiterung einer geistigen Schau zu, und bei aller Lückenhaftigkeit dieser Bildung war die geweckte, nicht mehr stillbare Sehnsucht zu einem dauernden Antrieb eigener innerer Reife geworden. Die sorgenlose Jugend schuf eine gesunde Grundlage für nicht nur subjektive Erlebnisse, die Kameradschaft der Studentenzeit ließ mich nicht abseits des Lebens im Theoretischen verharren. Hinzu kam die spätere vielfältige Umwelt: die nationalen Spannungen in der Heimat, das großzügige Petersburg, die Stille unseres Waldes und Schönheit des Meeres, das Aufrütteln tieferer Erlebnismöglichkeiten durch den Krieg, das fremde Moskau, der weite Raum des Ostens. Dann das einmarschierende Deutschland, der Zusammenbruch, die Fahrt ins Reich und das Bild des zerrissenen deutschen Volkes. Die Bekanntschaft mit Eckart bedeutete gewiß schon ein Heraustreten aus dem engen Kreise des erlebenden Ich, aber was ich auch geschrieben oder gesagt hatte, war doch nur im Umkreis sehr weniger geschehen. Es war gleichsam ein größerer privater Lesezirkel, der daran teilnahm. Es meldeten sich zwar immer mehr Menschen bei Eckart, sicher wäre im Laufe der Zeit auch eine größere geistige Anhängerschaft um ihn versammelt gewesen, aber Eckart war im wesentlichen doch Dichter, Bekenner, aber nicht Bildner einer politischen Bewegung. Auch hatte er neben Tagen großer Energie Pausen der inneren Zurückgezogenheit, da ihm äußere Ereignisse einfach nicht

wichtig erschienen und er schönste, zarte Dinge dichtete (z. B. Grünewalds Altar, Ecce Deus).

Und ich — war doch ein Fremdling in Bayern. Eckart hatte mich ohne vieles Fragen generös aufgenommen, seine Freunde auch. Aber ich hatte innere Hemmungen. Ich war zwar gekommen, um irgendwie für Deutschland zu arbeiten, und ich konnte nicht verstehen, wie andere diesen Boden betreten konnten, um gegen das Reich eine zerstörende Tätigkeit zu entfalten; aber immerhin, ich fühlte, daß ich noch nicht das volle Recht besaß, öffentlich zu sprechen. Außerdem war ich, von der formalen Seite her gesehen, noch nicht deutscher Staatsbürger! Bald nach meiner Ankunft in München hatte ich um Aufnahme nachgesucht, mit der Bitte, in München bleiben zu dürfen. Ein Herr im Rathaus bestellte mich zu sich und fragte mich aus. Vor allem interessierte ihn, ob ich vermögend sei. Als ich verneinte, wurde er merklich kühler und erklärte auch, die Stadt sei überfüllt, ich könne ja an einem andern Ort Bayerns wohnen. Hierbei erschrak ich ganz besonders, weil mir durch ein Verlassen Münchens alle Aussichten genommen worden wären — und die Staatsbibliothek unerreichbar.

Ich sagte, daß ich dort laufend Studien zu machen hätte zwecks Auswertung für den I. F. Lehmann-Verlag in München. Dieser Name gefiel dem Herrn zwar wenig, aber er sagte, wenn das der Fall wäre, wolle er mir nicht die Möglichkeit versperren; ich solle eine Bestätigung bringen. Nun hatte ich tatsächlich den Verlag besucht und den zweiten Teilhaber, Herrn Schwartz, gesprochen. Ein größeres Manuskript über den Bolschewismus hatte er gelesen, eine Veröffentlichung in „Deutschlands Erneuerung“, der Lehmannschen Zeitschrift, in Aussicht gestellt. Schwartz hatte nun die große Freundlichkeit, zu bestätigen, daß ich mit seinem Verlage arbeite, und ich erhielt die Genehmigung, in München zu bleiben. An diesem dünnen Faden der Erlaubnis durch einen Stadtrat hatte damals mein ganzes Schicksal gehangen. Immerhin, mit der Einbürgerung war es nichts geworden, und das hemmte mich täglich die ersten Jahre über. Es dauerte bis Anfang 1923, bis es durch eine Fürsprache gelang, mein Gesuch zur Erledigung zu bringen. Man hätte mich bis dahin geradezu als „lästigen Ausländer“ wieder nach Reval zurückschicken können. Daß ein Dr. Lewiné aus Petersburg oder Moskau nach Deutschland kommen konnte, um den Befehl über eine kommunistische Revolte zu übernehmen, hatte mich noch mehr erschüttert als die Bayern selbst. Aber das beseitigte meine persönlichen Gefühle, angesichts der fehlenden formalen Rechtmäßigkeit, für das Reich wirken zu dürfen, in keiner Weise.

Ich lehnte aber nichtsdestoweniger ab, unter einem Decknamen zu schreiben, was Eckart, der es mir einst im Scherz vorschlug, am besten verstand, da er Schopenhauers harte Worte gegen anonym wirkende Schriftsteller mehr als einmal zitiert hat.

Drexler lernte ich nicht bei seinem ersten Besuch bei Eckart kennen. Ich hörte aber, er habe E. erzählt, in einer Vorstadt Münchens hätte sich eine Deutsche Arbeiter-Partei gebildet. Diese sei vom Erlebnis des vielen Wuchers im Kriege ausgegangen, vom Unbefriedigtsein mit der bisherigen Arbeiterbewegung und suche angesichts der nationalen Not nach neuen Wegen. Die Gesinnungsgenossen D.'s hätten nun unsere Aufsätze gelesen und bäten Eckart, zu ihnen zu sprechen.

Drexler war kein großer Kenner wirtschafts-politischer Probleme, aber ein Mensch mit einem schlichten, geraden Herzen. Selbst Maschinen-schlossermeister in einer Werkstatt der Reichsbahn, hatte er Sorgen und Nöte des deutschen Arbeiters mit erlebt und die Einheit des Volkstums als unumgängliche Voraussetzung jeder Lösung eines Problems begriffen. Er hat seinen Lebensweg dann in einem anspruchslosen Büchlein „Mein politisches Erwachen“ erzählt. Von den alten Parteien hielt er nichts mehr, der deutsche Reichstag bot keinen Ansatz für eine soziale Erneuerung. Alles schien in alten Gleisen festgefahren. Die aber Aufruhr predigten, sammelten doch nur Massen Verzweifelter, ohne wirkliche Vorstellungen von der Einheit des ganzen Volksschicksals. Was beginnen?

Drexlers Not war ehrlich. Er war ein hoher Mensch mit gutgeschnittenem Kopf. Hinter der Brille konnten seine Augen oft ehrlich verzweifelt hervorblicken. Einer, der aus dem Chaos Wege suchte, wie viele, viele Tausende. Diese aber standen oft auf verschiedenen Seiten der Barrikade. Das waren sich betrogen fühlende Arbeiter, aus alten Traditionen herausgerissene Freikorpssoldaten, Offiziere, die ihre obersten Befehlsspitzen verloren hatten, Studenten, die eine Zukunft wollten, manche allgemein völkisch denkende Schriftsteller.

Eckart ging in eine Versammlung und las den Zuhörern aus seinen „Familienvätern“ vor, eine Komödie, welche die Qualen von Journalisten behandelt, die aus Sorge um Weib und Kind anders schreiben müssen, als sie denken. Ich weiß nicht, wie der Eindruck gewesen ist; ich glaube, man hatte etwas anderes von ihm erwartet, aber sicher hat er nach der Lesung im Gespräch seinen Zuhörern viel gegeben. Später sprach er dann frei über das innere Wesen, wie auch ein deutscher Kommunist sein müsse. Wäre er Pflasterarbeiter, so würde er in seinem Beruf sicher aus Pflichtgefühl sorgsam Stein neben Stein setzen, um das Gefühl einer guten

Leistung zu haben. Die internationale Phraseologie passe gar nicht zu diesem Wesen und müsse ihm fremd bleiben. Das aber, was er fordere, sei Achtung, wie für jede andere ehrliche Arbeit, und von dieser Anerkennung her solle man versuchen, ihn wieder seinem Volk zurückzugewinnen. Diese Wärme des Herzens hat Eckart in dieser ersten Zeit dann auch die Herzen der anderen erobert, und selbstlos stellte er seine Zeitschrift, die ja auch *s u c h t e*, der kleinen Partei zur Verfügung. Sehr zum Entsetzen so mancher geworbener Bezieher, welche sich nur mit der antijüdischen Note oder den dichterisch empfundenen Aufsätzen begnügen wollten.

Nach einiger Zeit hörte ich von einem gewissen *A d o l f H i t l e r*, der zur DAP gestoßen sei und in ihrem Rahmen bemerkenswerte Vorträge halte. Auch er machte Eckart Besuche, und auf einem dieser Besuche habe ich ihn kennengelernt. Diese Bekanntschaft bestimmte nun mein persönliches Schicksal und fügte es ein in das Schicksal der ganzen deutschen Nation. *M ü n c h e n* aber wurde Ausgangspunkt dieser von Hitler geführten neuen politischen Bewegung.

Das war scheinbar Zufall; aber alle solche *Z u f ä l l e* haben wohl auch ein tieferes Geschick. Die deutsche Sprache sagt in ihrer Weisheit, man erlebe nicht nur, was einem *g e s c h i c k t* wird, sondern auch, was einem *z u f ä l l t*. München, die Residenzstadt der Wittelsbacher, Verwaltungszentrum Bayerns, Sitz der obersten Kirchenbehörden des Landes, die Stadt mit Universität, Technischer Hochschule und Kunst-Akademie, ein Mittelpunkt süddeutscher Theaterkultur, hatte gerade auch durch diese Vielfalt stets reiche Spannungen in seinem Leben. Die konservativen Kreise des Zentrums regierten hier fast unumschränkt die Jahrzehnte hindurch, aber auch der Protest gegen das Vatikanische Konzil fand hier seinen Ursprung, der Klassizismus hatte der Stadt sein schönstes Gepräge gegeben, von hier aber ist der Jugendstil über die Welt gegangen; die Königstreue der Bayern war sprichwörtlich, gerade hier aber kam es zuerst zur radikalsten Form der Novemberrevolution von 1918. Die große Masse der Münchner war sicher ruhig, konservativ, zu keinerlei Extremen geneigt. Viele pensionierte Beamte, viele konfessionell abgeschlossene Familien. Manche mehr als beruhigend wirkende Einflüsse und schließlich auch das Bier. Aber in das schöne München kamen viele Franken und Pfälzer als Beamte, es kamen die begabten Künstler des bayerischen Stammes, es kamen Gelehrte und Schriftsteller aus dem ganzen Reich und wurden hier heimisch. *K l e n z e* kam einst, aber auch *L e n b a c h* und *S t u c k*, die bayerischen Bauernbuben. Es kamen *D r. H e i n e* und *D r. H e l d*, aber

auch Thoma, Thörny und Stefan George taten hier einen Jüngerkreis auf, Ludwig Klages begann von hier seine Wirksamkeit, Frank Wedekind galt lange als der große Münchner dichterische Revolutionär.

Das Für und Wider beherrschte natürlich auch Berlin. Aber Berlin war eine Viermillionenstadt, die verschiedenen geistigen Heerlager wohnten so weit auseinander, daß Angehörige des einen oft in ihrem ganzen Leben das andere nicht besucht hatten. München aber war eine Stadt von 600 000 Einwohnern, von Schwabing zum Maximiliansplatz, faßlich, persönlich greifbar. Auch vom „Simplicissimus“ zum Hofbräu ging man nur 20 Minuten, Kunst-Akademie und Theatinerkirche waren durch die Hauptstraße verbunden.

Und in diesem München mußte ein König Ludwig III. einem Kurt Eisner Platz machen, für kurze Zeit einem Lewin , um dann offenzustehen für eine neue Auseinandersetzung.

In dieses München war 1912 Adolf Hitler gekommen.

IV. ENTSTEHUNG DER NSDAP

Jetzt, da diese Zeilen geschrieben werden, ist das Reich zerbrochen, sein ganzes Territorium besetztes Land. Millionen früher Evakuierter sind von Heim und Familie getrennt. Industrien sind vertilgt, Städte in Trümmern. Die das Reich ab 1933 tragende politische Bewegung zerschmettert, ihre Führung tot oder gefangen. Eine Tragödie von gar nicht begreifbaren Ausmaßen, deren tiefere Ursachen erst eine spätere Zeit wird erfassen können. Aber Rechenschaft vor sich selbst abzulegen, wird jeder bemüht sein müssen. Ich will das versuchen; wenn ich auch weiß, daß es vermessen ist, einen überpersönlichen Standpunkt einnehmen zu wollen, angesichts der Tatsache, daß ich nur einige  berblicke habe, mir aber viele diplomatische und militärische Vorgänge unbekannt sind. Manches kann ich aber doch schärfer sehen, dank einer Erfahrung von 25 Jahren.

Die Ursachen eines großen Ereignisses waren fast immer verschieden von den Anlässen, die eine Entwicklung zum Ausbruch brachten. Wenn die Leidenschaften dieser Zeit einer wirklichen Schau gewichen sein werden, so wird sich das g e s a m t e Bild der großen europäischen Krise eben-

falls ändern. Als erstes aber erhebt sich die Frage: Warum entstand die NSDAP? Warum konnte sie sich Millionen Herzen erobern? Woran zerbrachen sie und das Reich?

Stets wird man hier von einem symbolischen Tag der deutschen Geschichte seinen Ausgang nehmen müssen: vom 9. November 1918. An diesem Tage stürzte das deutsche Kaiserreich; und die Republik dieses Novembers wurde gegründet, verbunden mit dem Diktat von Versailles. In weitesten Kreisen des Volkes wurde diese Tat des 9. November als „Dolchstoß in den Rücken der Front“ empfunden. Die Friedensunterhandlungen waren im Gange, die übergebenen Waffenstillstandsforderungen akzeptiert, es galt jedoch, Reich und Heer intakt zu halten. Der 9. November nahm Deutschland eine verhandlungsfähige Spitze und ließ es gänzlich schutzlos dastehen. Das wurde damals als Verrat empfunden. Diese Auffassung fand später eine unerwartete Bestätigung beim Besuch Lloyd Georges beim Führer nach der Machtübernahme. Er erklärte, auch die Entente sei am Ende gewesen, noch ein paar Wochen, und sie hätte Deutschland einen vernünftigen Friedensvorschlag gemacht. Auf jeden Fall trug nunmehr der Gesamtmarxismus in Deutschland die Verantwortung, die er durch den Staatsstreich übernommen hatte.

Es kamen der Raub aller Kolonien, Entwaffnung, Verlust von Reichsgebieten, Finanztribute, dann die Inflation, die das deutsche Spar- und Betriebsvermögen zerstörte. Im Volke steigende Hoffnungslosigkeit, Anwachsen kommunistisch geführter Aufstände, separatistische Umtriebe in Bayern und am Rhein. Als Antwort auf das alles ebenso verzweifelte Versuche aktiver nationalistischer Gruppen, der Freikorps im Baltikum, in Schlesien, in Bayern, im Ruhrgebiet. Völkische Einzelgänger und Propheten meldeten sich und früher bestehende sektiererische Vereine. Die ganze alte Parteienwelt jedoch begann sich wieder zu konstituieren und erhielt durch zwei linke Flügelgruppen der Sozialdemokratie einen radikalen Zuwachs (USP und KPD). Die Deutschnationalen verblieben „im Prinzip monarchistisch“, wollten aber am neuen Staat mitarbeiten. Die Deutsche Volkspartei war ähnlich eingestellt, um später eine nähere Verbindung mit der Republik einzugehen. Die Demokratische Partei identifizierte sich mit ihr, das Zentrum gleichfalls, bei weltanschaulicher Reserve. Im Bürgertum aller Schattierungen und im Marxismus aller Arten waren neben unbelehrbaren Reaktionären und volksfremden Politikern viele Millionen ehrlicher Deutscher gebunden. Der Parteienkampf begann, setzte sich die Jahre über verschärft fort. Er bot nicht das Bild klaren Willens, auch nicht das Bild von Position und Opposition, sondern —

wenn ich die spätere Entwicklung vorausnehme — einen Kampf aller gegen alle, ein Durcheinander von „Interessentenhaufen“, wie ein demokratischer Minister später seufzend im Reichstag sagte. Das parlamentarische System stellte sich in D e u t s c h l a n d am Ende dar in 43 Parteien. Jede wollte eine Sonderfrage als entscheidend hinstellen, ob es sich um Aufwertung, Bauernprobleme oder Mieterschutz handelte.

In diesen, sich entwickelnden, Kampf trat nun die nationalsozialistische Partei, und Adolf Hitler wurde ihr Schöpfer. Der Ansatzpunkt seines Denkens war folgender: wenn in b e i d e n großen Lagern so viele ehrliche Menschen stehen, dann müssen sie, gleichviel wie die Einzelprogramme aussehen mögen, auch von anständigen Motiven getrieben worden sein. Wenn nun aber Bürgertum als Ganzes und Proletariat als Ganzes sich so feindlich gegenüberstehen, muß es doch geistige und politische und soziale Ursachen geben, die ein Verstehen und ein Zusammengehen in allen großen Fragen des Reiches verhindern.

Die Analyse ergab nun in fortschreitendem Forschen und Kämpfen etwa folgendes Bild:

Aus dem Naturforschen der Vergangenheit konnte das 19. Jahrhundert die technisch-praktischen Folgerungen ziehen. In steigendem Maße begann die Maschine den Menschen zu ersetzen. Der mechanische Webstuhl machte Millionen Weber arbeitslos. Möbelmaschinen ersetzten die Handwerker. Die Selbständigkeit des einzelnen ging unter im wachsenden Großbetrieb. Eine Anzahl Menschen aber trug die technische Welle auf die soziale Höhe, ebenso unternehmungslustige wie bedenkenlose Männer wurden Herren dieser Maschinen, Besitzer großer Werke, Befehlsgeber der Produktion. Um die Fabriken aber wuchsen Elendsquartiere, Not, Verzweiflung und Hilflosigkeit. — Menschen standen Schicksalen gegenüber, die wie eine Springflut über alle gekommen waren. Diese Lage mußte besonders schmerzlich bei jenen Völkern empfunden werden, die auf jahrhundertealte handwerkliche Überlieferungen zurückblicken konnten. Hier traf die geistige und materielle Enteignung besonders hart. Kein Staat fühlte sich der technischen Revolution gewachsen. Die Regierenden konnten sich gegen die Auswertung der Erfindungen nicht wehren, denn diese waren an sich bewundernswert. Alle waren von einem Gründungsrausch erfaßt, als die Verkehrserleichterungen die Städte in Großstädte, in Weltstädte verwandelten. Nur mühsam verhinderten polizeiliche Gesetze, daß Höfe noch kleiner, Wohnungen noch lichtloser wurden . . .

Geschichtlich gesehen, kann man nicht den Vorwurf der Böswilligkeit erheben, es war ein elementarer Vorgang, für dessen Konsequenzen die

Beurteilungsmöglichkeiten fehlten. Die großen Gründer haben durch ihren Einsatz die nicht mehr zu umgehenden Neuerungen geschaffen und ungeachtet der persönlichen Artung in einen neuen Staat hinübergeführt. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß durch diese technische Revolution der Volkskörper zerschnitten wurde. Die früheren Übergänge der Berufe waren unterbrochen, für weite Kreise innerhalb jeder Nation war die Klassentrennung eine Tatsache ihres Lebens geworden. Bei den Betrogenen mußte dieser Zustand als Klassenkampf von oben empfunden werden. Dieses Schicksal zu wenden, war deshalb verständliches, selbstverständliches Wollen der Arbeiterschaft.

*

In den fühlbaren Beginn dieser Entwicklung drang der Ruf von Marx: Proletarier aller Länder, vereinigt Euch! Ihr habt nichts zu verlieren, als Eure Ketten! — gefolgt von Thesen über Mehrwert, Konzentrations-theorie, dialektischen Materialismus. Theoretiker, Propagandisten finden sich, diese Lehre aufzunehmen, Verstaatlichung der Produktionsmittel zu fordern, die Eigentumsfeindlichkeit als Prinzip zu verkünden, den Umsturz zu proklamieren. Zugleich verwurzelt sich — das ist entscheidend — die Überzeugung, daß eine Änderung nur durch eine Arbeiter-Internationale verwirklicht werden könne. Diese wird gegründet als letzte Hoffnung aller Entrechteten.

Wer vermag sich ganz in die Seelen der Menschen von damals hineinzuversetzen? Sie fühlten sich als Enterbte; sie sahen die Staatsführung mit jenen gehen, die sie als Feinde betrachteten. Als ihre Zusammenschlüsse erfolgten, sahen sie zwar, daß man sich um sie bemühte, aber das Mißtrauen saß fest. Auch trugen diese Bemühungen meist den Charakter der Mildtätigkeit. Sie wollten aber Gerechtigkeit und Sicherheit. Darum mußte z. B. Stöcker scheitern, Hofprediger und Arbeiterführer, das war im Grundsatz nicht zu vereinen, so gut es im einzelnen auch gemeint war. Bismarck sah hier natürlich tiefer: er erblickte im Marxismus eine Bedrohung des Staates, diese wollte er, wenn nötig mit Gewalt, unterdrücken, dafür aber vom Staate aus selbst Sozialreformen durchführen. Das ist auch geschehen, und für seine Zeit hat Bismarck Gesetze erlassen, die in anderen Staaten noch Jahrzehnte auf sich warten ließen. Aber auch das wurde, als „von oben“ kommend, mißtrauisch als bequeme Abschlagszahlung gewertet. Im wichtigsten, im Vertrauen, waren

die Klüfte aufgerissen. Gewiß, das Leben ging über Generationen hinweg, ein allgemeiner Wohlstand brachte auch einiges in die Arbeiterwohnungen, so mancher Unternehmer sorgte selbst für Arbeitersiedlungen bei seinem Werke.

Die nationale Erhebung von 1914 einte dann nochmals die Nation. Aber zu groß war bereits der politische Apparat des Marxismus geworden, zu viele wollten nun mit seiner Hilfe zur Macht gelangen, ja sie wünschten soziale Erleichterungen von der anderen Seite gar nicht, um sich eine immer größer werdende Gefolgschaft zu sichern. Auf den Universitäten debattierte man die marxistischen Theorien, sie wurden nach und nach „salonfähig“, und man verschloß vielen damit die Augen davor, daß dieser Marxismus im wesentlichen nicht eine wirtschaftliche Theorie war, sondern ein politischer Machtkampf, um einen Teil der Nation, mit dem andern für immer verfeindet, zur Herrschaft über alles zu bringen, was Tradition, Bauerntum, Nationaleinheit bedeutet. Und das alles kam erst recht hoch in den Hungerjahren 1917/18, nach dem „Siege“, da die aufgespeicherten Triebe sich unbekümmert austoben konnten.

Über allen wirtschaftlichen Einzelheiten bejahte nun der Nationalsozialismus den Ruf nach Gerechtigkeit seitens der deutschen Arbeiterschaft. Aber immer mehr festigte sich bei ihm die Überzeugung, daß eine soziale Gerechtigkeit nur innerhalb der Nation erkämpft werden konnte und mußte. Und hier standen die Grunddogmen im Wege, die gerade in einem Volke, das nur zu oft das Grundsätzliche gegenüber dem Praktischen betonte, besonders eindringlich gelehrt worden waren.

Der Klassenkampf wurde als Tatsache empfunden, ihm hatte der Marxismus nicht einen höheren Gedanken entgegensetzen gewußt, als auch Klassenkampf „Aug um Aug, Zahn um Zahn“. Als zeitgebundene Tatsache war ein Kampf hinzunehmen, als Grundsatz im nationalen Leben aber konnte ihn niemand anerkennen, dem das Deutsche Reich Heimat und Idee war, niemand, der die Opfer kannte, die um den Bau, um Gestalt und Gehalt des Reiches gebracht worden waren, niemand schließlich, dem das Volk eine seelisch-biologisch-historische Einheit bildete. Das Nationalschicksal von Beschlüssen einer „Internationale“ abhängig zu machen, mußte in jedem Fall verhängnisvoll sein. Keiner konnte die Zusammensetzung einer Internationale kontrollieren, niemand wissen, ob sie nicht schließlich Instrument politischer Gruppen werden könne, die mit der sachlichen Lösung sozialer Probleme nichts mehr zu tun hatten. Dazu gesellte sich eine pazifistische Propaganda, die keine erwünschte Friedensliebe, sondern das Recht auf Landesverrat forderte, wie es 1918

und in den kommenden Jahren dann auch offen ausgesprochen wurde. Schließlich ergaben sich aus der Eigentumsfeindlichkeit immer neue Forderungen auf Verstaatlichung, die in wirtschaftlichen Kreisen heftigsten Widerstand auslösen mußten, vor allem im Bauerntum, dem Eigentum und Erbe die Voraussetzung seines Lebens sind.

Gewiß, die Entwicklung hatte scheinbar vieles überglättet, die Gewerkschaftsbewegung hatte sachliche Bahnen eingeschlagen, aber die politisch-weltanschauliche Grundlage schlug immer wieder durch. Diesem Gedanken hatte nun Adolf Hitler den Kampf angesagt. Er hatte im alten Österreich mit seinen vielen Völkern das Nationale als eine immer wieder neu zu verteidigende Kraft empfunden, anders als im Reich, wo es ein Geschenk in der Wiege war. Im Sudetenland war bereits eine kleine nationalsozialistische Partei entstanden — Anregung für seine eigene Gründung.

Auf der dem Marxismus gegnerischen Seite waren also Volk und Reich als Grundlage für alle anzuerkennen und zu verteidigen. Aber die Kritik an ihrer Repräsentierung hatte so manchen Ansatzpunkt, der erst vorurteilsfrei geprüft werden mußte.

Die deutsche Entwicklung war durch die Fürstentümer bedingt, sie blieben auch nach der Gründung des Kaiserreichs bestehen, damit eine gewisse höfische Tradition und eine Adelsverbundenheit, welche bis zuletzt vielen führenden Ämtern das Gepräge verliehen hatte. Auf den Hochschulen bildeten bestimmte Korps und „Ringe“ die Vorbereitung für die künftige Laufbahn adliger oder ihnen voll ergebener Kreise, vor allem im Auswärtigen Amt, aber auch in höheren innerdeutschen Verwaltungsbehörden und in der Armee. Preußen seinerseits war eine Schöpfung des Soldatentums, seine militärische Führung rekrutierte sich überwiegend aus jenen Familien des ländlichen Adels, die einst durch preußische Könige als Dank hier seßhaft gemacht worden waren. Sie und das Königtum bildeten eine Einheit, auch gewisser wirtschaftlicher Interessen, die dem Industriezeitalter im Wege standen. Die Führung des Reiches war also von recht abgeschlossenen Gruppen monopolisiert, auch wenn in der letzten Zeit einige Breschen geschlagen worden waren. Andererseits war nicht zu leugnen, daß die Stämme sich an ihre Könige und Großherzöge gewöhnt hatten. Der letzte König von Württemberg, der letzte Großherzog von Baden erfreuten sich allgemeiner menschlicher Beliebtheit bis weit in die republikanische Sozialdemokratie hinein. Ähnlich in Bayern, in Sachsen.

Die nationale Entwicklung war von dieser Seite zweifellos festgefahren, ein Anlaß zu dauernden Angriffen, Klagen, bösen Witzen.

Der große Geldbesitz manövrierte zwischen den Lagern. Er rechnete mit der Monarchie, wollte aber die alten Gruppen aus der Führung bringen, um „weltwirtschaftlichen“ Gesichtspunkten freiere Bahn zu schaffen. Auf jeden Fall war der Nachwuchs aus breiten, gesunden Volkskreisen außerordentlich erschwert — und blockierte Stellungen treiben so manche Intelligenz in Opposition, selbst dann, wenn die Forderungen der vorhandenen Opposition ihr durchaus nicht entsprechen. Besonders nach 1900 heiratete der preußische Adel in Berlin nicht selten reich, um sich aufzugolden, eine Verquickung von Geld, Adel und nationaler Führung begann sich merklich anzubahnen.

Diese Führung sah nun jeden Angriff gegen sie als Angriff auf die Interessen des Reiches an. Zum Teil mit Recht, denn ihre Vorfahren hatten es sich erstritten, andernteils aber auch aus einem Standesdünkel heraus, der den Anspruch erst persönlich im einzelnen zu rechtfertigen hatte.

Andere Völker sind andere Wege gegangen, deshalb konnte man selbst bei Verwendung gleicher Namen und Begriffe nicht auf den tatsächlich gleichen Inhalt schließen. England hatte eine durch die See geschützte stetige Entwicklung genommen, in der Neues allmählich dem Alten assimiliert wurde; hauptsächlich waren es zwei Parteigruppen, die miteinander wechselten und die starke Stellung des jeweiligen Premierministers, die ein wirkliches Regieren ermöglichten. Amerika ging ohne diese Vergangenheit frisch in die neue technische Ära hinein. In Deutschland kam die Voll-demokratie erstens in der Zeit einer Niederlage und war mit dem 9. November belastet; zweitens erschien sie gleich mit einem Dutzend Parteien, die sich ständig vermehrten.

An der Front hatten Offiziere und Soldaten aus allen Schichten sich doch eine Kameradschaft gebildet. In der Not des Kampfes fielen viele Schranken, und im Allgemeinmenschlichen zeigte sich, daß die Urcharaktere sich gar nicht so fremd waren, wie die Zeitungen schrieben und die Redner redeten. Hier entstand das Wort Front-Sozialismus.

Angesichts all dieser Kräfte und Entwicklungen stellte sich für Adolf Hitler, der in Österreich die Volkstumsprobleme erlebt und als Soldat im deutschen Heer 4½ Jahre aktiv gekämpft hatte, die Lösung des deutschen Volksproblems so dar: die Einheit der Nation über alles stellen, den Ruf nach sozialer Gerechtigkeit aber voll erfüllen. Ich sehe hier ganz davon ab, was sich nach 1933, besonders aber nach 1939 abgespielt hat, sondern versuche nur, knapp darzustellen, mit welchen Gedanken und Zielen der Kampf begann.

Hitler fand nun, daß eine Verwirklichung eines gerechten Sozialismus an sich gar nichts mit Klassenkampf oder Internationale zu tun habe. Gäbe es einen Klassenkampf, so dürfe man ihn nicht verewigen, sondern müsse ihn überwinden. Aus diesem entscheidenden Gesichtspunkt wurde er Gegner des Marxismus in allen seinen Formen und kennzeichnete ihn als eine den wahren deutschen Volksinteressen feindliche, dem Arbeiterum selbst am Ende gegnerische Weltanschauung. Auf der Arbeiterseite gelte es also, sich von dieser Doktrin frei zu machen. Die bürgerliche Seite aber hätte alle Ursache, auch bei sich eine strenge Revision vorzunehmen. Sie hätte dem deutschen Arbeiter in der Stunde seiner Not keine volksnahen Köpfe zur Verfügung gestellt, sondern ihn einer internationalen Propaganda überlassen. Der deutsche Nationalismus sei höfisch eingeeengt worden, ein gänzlich falscher Standesdünkel hätte sich von den breiten Massen des schaffenden Volkes abgesondert, und die Angehörigen dieser Schichten müßten das alles erst von sich abstreifen, wenn sie noch eine weitere Führung sich erringen wollten. Schließlich aber sei es auch ein Unding, kirchlich-religiöse Interessen durch eigene politische Parteien vertreten zu wollen, was nur eine weitere Aufsplitterung der Nation bedeuten müßte. Er wolle deshalb die aktiven Nationalisten aus allen Parteien und die Kämpfer für eine echte soziale Gerechtigkeit aus allen Lagern versammeln, um durch eine neue Kraft den Bruderstreit in Deutschland zu mildern, zu beenden. Gelingen das nicht, dann würde die Selbstzerfleischung weitergehen, bis schließlich ein kommunistischer Staatsstreich eine furchtbare Abrechnung mit allen halten, Volk und Reich zerschlagen und das Wesentliche deutscher Kultur vernichten werde.

*

Ich lernte Adolf Hitler bei Dietrich Eckart kennen. Ich müßte lügen, wollte ich behaupten, ich sei von ihm überwältigt worden, als bedingungsloser Anhänger, wie so viele erklärten, als ihm schon Leistung und Name vorausgingen. Wir hatten, soweit ich mich erinnere, eine nicht sehr ausführliche Unterhaltung über die bolschewistische Gefahr in dieser aufgewühlten Lage, und er wies dabei auf Zustände bei den späten Römern hin. Er fügte hinzu: wie das Christentum damals siegen konnte, so liege auch heute eine Möglichkeit für den Kommunismus vor. Da Hitler auch in späterer Zeit darüber gesprochen hat, haben einige das als Gleichsetzung aufgefaßt. Aber natürlich war Christentum nicht Bolschewismus. Hitler wollte nur sagen, daß in großen, viele Völker umfassenden Räumen

soviel Unzufriedene und Enterbte lebten, welche die Verbreitung einer sie alle ergreifenden Lehre ermöglichten. Ein entscheidender Unterschied lag jedoch darin, daß die Römer selbst immer weniger wurden, während in Europa die alte Bevölkerung im wesentlichen, trotz aller Kriege, Seuchen usw., erhalten war. Gefährlich war die Situation auf dem Kontinent jedoch dadurch, daß die meisten Völker durch den Krieg erschüttert waren, ihre Führungen schwankten, und die Zahl der Unzufriedenen, Hungernden und Verzweifelten war ungeheuer angestiegen. Die marxistisch-demokratische Lehre hatte zudem die Revolution durchaus vorbereitet, in einem so riesigen Staat wie Rußland war sie Doktrin und Diktatur geworden.

Hitler sprach in einigen kleinen Versammlungen der Partei, die nunmehr nicht mehr DAP hieß, sondern Nationalsozialistische DAP. Dadurch sollte die innere Wende, die Vereinigung eines geläuterten Nationalismus und eines gereinigten Sozialismus, zum Ausdruck kommen. Ich hörte einen Vortrag im Gasthaus „Zum Deutschen Reich“ in der Dachauer Straße. Es waren 40—50 Menschen im Saal. Hitler führte aus, daß, genau so, wie vor Luther alle mit alten Formen unzufrieden gewesen wären, bis sein Wort zündete, heute auch Millionen das Gefühl hätten, daß in allen Schichten ein Umdenken nötig wäre. Dazu aber müßten wir den Mut aufbringen. — Er sprach gut, aus dem Herzen kommend, ich hatte ihm beigestimmt, in voller Freude, daß ein kluger leidenschaftlicher Mann aus dem Volk, ein Frontsoldat, ganz auf sich gestellt, einen solchen Kampf um die Sache der deutschen Nation auf sich nahm.

In der nächsten Zeit sprach Hitler dann in allmählich größer werdenden Versammlungen, bis er am 24. 2. 1920 im großen Hofbräu-Festsaal das Programm der Partei verlas und begründete. Ich habe an der Fertigstellung des Programmes nicht mitgearbeitet, glaube aber, daß neben Hitler und Drexler noch Feder zur Ausarbeitung eines Punktes herangezogen worden waren. Es wurden hier Forderungen erhoben, die wohl die meisten hätten unterschreiben können. Anstelle von Klassen und Ständen stand hier das Interesse des ganzen schaffenden Volkes im Zentrum des Denkens. Vielleicht wäre bei größerer Reife einiges anders formuliert worden, vielleicht war die Aufeinanderfolge der Paragraphen nicht ganz einprägsam (Hitler hat das später in Gesprächen selbst einmal ausgesprochen), aber angesichts der ganzen Lage war es richtig, wenigstens ein Gerüst zu besitzen, an das sich Leben ansetzen sollte.

Es meldeten sich aus Bayern, aber auch aus andern Ländern, Menschen, die nähere Aufklärung haben wollten. Hitler begann nun auch außerhalb

Münchens zu werben: in Rosenheim, Landshut, Ingolstadt. Überall entstanden Zellen eines neuen Willens. Er ging hierbei anders vor, als die Vertreter der bisherigen Parteien. Wandten die sich an die Interessen ihrer aus bestimmten Kreisen stammenden Zuhörer, um das Versprechen abzulegen, sie gegen andere zu vertreten, so sprach Hitler jeweils für die Abwesenden. Vor roten Arbeitern erklärte er die Notwendigkeit eines gesunden Bauerntums und verteidigte den deutschen Offizier. Vor Offizieren kritisierte er das Verhalten jener Intelligenzkreise, die sich um den Arbeiter nicht gekümmert, ihn seinem Schicksal überlassen hatten. Es sei jetzt hohe Zeit zur Einkehr, um den Weg zum Menschen über alte Vorurteile hinweg zu finden.

Dann erschienen in München die großen roten Plakate, auf denen nicht nur Versammlungen angekündigt wurden, sondern ein Text auf den Inhalt aufmerksam und neugierig machte. Da diese Plakate polizeilicher Genehmigung bedurften, zeigte sich hier die Einstellung des damaligen Polizeipräsidenten Pöhner. Er sagte sich, daß er mit seiner Polizei allein den Kommunismus nicht unterdrücken könne, melde sich aus dem Volke selbst aber Idee, Wille und Widerstand, dann habe er zumindest die Pflicht, hier nicht noch hindernd im Wege zu stehen. Die Erlebnisse vom April 1919 waren noch in zu frischer Erinnerung.

Die Neugründung in München begann bekannt zu werden. Mancher von auswärts besuchte Hitlers Versammlungen und erzählte davon zu Hause. Viele, die für sich allein über die Dinge nachgedacht hatten, meldeten sich als Mitarbeiter. Bünde und Vereine völkischer Art erstrebten ein gemeinsames Wirken. So mancher Freikorpsangehöriger fragte an, was sich denn eigentlich in München tue. Es konnte somit nicht ausbleiben, daß Hitler, aber auch Eckart, Besuche und Besprechungen hatten. Wenn ich auch nicht an diesen dienstlichen Unterredungen Hitlers teilnahm, so lernte ich doch den einen oder andern kennen. Aber sie alle kann man auch nur verstehen, wenn man sie in eine ergänzende geschichtliche Schau einreihet.

Eine Opposition gegen das offizielle konservativ-nationalliberale Deutschland meldete sich nur in der Sozialdemokratie. Auch einzelne nationalistische Persönlichkeiten traten als Warner auf. Wenn ich hier von Nietzsche absehe, der eine Krisis der gesamten Kulturwelt voraussah, sich aber nicht konkreter mit deutschen Fragen befaßte, so war es vor allem Paul de Lagarde, der seine warnende Stimme erhob: ein Fachgelehrter für Orientalistik, aber ein glühender, unbefangener Patriot. Er schrieb heftig, das Reich sei ja gar nicht aus Blut und Eisen,

sondern aus Lehm und Eisen gemacht. Die gesellschaftlichen Zustände, die Presse-Reptilienfonds, die Herrschaft des Bankwesens, seien alles andere, als hoffnungserweckend. In seinen „Deutschen Schriften“ hatte Lagarde sein — von der Mitwelt meist überhörtes — Vermächtnis niedergelegt. In einem gewissen Sinn war auch der *Bayreuther Gedanke* ein lebendiger Protest gegen ein oberflächlich werdendes Zeitalter, ein Versuch einer neuen kulturellen Grundlegung. *H. St. Chamberlains* Werk gehört als Gesamtheit hierher und hatte wesentliche geistige Linien für eine ganze Generation gezeichnet.

Hier aber entstanden auch Sondererscheinungen, welche nicht selten drohten, einen sektiererischen Charakter anzunehmen. Verschiedene Germanen-Bünde, Mitgard-Vereine, Forschergruppen für Vorgeschichte, richteten ihren Blick nicht nur wissenschaftlich in fernste Vergangenheit, sondern glaubten darüber hinaus, auch noch Formen verklungener Welten in einer neuen Zeit wieder lebendig machen zu können. Diese Erscheinungen waren nur möglich, weil weder das offizielle noch das oppositionelle Deutschland eine stets vorhanden gewesene Sehnsucht zu befriedigen vermochten. Denn: zweifellos waren die populären Vorstellungen über die europäische und germanische Vorgeschichte falsch. Die Theatergermanen waren eine Parodie auf ein schlichtes Bauernvolk der Vergangenheit. Schwerter und Schmuck frühester Zeit erwiesen eine hohe Kunstfertigkeit; die Wanderungen der Völker von Zentraleuropa nach Iran—Indien, Griechenland—Rom wurden durch das Erforschen der Geräte und Ornamente zur Gewißheit. Was einst die Sprachforschung entdeckt, aber nicht gedeutet hatte, wurde hier durch eine exakte Methode fest untermauert. *Kossinns* Werk ist dabei bahnbrechend gewesen. In ihrem Gefolge aber kamen dann Männer, die zu phantasieren begannen, um manchen richtigen Gedanken spielerische Kombinationen rankten, so daß hier kritische Vorsicht immer wieder erneut notwendig war, um eine junge moderne politische Bewegung nicht mit Schwarmgeistern zu belasten.



In diese romantische Bewegung gehört dann auch der *Wandervogel*. Der war eine echte Jugenderhebung gegen Staub und Asphalt der Großstadt; die Jugend begann sich die deutsche Heimat zu erwandern und innerlich anzueignen. Volkslieder wurden in Städterherzen lebendig, neue Weisen kamen hinzu. Zahlreiche Bünde wetteiferten miteinander.

Alles, was um Walter Flex und Gorch Fock sich scharte, gehörte irgendwie dazu. Daß der Wandervogel angesichts der großen Not nicht vorwärts wußte, ist kein Vorwurf; viele Bünde traten aber sehr bald wieder in Erscheinung, z. T. mit durchaus jungem, vorwärtsdrängendem Wollen.

Als einzige große bürgerlich-nationalistische Opposition ist dann nur der Alldeutsche Verband zu nennen, der große Verdienste um die Kenntnis der Volksdeutschen jenseits der Grenzen hatte und viele ausgezeichnete Menschen umfaßte (der Verleger I. F. Lehmann in München und sein Kreis gehörten ihm an). Ob er in der Vergangenheit außenpolitisch glücklich beraten war, vermag ich nicht zu beurteilen.

An Einzelpersonen, soweit ich mich dieser jetzt so fernen Zeit ohne chronologische oder literarische Unterlagen zu entsinnen vermag, waren folgende zu nennen. Rudolf John Gorsleben hatte eine durchaus gelungene Edda-Nachdichtung geschrieben. Er gab eine Zeitlang eine Wochenschrift „Deutsche Republik“ heraus, in der ich einige Aufsätze veröffentlichte. Ein stiller, sehr sympathischer Mensch, der dann ein dickes Buch über germanische Vergangenheit schrieb. Dabei hatte er verblüffende Gedanken; aber phantastische Wortspiele liefen nebenher, so daß ich mich fragte, wo der Ernst aufhöre und das unkritische Spintisieren beginne; ein Gefühl, das später beim Lesen des Hermann Wirthschen Buches wieder besonders lebendig wurde.

Ein anderes Mal sah ich Ellergard Ellerbeck neben Eckart sitzen. Verfasser verschiedener Romane. Die schöne, etwas nervöse Erscheinung, sah in sich eine kommende Größe. Ein Roman — ob von ihm oder einem Seelenverwandten, vermag ich eben nicht zu sagen — kursierte damals: „Sonne Sonnings Söhne auf Sonnensee“. „Da schnitten blonde Frauen unter blonder Sonne blonde Ähren...“ Es war leicht, derartige Dinge lächerlich zu machen, wie sie es als sektiererische Erscheinungen auch waren. Und doch war in dem allen ein echter Untergrund, ein Suchen, besser als manches, was sich in der Weltstadt brüstete und Schmutzerzeugnisse als deutsche Literatur anpreisen ließ.

Eine Hauptgefahr habe ich bei dieser Beschäftigung mit nicht immer klar erfaßbaren Problemen der Vergangenheit erblickt, die nicht selten auch in Reden zum Ausdruck kam. Man glaubte an ein ehemaliges, gleichsam goldenes Zeitalter, das nach und nach unter dem Ansturm fremder Gewalten verfiel. Unter diesem Gesichtspunkt einer pessimistischen Schau war die deutsche Geschichte ein Abstieg, ein Verfall aus einer „Hoch-Zeit der Menschheit“. So sehr der Schmerz über den 30jährigen Krieg und

den Zusammenbruch von 1918 in unser aller Bewußtsein lebendig war, so riefen wir doch alle Energien der Hoffnung auf und begannen immer fester an eine neue Idee zu glauben und für sie zu wirken. Die Tatsache, daß nach einem Verfall, wie 1648, doch ein Weimar kam, Bach und Beethoven, Kant und Schopenhauer geboren wurden, gab uns die Hoffnung auf eine neue Wiedergeburt, und bei aller Liebe und Pflege der frühgeschichtlichen Forschung haben wir die Gegenwart nie mißachtet.

Eine Persönlichkeit, die längere Zeit in der NSDAP wirkte, drohte gefährlich zu werden. Das war Dr. Artur Dinter. Er hatte einen vielgelesenen Roman verfaßt, glaubte sich aber zu einem neuen Reformator berufen. Er wollte Luthers Reformation vollenden und verfaßte „197 Thesen“, die diese Tat begründen sollten. Er trennte sich vom Alten Testament, betonte aber die Persönlichkeit des Stifters des Christentums. Damit verband er dann seine sogenannte Geistlehre mit spiritistischen Anschauungen. Er gründete später eine Gemeinde und unternahm zahlreiche „Missionsreisen“. Solange das persönliche Überzeugungssache blieb, konnte sie im Wettstreit der Meinungen mitgehen wie andere auch. Aber Dinter wollte in steigendem Maße, das stellte sich besonders nach 1926 heraus, die Partei selbst zum Schauplatz seiner Mission machen, sie gleichsam nach und nach auf seine Lehre amtlich verpflichten. Das führte dann einmal zum Bruch. Hitler hat sich von Beginn an gegen völkische Sektiererei gewehrt und sogar in Versammlungen manches sarkastische Wort gegen sie gebraucht. In seinem Buch ist er scharf von ihnen abgerückt. Auch die Vorgeschichte, die ich stets gepflegt habe, war ihm etwas verdächtig. Er sah im griechischen Tempel den Ahnherrn der europäischen Baukunst und nicht in den bescheidenen Hütten, welche die Vorgeschichte rekonstruierte. Mich interessierte aber hierbei vor allem die Tatsache, wieso die Griechen dazu gekommen waren, auf die runden Mauerreste der eroberten Burgen rechteckige Bauten zu setzen. Das wies auf den Bau des Holzhauses, das natürlich ein Rechteck ist. Und eben diesen Pfostenbau hatten die Griechen als Erbe aus dem Norden mitgebracht; aus ihm dann in Stein ihren Tempel entwickelt, d. h. aus dem Hauptstoff des eroberten Landes.

Auch die Herkunft des Hakenkreuzes gehört hierher. Früher als theosophisches Zeichen gebraucht, konnte erst die exakte Spatenforschung feststellen, daß die älteste Fundstelle in Siebenbürgen etwa 3000 Jahre v. Chr. liegt. Vom Norden wandert es als Heilszeichen nach Troja, wo Schliemann es in der 6. Schicht fand (und das Zeichen auf seinem Haus in Athen anbringen ließ). Auf griechischen Vasen erscheint es oft.

Es kommt nach Iran, nach Indien, wird ein heiliges Zeichen Buddhas und geht mit dem Buddhismus nach China und Japan. — In anderer Marschrichtung kommt es nach Rom. Es ist auf Römerlanzen zu finden und in den Katakomben. In Germanien selbst wird es auf Schilde geschnitzt, zieht sich durchs Mittelalter auf Altardecken, Bischofsmützen, Holzschnitzereien. Bei Jahn tritt es auf. Die Baltikum-Freikorps zeichnen es auf den Stahlhelm. Es wird dann in die NSDAP übernommen, in die Fahne des Reiches bis 1945. Das Hakenkreuz ist also kein einseitig antijüdisches Symbol, sondern war gedacht als altüberliefertes Zeichen des aufsteigenden Lebens.

Dann kamen aus Westfalen und Sachsen Wanderpropheten. Der eine mit einem großen Rucksack. „Gebt mir Werbematerial und klärt mich auf“, sagte er. „Ich fahre gleich wieder in die Heimat und gehe von Dorf zu Dorf, um eure Drucksachen zu verschenken.“ Der andere holte ein schmutziges Manuskript heraus und sagte: „Wenn ich das verwirklichen könnte, wäre Deutschland gerettet.“ Dann liefen Briefe ein mit Ratschlägen, Programmen, Gedichten — fortlaufend, alle Jahre hindurch; sie werden kaum aufbewahrt worden sein. Teilweise eine geistige Folterkammer und doch immer wieder: welch unterdrückte Liebe, die nur keine Wege wußte, sich auszusprechen, wieviel Not und Verzweiflung, die sich anklammern wollte!

Anderer Art waren natürlich jene, die aus dem unmittelbaren Arbeiterstande kamen. Da war K ö r n e r ; der 2. Vorsitzende der Partei. Ein etwas kurz angebundener, durcháus unsentimentaler Mann. Er stand, wenn man so sagen kann, auf dem radikalen Standpunkt und vereinfachte die Fragen, die mir nicht immer klar gelöst schienen. Er hatte später bei mir im „VB“ manches an der Berichterstattung auszusetzen. Er tat das aber taktvoll so, daß er mir bei einer ausführlichen Darstellung einer Rede von Hitler sagte: so ist es richtig. Damit war eine Kritik des früheren deutlich miteingeschlossen. Auf der Fahrt nach Coburg 1922 war er mit an der Spitze. Am 9. November 1923 wurde er vor der Feldherrnhalle, neben mir marschierend, durch Kopfschuß getötet. Ich habe seiner stets als eines ehrlichen Kämpfers gedacht.

Gewöhnlich trafen wir uns im Sterneckerbräu, wo ein dunkles Zimmer zugleich Geschäftslokal der Partei war. Hitler sprach gewöhnlich hier, auch ich habe einige Male das Wort zu einem Vortrag ergriffen. Bei einem Glase Bier sprachen wir dann hier alle Fragen der Tage durch. Manchen dieser alten Runde habe ich später aus den Augen verloren, als ich an den Redaktionssessel angeschmiedet war, aber ich bewahre die Erinnerung an ein vorbehaltloses Entgegenkommen, an Bereitwilligkeit,

alles anzuhören und gemeinsam zu durchdenken. Der eine war früher Sozialdemokrat, der andere noch gar nicht politisch tätig gewesen, der dritte gestand, etwas beschämt und beglückt, daß er in der Räterepublik noch hinter den Kommunisten hergelaufen wäre. Jetzt fühlte er sich innerlich froh und zufrieden, er hatte in sein Inneres Ordnung gebracht, Instinkt und Einsicht waren zusammengegangen. Ein Vorläufer für viele Tausende, denen es auch so gehen sollte.

Dann kamen aus Hattingen zwei: ein Ingenieur und ein Bergmann. Tag um Tag fuhr der Bergmann dann in seinen Schacht, ausgesetzt den Angriffen aller andern. Aber er blieb fest. In Kürze entstand hier eine der aktivsten Ortsgruppen im Norden.

*

Die öffentlichen Versammlungen konnte Hitler nicht ohne Kampf durchsetzen. Was er verlangte, war nur das gleiche Recht auf Redefreiheit, das Sozialdemokraten und Kommunisten für sich beanspruchten. Er sagte auch Diskussionsfreiheit zu. Die Antwort aber waren Versuche, ihn überhaupt nicht zu Worte kommen zu lassen, die Versammlungen gewaltsam zu sprengen. Mit Bleirohren und Totschlägern erschienen aufgestachelte Kolonnen. Es gab beiderseits blutige Köpfe. Hitler begann seinen Saal- schutz zu organisieren. Das war die aus der Verteidigung heraus geschaffene SA (Sturm-Abteilung). Das politische Leben in Deutschland zeigte sich nicht nur in Parlamentsreden, sondern vor allem darin, daß der extreme Marxismus das Recht für sich beanspruchte, die Straße allein zu beherrschen und jede mißliebige Versammlung zu verhindern. Und der neue Staat sah sich nicht in der Lage, seine verkündete allgemeine Redefreiheit zu sichern. So war die in allen Ortsgruppen entstehende SA ein Akt der Notwehr. Sie wurde dann aber auch besonders von Offizieren der Brigade Ehrhardt ausgebildet, und schließlich stellte sich Fliegerhauptmann Hermann Göring Adolf Hitler dafür zur Verfügung.

In diesem Zusammenhang darf die Mithilfe der Frauen nicht vergessen werden. Sie kamen weniger auf Grund bestimmter Programmpunkte als aus Gefühlsmomenten heraus. Der Mann, der als einzelner es wagte, gegen die gesamte Parteiumwelt aufzutreten, hatte sich die Sympathien erworben, und der Redner hatte sie sich erhalten. Eine ganze Anzahl Münchner Frauen war bei jeder Versammlung anwesend und warb Besucher für die neuen. Sie halfen und opferten, wo sie konnten. Das gleiche wiederholte sich in andern Städten. Es war eine ungeheure Summe von

Mut, Opferwillen und Einsatzbereitschaft, die sich in der jungen Bewegung offenbarte — das Geheimnis aller späteren Erfolge. Ein neuer sozialer Glaube siegte immer wieder über die Doktrinen der früheren Parteienwelt.

*

In München gab es ein lokales Wochenblatt, den „Münchner Beobachter“. Durch eine Gruppe völkischer Persönlichkeiten wurde er erworben. Es war natürlich, daß die junge Partei sich ein Presseorgan schaffen wollte und nach Möglichkeiten Ausschau hielt. Man kam mit dem „MB“ ins Gespräch und mit Hilfe auch Eckarts wurde er Ende 1920 Eigentum der NSDAP. Verlagsleiter wurde Max A m a n n. Amann war im Kriege der Feldwebel Hitlers gewesen. Er hat oft davon erzählt. Immer, wenn ein besonders schwerer Auftrag zu erfüllen war, meldete sich Hitler. Stets wies er Familienväter zurück und erfüllte als Meldegänger wortlos seine soldatische Pflicht. Einmal traf Hitler nun Amann 1920 auf der Straße in München und erzählte ihm von seinem Plan, eine neue Partei ins Leben zu rufen, und bat ihn, doch die Geschäftsführung zu übernehmen. Hitler kannte Amann als einen peinlich gewissenhaften Menschen. A. hatte erst kürzlich eine gute, feste Stellung gefunden. Er gab diese auf und stellte sich, nur im Vertrauen auf Hitler, diesem zur Verfügung. Er leitete bis Ende 1923 sowohl die Verwaltung der Partei wie der Zeitung. 1925 gab er jene ab an Fr. X. S c h w a r z , um sich ganz dem Verlagswesen zuzuwenden, das er damit für die Partei gründete.

In die Redaktion des „VB“ kamen anfangs mir wenig bekannte Persönlichkeiten. Ich lieferte nur als externer Mitarbeiter ab und zu einen Aufsatz. Nachdem die Dinge hier sich nicht zum besten entwickelten, entschloß sich Eckart, seine Zeitschrift eingehen zu lassen, die Abonnenten dem „Völkischen Beobachter“ (so hieß die Zeitung jetzt) zuzuführen und zugleich dessen Hauptschriftleitung zu übernehmen. Ich zog mit ihm in die Redaktion in die Schellingstraße 39, in das Haus des Druckereibesetzters Müller, und bin dort bis Ende 1932 geblieben.

Es war ein dürftiges, jetzt zweimal in der Woche erscheinendes Blättchen. Kaum Mitarbeiter. Oft auf etwas kleinliche Tagespolemik angewiesen. Aber immerhin: ein Sprachorgan, das man im Reich verwenden konnte für fortlaufende Stellungnahmen. Daß Hitler eine Tageszeitung haben wollte, versteht sich von selbst. Und hier half ihm vor allem eine Frau mit ihrem Vermögen. Sie besaß, wenn ich nicht irre, Aktien finnischer

Papierfabriken. Von diesen schenkte sie der Partei so viel, daß das Risiko einer Tageszeitung gewagt werden konnte. Da Eckart für regelmäßige Arbeit keine Ader besaß, hatte ich von Beginn an alles Fortlaufende erledigt und entlastete ihn praktisch von der ganzen Redaktionsarbeit. Als nun die Tageszeitung akut wurde, ging Hitler mit mir einkaufen. Ich sollte mir selbst einen Schreibtisch aussuchen und wählte einen mit versenkbarer Platte, angesichts meiner Unordentlichkeit eine notwendige Einrichtung. Hitler machte das alles eine geradezu kindliche Freude. Wieder einen Schritt vorwärts gekommen, das erfüllte ihn mit neuer Tatkraft. In diesen Jahren hatte er meine Achtung und Loyalität erworben. Ich sah einen Menschen unentwegt um die Seele seines Volkes ringen, erlebte, wie er reifte, wie es fortlaufend bei ihm im Innern arbeitete, wie er dann aber oft plötzlich und verblüffend Antworten auf heranretende Fragen fand, die immer wieder einen scharfen Instinkt und natürliche Klugheit offenbarten. Eckart sprach mit wachsender Verehrung von ihm, und das wollte bei E. viel besagen.

Ich bin hier in der Zeitungsfrage etwas vorausgeeilt, denn der „VB“ als Tageszeitung erschien, glaube ich, erst Anfang 1923. Mittlerweile aber hatten sich allerhand andere Dinge abgespielt.

Eckart hatte es ermöglicht, in Nymphenburg in der Richildenstraße, ein Haus, richtiger einen Hausabschnitt, in einer Siedlung zu erwerben. Ich hatte mir in der Nähe ein möbliertes Zimmer gesucht. Hier hatte nun Eckart Muße, seinen dichterischen Neigungen nachzugehen. In seinem schmalen Gärtchen ging er auf und ab und sinnierte über seine Einfälle oder schlug im Gehen mit der Hand den Takt zu seinem Versmaß. Als ich manchmal morgens kam, traf ich ihn, mir schon entgegenkommend, auf der Treppe: er las mir dann gleich sein neuestes Erzeugnis vor. Es sind dies jene Gedichte, die 1920 in seiner Zeitschrift abgedruckt wurden. Oder Eckart hatte wieder eine schöne Stelle in seinem geliebten Schopenhauer gefunden, die er mir unbedingt vortragen mußte. Namentlich, was Sch. über die deutsche Sprache sagte, ist immer wieder lehrreich gewesen. Auch hierin bin ich E. zu Dank verpflichtet. Den Balten fehlte das bäuerliche Element als sich immer wieder erneuernder Sprachborn. Sie schrieben literarisch, meist ein Zeitungsdeutsch mit viel zuviel Fremdwörtern. E. machte sich die Mühe, meine Aufsatzmanuskripte daraufhin zu überprüfen und hat mir dabei wertvolle stilistische Ratschläge gegeben. Manches Mal allerdings legte ich schüchternen Einspruch ein, wenn er einem Artikel dramatische Zuspitzungen zu geben begann. Dadurch wurde der Charakter der Sätze geändert, was mir doch wieder nicht paßte.

Plötzlich hieß es eines Tages, in Berlin sei eine Gegenrevolution ausgebrochen unter Kapp. Ebert und seine Regierung seien geflüchtet, General von Lüttwitz in die Hauptstadt eingezogen. Wir warteten nun fieberhaft, was in Bayern geschehen würde. Zunächst wurde die Einwohnerwehr aufgerufen. Und wie einst in Reval, hatte ich mit einem mir recht unbekanntem Gewehr Nachpatrouille. Mein Standquartier war am Nymphenburger Kanal.

Hitler und Eckart waren nach Berlin geflogen. Als sie nach einem furchtbaren Flug dort ankamen, war das Unternehmen gescheitert. Der proklamierte Generalstreik hatte Kapp lahmgelegt, auch außenpolitisch drohte wohl Nichtvorhergesehenes. Eine Gewaltdiktatur wollte und konnte Kapp wohl nicht. Als er bei den Ländern keine Hilfe fand, gab er auf und emigrierte nach Schweden. Das war der „Kapp-Putsch“, ein Versuch, das Schicksal zu wenden, erklärbar auch nur aus der Not der Zeit, den verfahrenen Zuständen im Reich. Die Arbeit in München aber ging ihren eingeschlagenen Gang weiter.

*

Nach München war auch Ludendorff gekommen. Ein Verehrer seiner Persönlichkeit hatte ihm in Prinz-Ludwigs-Höhe an der Isar sein Haus als Wohnsitz angetragen, und Ludendorff hatte das Anerbieten, fern vom Berliner Betrieb, angenommen. Wir hatten ihm unsere Arbeiten geschickt, und er schrieb mir einige freundliche Dankeszeilen. Sein ganzes Leben war soldatischer Dienst gewesen, Staatsform, Kirchenformen hatte er als festgefügte Überlieferungen als Ganzes akzeptiert, ohne der vorliegenden Problematik näher nachzugehen; das war Sache der andern. Der Krieg zwang nun das Große Hauptquartier, sich mit der Politik des Reiches zu befassen; daß da so verschiedene Charaktere wie Ludendorff und Bethmann-Hollweg nicht zusammenpaßten, war verständlich. Die Forderungen der Armee schienen L. in der Heimat noch lange nicht genug berücksichtigt. Bei aller Gegnerschaft waren wohl alle darin einig, in Ludendorff einen großen Feldherrn und einen Mann von nimmermüder Energie zu sehen. Jetzt hatte er sich, verbittert und täglich von den innenpolitisch siegenden Parteien angefeindet, zurückgezogen und beendete die Niederschrift seiner „Kriegserinnerungen“. Irgendwie ließ es sich ermöglichen, daß ich ihm einen Besuch machte. Er empfing mich sehr liebenswürdig — er hatte eine merkwürdig hohe Stimme, was man einst erstaunt auch bei Karl dem Großen und Bismarck festgestellt hatte —

und sprach schon mit großer Gelassenheit über das ganze Schicksal. Von dem tiefen Groll gegen Wilhelm II. und Hindenburg, der später so schroff zum Ausdruck kam, war damals bei ihm nichts zu spüren. Jedenfalls berührte er die Vorgänge seiner Entlassung mit keinem Wort. Ludendorff holte nun nach, was er im Leben unterlassen hatte: er studierte politische und diplomatische Geschichte. Ihm wurden plötzlich Dinge problematisch, die früher klar und eindeutig schienen. Und wie es manchmal Menschen mit dieser großen Leistungsvergangenheit geht: sie suchen nicht Aufklärung bei vorsichtiger Denkenden, sondern geraten in überwiegend sektiererische Umgebung. Hier war es Frau Dr. von Kemnitz, die den Feldherrn in Privatvorträgen verhimmelte, Eingang fand und aus der Weltgeschichte nur eine Sache geheimer Verschwörungen machte. Statt der notwendigen Ergänzung der Urteile aus amtlichen Quellen, wurden hier Extreme gesucht, und Ludendorff hat später manches Bedauerliche mit seinem großen Soldatennamen gedeckt. Darüber später.

Soweit ich später urteilen konnte, enthielt sich L. jeglicher politischer Betätigung. Er empfing wohl alte Kameraden, verfolgte die Münchner und Berliner Ereignisse, aber hielt sich in öffentlichen Äußerungen betont zurück.

Ich hielt meine ersten Vorträge, auch außerhalb Münchens. Bei einer solchen internen Veranstaltung fragte man mich, wie ich über den Jesuitismus denke. Ich erwiderte darauf, wie ich persönlich darüber dachte, fügte aber hinzu, das wäre wohl jetzt kein Thema, das man diskutieren sollte. Es zeigte sich, daß die Haltung — es war in Rosenheim — durchaus am Platze war. Es meldeten sich gleich zwei Zuhörer, die ersuchten, hier „keine kirchlich-konfessionellen“ Probleme zu erörtern. Auch Döllinger habe alle seine Angriffe vor seinem Tode bereut. Dies kleine Erlebnis zeigte mir die Empfindlichkeit auf diesem Gebiete. Was ich später auch zu diesem Problem glaubte persönlich sagen zu müssen, ist schriftlich erfolgt. So konnte sich jeder für sich mit den zusammenhängenden Fragen beschäftigen. Über Jesuitismus, die katholische Kirche an sich, über ihre oder der Protestanten metaphysische Dogmatik habe ich niemals öffentlich gesprochen. Auch über mein späteres Hauptwerk habe ich keine Vorträge gehalten. Bei aller Kritik am politischen Vorgehen, etwa von Prälaten, die Zentrumsführer waren, habe ich diese Seite auf sich beruhen lassen. — Allerdings erregte damals ein Vorfall starken Unwillen; nicht nur in unseren Kreisen. Aus der Tschechoslowakei war der Abt Schachleitner ausgewiesen worden. Er war ein vollkommen integraler Katholik und liebte sein Volkstum, für dessen Nöte er in Vorträgen

warme Worte fand. Dieser Mann erhielt nun von seiner vorgesetzten kirchlichen Behörde ein Redeverbot.

Zwei andere Erlebnisse auf diesem Gebiet sind mir noch in Erinnerung. In einem Kabarett sang ein Coupletist ein unanständiges Lied mit dem Refrain: „Lasset die Kindlein zu mir kommen . . .“ Ich stand auf und erklärte laut, es sei unerhört, in dieser Weise eine öffentliche Verspottung durchzuführen. Einige Zeilen darüber im „VB“ veranlaßten auch das Organ der Bayerischen Volkspartei, sich dem Protest anzuschließen. Worauf das Lied verschwand.

Auf einer großen Münchner Gewerbeschau war u. a. auch ein geschnitztes Kruzifix ausgestellt. Es war dermaßen gliedverzerzt, jammervoll, mit blöde glotzenden Augen, daß wir es als eine Verhöhnung empfanden. Hitler wies in einer öffentlichen Versammlung darauf hin, wonach denn auch die regierenden Kreise den gleichen Eindruck hatten und das Werk zurückzogen.

Ich vermerke diese Dinge, weil ich weiß, daß die junge Partei bereit war, ungeachtet der freiartigen Denkungswise, doch einer merklich von Berlin ausgehenden öffentlichen Verhöhnung nicht nur nationaler, sondern auch religiöser Heiligtümer entgegenzutreten. Dieser Versuch eines wenigstens teilweisen Zusammengehens wurde kirchlich-politischeiseits klar abgewiesen, schon damals, erst recht später. Das hat in der Anhängerschaft der NSDAP dann ebenfalls zu einer gegnerischen Haltung geführt. Uns schien es, als ob beide Konfessionen hier einen geschichtlichen Augenblick versäumten.

Bei Dr. von S c h e u b n e r - R i c h t e r , der später an der Feldherrnhalle fiel, traf ich einmal zufällig den Baron von C r a m e r - K l e t t , einen Führer innerhalb des bayerischen Katholizismus. Er äußerte sich durchaus verständnisvoll über die NSDAP und sagte, es sei sehr weise von einer politischen Partei, gleich zu Beginn in ihrem Programm zu erklären, sie verneine den Unsterblichkeitsausspruch einer politischen Organisation. C.-K. sah auf jeden Fall eine Kampfnotwendigkeit ein, wollte aber offenbar für die Zukunft wieder ein Leben in alten Geleisen befürworten.

★

Nach C o b u r g hatten mehrere völkische Verbände einen sogenannten Deutschen Tag einberufen. Eine Genehmigung erhielten sie vom Stadtrat nur unter der Bedingung, daß sie in geschlossenen Räumen tagten; also

Verbot für nichtmarxistische Vereinigungen, etwa unter freiem Himmel eine Versammlung abzuhalten. Man lud auch Hitler ein. Er sagte zu, erklärte aber, die Straßen Deutschlands seien für alle Deutschen gleichmäßig da. Er mietete einen Sonderzug, und wir fuhren mit etwa 600 SA-Männern nach Franken. Das weitere hat Hitler in seinem Buch geschildert. Jene, die uns mit Wasserrohren und schweren nagelbewehrten Latten erwartet hatten, waren nicht kompakt genug, um unsern Zug aufzulösen. Im Gegenteil, bei ihrem Überfall wurden sie schwer zusammengeschlagen. Auch Hitler sprang mehrmals heraus und schlug mit seinem Stocke zu. Ich war irgendwie naiv gewesen und hatte nur eine Pistole in der Tasche, die aber natürlich bei der Lage nicht gebraucht werden durfte; es sollte auch nur für äußerste Selbstverteidigung sein. Jedenfalls eroberte sich die Partei in Coburg die Straße, es war ein Symbol, das in Deutschland nicht ohne Eindruck blieb.

Im Versammlungslokal „tagten“ dann die andern. Abends sprach Hitler in einem größeren Saal. Die Veranstalter hatten alles gut und ehrlich gemeint, aber der Macht des damals herrschenden Marxismus gegenüber fehlte es sowohl an modernen Gedanken als auch am politischen Willen. So war der Tag in Coburg für mich nach vielen Seiten hin lehrreich.

*

Von vielen Seiten wurde nach Erläuterungen zum Programm gefragt. Ich verfaßte nun eine knappe Gedankenführung und sprach mit Hitler darüber. Es fiel mir dabei auf, welches Gewicht er auf eine Altersversorgung aller Schaffenden legte. Ein sorgenfreies Alter nach ehrlicher Lebensarbeit schien ihm eine besonders wichtige soziale Forderung zu sein, etwa so, daß die Invaliden der Arbeit gleichzustellen seien den Invaliden des Krieges und den Pensionären des Beamtentums. Die „Wesen, Grundsätze und Ziele der NSDAP“ wurden gewiß ein lange nicht reifes Werk, sie trugen eben den Charakter sowohl eines jugendlichen Verfassers, wie einer jugendlichen Bewegung; aber sie waren immerhin ein Leitfaden, den jeder nach Kenntnis und Erfahrung auf den Sondergebieten dann weiterführen konnte.

Es mag bei Beurteilung einer neu auftretenden politischen Erscheinung wohl immer so sein, daß Angehörige anderer Staaten sie mit andern Augen anschauen als jene, denen sie Überzeugungssache geworden ist. Und da in der Epoche einer Gärung auch menschliche Unzulänglichkeiten, ja auch Schädlinge sich bemerkbar machen, so werden meist diese als

charakteristisch für das Neue, Unbequeme, ausgegeben und nicht der eigentliche Gehalt, um den gerungen wird. Für das eine Land ist das, was es Demokratie nennt, organisch gewachsen und gefestigt, für ein anderes erscheint es in gänzlich verschiedener Gestalt. Die Gefahr wiederum, gegen die ein Volk sich wehren muß, ist in einem andern Staat gar nicht oder doch nur im geringen Maße vorhanden. Hätten andere Völker die Kämpfe von 1918/19 erlebt, die bolschewistischen Aufstände verzweifelter, aufgeregter Massen — auch sie hätten dann nach härteren Mitteln nationaler innerer Selbstverteidigung Umschau gehalten, als sie diese bis dahin für nötig befanden. Das deutsche Volk aber ist in der damaligen Zeit zunächst noch durch zurückkehrende Soldaten gerettet worden, nicht durch die neu errichtete Staatsform. Das war aber keine dauerhafte Heilung, sondern wurde nur eine tiefere, neue Form für das soziale Leben, da die alten bürgerlichen Parteien eine solche nicht mehr zu geben vermochten. Das zeigte sich bei der später auftretenden Arbeitslosigkeit, die zu fast 7 Millionen Arbeitslosen führte und eine unvorstellbare Katastrophe mit sich gebracht hätte, wenn nicht mittlerweile die neue Idee andere Millionen festgefügt durch Hitler vereint hätte. Durch sie wurde Deutschland 1933 zum zweiten Male gerettet, das war auch ein Hauptgrund, warum die deutsche Nation Hitler ein derartiges Vertrauen entgegenbrachte, wie selten einem Menschen.

★

Meine Frau war inzwischen aus der Schweiz zurückgekehrt und suchte Heilung in Deutschland. Wir waren übereingekommen, uns zu trennen. Sie sagte, sie habe mir vielleicht etwas helfen können, jetzt hätte ich meinen Weg genommen. Sie sei krank, wohl für immer an andere Menschen, andere Umgebung gebunden. Im Frühling 1923 wurde die Scheidung ausgesprochen. Später fuhr sie zu ihren Eltern nach Reval, suchte die letzte Heilung in Frankreich, wo sie starb.

Im Februar 1923 etwa hatte ich endlich meine amtliche Bescheinigung in der Tasche, daß ich als Angehöriger des Reiches aufgenommen worden sei. Zwar nur eine formale Sache, und doch gab sie mir das Bewußtsein einer allseitigen Zugehörigkeit, das ich vorher noch immer nicht hatte. Eckart war in diesen Monaten überhaupt nicht mehr in der Redaktion gewesen, er saß viel mit Gästen aus Norddeutschland zusammen, sprach öfters über einen humoristischen Lebensroman. Hitler sagte mir einmal, ich machte die ganze Arbeit, ich sollte auch für sie zeichnen. Ich rief einmal

Eckart an und sagte ihm, daß ich nun formgerecht deutscher Staatsbürger sei und daß nun frühere Bedenken fortfielen. Ich glaubte, er habe mich verstanden und teilte nun im „VB“ mit, daß ich die Hauptschriftleitung übernommen hätte. Als ich nun Eckart bald darauf traf, sagte er mir, seine Freunde hätten ihn gefragt, ob wir uns verfeindet hätten, da er wortlos ausgeschieden wäre usw. Er hätte sich anfangs auch nichts gedacht, aber nach diesem Eindruck frage er sich doch, ob es von mir richtig gewesen wäre. Ich war schwer betroffen: Eckart gegenüber als undankbar zu erscheinen, das war das denkbar Schlimmste für mich. Ich sagte ihm das, er war ja auch beruhigt; ein gewisser Stachel aber ist, jedenfalls bei mir, für immer zurückgeblieben. Nachträglich im „VB“ einen Dankartikel zu verfassen, hätte die Sache nur verschlimmert.

Eckart hatte im „VB“ ein Spottgedicht mit Illustrationen gegen Ebert veröffentlicht und sollte sich auf Grund des Gesetzes zum Schutze der Republik in Leipzig verantworten. Da er sowieso schon schwer leberkrank war, zog er sich unter anderem Namen auf eine einsame Alm beim Obersalzberg in Berchtesgaden zurück.

Als ich eines Abends im Sommer die Schellingstraße entlang gehe, sehe ich vor mir eine schöne schlanke Dame, im dunklen Kostüm, großen schwarzen Hut mit schottischem Band. Ich war plötzlich interessiert; sie ging in das kleine Restaurant der Griechin Vafiadis, wo ich auch öfters zu Mittag aß — und ich ging auch dorthin. Ich lernte sie kennen, wir machten manche Spaziergänge im Englischen Garten. Es war Hedwig K., die dann in der späteren Zeit der Verfolgung immer so kameradschaftlich zu mir hielt. Sie wurde am 3. 1. 1925 meine Frau, die Mutter meines gleich wieder verstorbenen Sohnes, die Mutter von Irene. Am Morgen des 21. 4. 1945 begleitete sie mich nach Flensburg...

Das Jahr 1923 war das Jahr der großen Inflation. Was an deutschem Sparkapital vorhanden war, wurde vernichtet, innere Schuldverpflichtungen gestrichen. Es ist nie eine Untersuchung darüber geführt worden, wer für diese furchtbare Entwicklung verantwortlich gewesen ist. Die einen sprachen später von einer Naturkatastrophe, aber irgendwo saßen doch Menschen, welche die Weisungen zum endlosen Notendruck gaben? Warum wurde nicht ein Preisstopp eingeführt? Alles dies blieb unerforscht, bis — nach dem „Hitler-Putsch“ — die Rentenmark eingeführt wurde und ein Element des Vertrauens wiederkam.

Über meine Art der Teilnahme am 8. u. 9. 11. 1923 habe ich in einem Aufsatz berichtet (abgedruckt in „Blut und Ehre“). Ergänzend dazu folgendes:

Als ich nach dem Aufstand in die Redaktion des „VB“ ging, fand ich da meine Mitarbeiter, ich glaube auch Eckart und Feder. Noch hatte man hier nicht gesucht. Ich erhielt von einer älteren Dame die Aufforderung, doch bei ihr Quartier zu nehmen, was ich mit Dank annahm. Sie hat mich die nächsten Monate in rührender Weise bemuttert. Von den andern hörten wir dann, daß sie verhaftet oder nach Österreich geflohen waren. Wenn es Nacht wurde, fuhr ich, hinten im Dunkel der Elektrischen stehend, den Hut tief heruntergezogen, in die Stadt und traf dort den einen und den anderen.

Hitler hatte kurz vor seiner Verhaftung an viele einige Zeilen geschrieben. Ich erhielt ein Stück Papier, darauf stand mit Bleistift etwa: „Lieber Rosenberg! Führen Sie ab jetzt die Bewegung.“ Ich war doch erstaunt. Mit Fragen organisatorischer Art hatte Hitler mich nie befaßt, ausgerechnet jetzt sollte ich hier etwas beginnen. Die Partei war verboten, ein Neubeginn unter schwere Zuchthausstrafe gestellt und die Deutschen, besonders auch die Bayern, alles andere als eine auf Verschwörungsarbeit eingestellte Menschenart. Im übrigen zeigte es sich sehr bald, daß es im richtigen Sinne noch keine durchorganisierte Partei gegeben hatte, sondern (mit Ausnahme Münchens) mehr Stützpunkte mit einer sich vergrößernden Anhängerschaft. Die ganze Stimmung der Bevölkerung stand aber zweifellos auf unserer Seite, so daß die Bayerische Regierung keine große Verhaftungswelle übers Land laufen ließ, sich mit der bisher festgesetzten Führerschaft begnügte und nur nach dem einen oder andern noch fahndete. Auch als sich in München eine „Großdeutsche Volksgemeinschaft e. V.“ anmeldete, die auf Initiative eines Sektionsleiters der Partei gegründet werden sollte, wurde dies genehmigt, offenbar, um sich auch selbst die Beobachtung zu erleichtern. Dann aber aus dem Grunde, eine Zersplitterung der ja doch vorhandenen Anhängerschaft zu fördern. Diese Rechnung war nicht falsch, denn es konnte nicht verborgen bleiben, daß so manche Gerüchte über das Verhalten des einen oder andern herumgetragen wurden, der nun, entweder geflohen oder in Haft, sich nicht dagegen wehren konnte. In meiner Abgeschiedenheit hörte ich von diesem Gerede nur einiges, versuchte die Leute, wenn ich sie traf, zu beruhigen, aber wie das so ist, es braucht Zeit, bis sich die Gemüter wieder beruhigen. Die allgemein menschliche Kleinheit allerdings, die trat jetzt und im Jahr 1924 doch schmerzlich in Erscheinung: der Mangel an Verantwortung den ernstesten Ereignissen und der jungen Bewegung gegenüber. Die in Österreich Lebenden hörten die Dinge, wie immer in der Emigration, in verdreifachter Stärke. Mir wurde der Vorschlag gemacht, ob ich

nicht über die Grenze gehen wollte, um die Leute in Salzburg zu beruhigen; die Möglichkeit dazu wäre gegeben. Ich stimmte zu. Ich fuhr nach Bad Reichenhall zu einer angegebenen Persönlichkeit. Diese führte mich nun in der Nacht nach Österreich hinüber. Es ging dann durch dichtverschneiten Wald, über eine große Ebene, und etwa um 3 Uhr morgens langte ich in Salzburg an. Die Nationalsozialisten in Österreich waren natürlich über die Münchner Ereignisse bestürzt gewesen, hatten sich jedoch der Geflüchteten in vorbildlicher Weise angenommen und darüber hinaus Sammlungen für die in München stellungslos Gewordenen veranstaltet. Ich sprach nun einen Kameraden nach dem andern und versuchte, ihnen wieder Mut zu machen, dann sie auch über die Gerüchte zu beruhigen.

Am nächsten Tage traf auch Herr von Gräfe in Salzburg ein, um Unterhandlungen über ein künftiges Zusammengehen zu führen. G. hatte sich mit ein paar anderen Abgeordneten von der Deutschnationalen Reichstagsfraktion abgespalten und die „Deutschvölkische Freiheitspartei“ gegründet. Ihre Wirksamkeit erstreckte sich auf einige radikalere bürgerliche Kreise, ohne recht Fuß fassen zu können. Fühlung mit Hitler hatte G. schon lange aufgenommen; am 9. 11. marschierte er mit zur Feldherrnhalle. Ziel dieser norddeutschen Gruppe war es nun, gewissermaßen die Führung, vor allem im Norden, zu übernehmen und die dortigen Nationalsozialisten zu veranlassen, sich dieser Führung einzugliedern. Ich sollte zu einem Abkommen über Zusammenlegung der Landesverbände usw. meine Zustimmung geben. Die Unterhandlung zog sich bis spät in die Nacht hin. Um eine gewisse Einheit zu sichern, waren wir zu einigen Zugeständnissen bereit, bis auf einen Punkt. Ich wollte das am nächsten Tage besprechen und ging schlafen. Da hörte ich, meine angebliche Zustimmung sei schon im Reich gemeldet worden. Gegen diese Überumpelung habe ich mich sofort zur Wehr gesetzt und dementiert. Sehr zur Erleichterung unserer Nationalsozialisten, aber das Verhältnis zu G. und seinen Leuten verschlechterte sich.

Ich wurde dann am Tage an die Grenze geleitet und von einem österreichischen Zollbeamten gesehen; mein Begleiter zog auf Skiern nach Hause. Im Wärterhäuschen klärte ich den Beamten auf und bat ihn, ein Einsehen zu haben. Ich hätte nur ein paar Kameraden aus München besucht. Ich wurde dann auch freigelassen, und da auf bayerischer Seite niemand da war, kam ich wieder glücklich in München an.

Ein Punkt war es, der uns sofort zu beschäftigen begann: sollten wir uns an den kommenden Landtags- und Reichstagswahlen beteiligen oder

nicht. Wer die Dinge nüchtern sah, eine unterirdische Partei als Unmöglichkeit begriff, die Aktivität aller Nationalsozialisten beleben wollte, mußte die Frage mit Ja beantworten.

Die Bedenken bestanden in der Tatsache, daß wir keine zu großen Aussichten, keine erprobte Menschauswahl hatten und wenig Geld. Aber darüber hinaus die Entscheidung im Grundsätzlichen. Wollte man davon abgehen, eine Volksbewegung außerhalb des Parteienstreits aufzubauen? Bei unseren Besprechungen in München war die Ansicht recht einheitlich: für eine Wahlbeteiligung. Allerdings verstimmten mich die *M o t i v e*, die dabei sichtbar wurden. Man sah sich schon als Abgeordneter und erwartete allen Ernstes von den dann zu haltenden Reden tiefgreifende Änderungen, auch gewisse persönliche Sicherungen . . .

Die Frage wurde an Adolf Hitler über seinen Rechtsanwalt herangezogen. Hitler erklärte sich scharf gegen jede Wahlbeteiligung. Er schrieb mir dann einen langen Brief, in dem er alle Punkte anführte, die gegen den Eintritt ins Parlament sprachen. Ich antwortete, auch wenn die Gefahren vorhanden wären — eine Wahl sei die einzige Möglichkeit, aktiv zu werden. Unsere Anhänger ohne solche Aktivität liegen zu lassen, wäre schlimmer als alles andere. Ich müsse angesichts der Lage also für eine Beteiligung eintreten und bäte Hitler, mich später dafür verantwortlich zu machen.

Die verwandten Verbände taten sich unter dem Namen „Der Völkische Block“ zusammen; in den andern Ländern meist unter dem Namen Völkischsozialer Block. Als Organ entstand die „Großdeutsche Zeitung“, ermöglicht durch Eingreifen einer vermögenden Familie, die damit Hitler im kommenden Prozeß helfen wollte. Alle die Besprechungen über Kandidaten usw. waren für mich unerfreulich, kam doch das Allzumenschliche hier allzuoft an die Oberfläche. Hitler hatte sich mit der Lage abgefunden, wollte nunmehr aber doch, daß ich kandidierte. Das aber wollte gerade ich nicht — und zwar aus zwei Gründen.

Erstens wollte ich mir in Zukunft nie vorwerfen lassen, ich hätte für eine Wahlbeteiligung gestimmt, um selbst MdR. zu werden. Als MdR. hatte man freie Fahrt auf der Reichsbahn, 500 oder 600 Mark Diäten und war immun, konnte jedenfalls nur schwierig wegen politischer Reden vor Gericht gezogen werden. Alle diese Annehmlichkeiten hätten einem späteren Vorwurf einen unangenehmen Beigeschmack gegeben.

Zweitens aber hatte ich Besuch eines Nationalsozialisten aus einer oberbayerischen Kreisstadt. Er sagte mir, daß er mich schätze, aber die bayerische Mentalität sei nun einmal so, daß man ihr nur bekannte

Menschen aus dem eigenen Lande als Kandidaten für den Landtag und als politische Führer vorsetzen könne. — Der Mann hatte vollkommen recht, aber es schmerzte doch. Ich war doch nicht genügend eingewurzelt, und wenn dies auch für die Reichstagsliste nicht so wichtig war, so bestärkte mich dieser Besuch in meinem Willen, nicht auf der Liste zu stehen. Ich hoffte, daß später auch Hitler diesen Standpunkt verstehen würde.

*

Die Stimmung in München hatte sich allmählich beruhigt, der „Hitler-Prozeß“ stand vor der Tür. Aus allem, was man hörte, ergab sich, daß die bayerische Regierung nicht zu scharf vorgehen wollte. Einmal wegen des Namens Ludendorff, dann aber auch, um keine Märtyrer zu schaffen, wegen der nun einmal bestehenden Sympathie für die Angeklagten. Neben Hitler standen Oberst Kriebel, Polizeipräsident Pöhner, Führer des Bundes Oberland, Dr. Weber, alles angesehene Männer. Der Prozeß war ein ausgesprochener Sieg Hitlers, seine Rede hatte auch Gegner bewegt. Die fünf Jahre Festung mit dem Vorschlag, nach einem Jahre Bewährung eintreten zu lassen, waren eine Formel, gegen die niemand Protest einlegte. Angesichts dieser ganzen Lage hatte ich mich auch wieder in der Stadt eingerichtet. Die Polizei hatte mich dann zu einer kurzen Vernehmung bestellt, aber nichts weiteres veranlaßt. Ich konnte Hitler während der Vorbereitung in München, Blumenburger Straße, besuchen. Mit der Tatsache der Wahlbeteiligung war er jetzt einverstanden, er hatte auch gehört, daß die Versammlungen starken Zulauf hatten. Nur über die Wahlorganisation „Völkischer Block“ machte er abfällige Bemerkungen. Ich sagte, daß unter dem Namen NSDAP eine rechtzeitige Vorbereitung unmöglich gewesen wäre. Im übrigen müsse man abwarten, bis die Partei wieder ganz legal neugegründet werden könne.

Ludendorff war ein Verfechter der Verschmelzung von NSDAP und DV-Freiheitspartei. So sehr ich für eine gewisse Zusammenarbeit bei Wahlen eintrat, so war ich doch ein Gegner einer solchen mechanischen Einschmelzungstheorie. Einmal besuchten wir gemeinsam Hitler in Landsberg. Hitler sagte, die Gefahren eines Zwistes seien doch wohl bei einer Vereinigung geringer; aber das müsse genau abgesprochen werden. Ludendorff hörte befriedigt nur den ersten Teil, während ich mir den entscheidenden Zusatz merkte. Zunächst ging die vereinigte Liste mit 32 oder 34 Sitzen im Reichstag durch, ein sehr bemerkenswerter Erfolg, der zweifellos vor allem auf Hitlers Haltung im Prozeß zurückzuführen war.

Alles Spätere, was sich völkischer Zwist des Jahres 1924 nannte, liegt so weit zurück, ist so unwesentlich, daß seine nähere Darstellung nicht notwendig erscheint. Nur was mich persönlich betrifft, so konnte ich feststellen, daß Hitler mich zwar in einer schweren Stunde beauftragt hatte, die zurückgebliebenen Splitter zu führen, daß aber Männer, die meine Gegner waren, ebenfalls von ihm empfangen wurden und sich als die besonders Vertrauten aufspielten. Ich schrieb darauf H., ich bäte ihn aus Ehrgefühl um Aufhebung des Auftrags und empfahl Gregor S t r a s s e r. Hitler gab darauf die öffentliche Erklärung ab, daß niemand in seinem Namen sprechen könne, da er aus der Festung die Verhältnisse nicht zu überblicken vermöge. Es folgte die Führerschaft Ludendorff-Gräfe-Strasser.

Ich hatte mich aus der unmittelbaren Parteiführung zurückgezogen, unterhielt nur nähere Beziehungen zu Strasser, den ich als aktiven und ehrlichen Menschen einschätzte. Die „Großdeutsche Zeitung“ war mittlerweile eingegangen, dafür waren zwei andere Blätter entstanden. An einer, dem „Völkischen Kurier“, wurde ich ständiger Mitarbeiter. Außerdem gab ich, einer Anregung meines Verlegers folgend, den „Weltkampf“ als Monatsschrift heraus. Nebenbei widmete ich mich wieder allerhand Studien in der Staatsbibliothek.

Hier mag die menschliche Tragödie Gregor Strassers stehen, soweit ich sie überblicke. So mancher war gekommen und gegangen, der Röhms-Putsch hat die Bewegung schwer erschüttert; aber der Haltlosigkeit und Wüstheit der Röhmschen Sache haftet keine echte Tragik an. Ganz anders bei Strasser! Ursprünglich Apotheker, wird er schon früh SA-Führer in Landshut, nimmt als solcher teil am 8./9. 11. 1923 und betätigt sich aktiv als Redner. Eine große, mächtige Gestalt, urwüchsig, mit natürlichem gesundem Menschenverstand und mit steigendem Willen, Einfluß zu gewinnen. Ein sehr volkstümlicher Redner. Er tritt 1924 merkbar führend empor, sein Urteil in manch Grundsätzlichem schwankt, er stimmt oft mir zu; aber auch sein jüngerer Bruder Otto Str. ist intellektuell nicht ohne Einfluß. Dieser tritt der Partei bei, sie gründen den Kampf-Verlag und geben eine ganze Anzahl Wochenblätter mit dem Sitz in B e r l i n heraus. Hier beginnt der Konflikt. Goebbels, als dortiger Gauleiter, fordert die politische Oberleitung der in seinem Gau erscheinenden Zeitungen; Strasser betont seine übergeordnete Stellung als Reichsorganisationsleiter. Einmal hieß es, Dr. Goebbels hätte einigen erklärt, Strassers Mutter sei Jüdin. Ich schrieb damals dem in Berlin weilenden Hitler, derartige Methoden seien untragbar, richtiger wäre es, wenn Dr. G.

abberufen würde. H. sagte mir später, die Herren müßten eben zusammenwirken, er werde die Angelegenheit mit ihnen regeln. Später kam dann eine formelle Aussöhnung zustande, aber der Gegensatz schwebte weiter. Strasser wagte nun zwei Schritte, die zweifellos nicht richtig waren. Er hatte 1924 eine sog. Norddeutsche Arbeitsgemeinschaft der NSDAP gegründet, was im Prinzip nicht möglich war, und dann verschickte er an eine größere Anzahl von Parteifreunden eine Neufassung des Programms. Ich hielt diese Neufassung, an der wohl sein Bruder stark beteiligt gewesen war, für in vielen Punkten unglücklich, wenn mir das einzelne eben auch nicht in Erinnerung geblieben ist. Otto Strasser war wohl aus dem sozialdemokratischen Lager mit naher Fühlung zu den Nachfolgern Moeller v a n d e n B r u c k s gekommen. Ich hatte das Gefühl, daß er weniger der NSDAP folgen, als seine noch unausgegorenen Gedanken in ihr propagieren wolle. Da er mir gegenüber einst eine neue Wirtschaftsstruktur als notwendig betonte, sagte ich ihm, es genüge nicht, einige Aufsätze zu schreiben, er sollte dann schon ein abgerundetes, durchdachtes Buch verfassen, damit man sich allseitig mit seinen Gedanken befassen könne. Das geschah nicht, der Konflikt brach aus, trotzdem Hitler sich bemühte, Otto Str. zu halten. Dieser verließ mit einigen Anhängern die NSDAP. Gregor Str. blieb. Ich erinnere mich noch, Hitler kurz darauf gehört zu haben: „Gott sei Dank, Gregor Strasser ist uns erhalten geblieben, eine wahrhafte Freude für uns alle!“ Er hatte eine wirklich ehrliche Liebe für ihn, wie er auch geradezu persönlich-brüderlich von Gregor Str. getröstet wurde, als seine Nichte aus mir heute noch unbekanntem Gründen aus dem Leben schied und Hitler eine Zeitlang seine politische Laufbahn als beendet ansah.

Strasser hatte die Reichsorganisationsleitung so ausgebaut, daß praktisch er die laufenden Geschäfte der Partei führte, sein Dienstsitz im ehemaligen „Reichsadler“ war ein Machtzentrum für sich.

Die Verschickung des neuen Programmentwurfs aber hatte Hitler nicht übersehen. Er berief eine Gauleiterversammlung nach Bamberg und kritisierte das Vorgehen Strassers, sprach sich auch gegen viele Punkte sehr ablehnend aus; besonders unterstrich Hitler die Notwendigkeit einer Verständigung mit England und Italien. Feder kritisierte dann die wirtschaftliche Seite, allerdings in einer wenig ansprechenden, süffisanten Form, wobei er sich gleichsam als den „Programmatiker“ der Partei hinstellte. Strasser antwortete nur kurz und sagte mir, da ich am gleichen Tisch saß: „Ich müßte jetzt aus der Partei austreten, aber mit mir würden mehrere Gauleiter mitgehen, das kann ich also nicht tun.“ Daß er eine Illoyalität

begangen hatte, war nun nicht zu leugnen. Er war da hineingetappt und mußte eben die Antwort darauf einstecken.

An Strasser hatte sich nun eine andere Persönlichkeit nahe angeschlossen, der frühere Oberleutnant S c h u l z. Dieser verfügte über viele Beziehungen zu Offiziers- und Beamtenkreisen. Mit denen machte er Strasser in Berlin, Köln usw. bekannt. Diese Kreise hatten nun bei mancher menschlichen Schwäche angesetzt und Strasser als einen annehmbaren Partner für eine eventuelle Regierungsumbildung umschmeichelt. Hier setzt nun nach den vorhergehenden Ereignissen die Tragödie Strassers ein. Er fühlt sich nicht genügend herangezogen, glaubt, daß Göring und Goebbels zu Verhandlungen herausgestellt werden, ist von den Fähigkeiten des letzteren nicht überzeugt — im Gegenteil. Und da hat er offenbar hinter dem Rücken Hitlers mehr entgegenkommende Schritte getan, als er hätte tun dürfen. Es begann ein Gerücht vom „Verrat Strassers“ umzulaufen. Als ich das hörte, sagte ich, aber das ist doch ganz ausgeschlossen! Wie weit nun Strassers Unterhandlungen mit Schleicher usw. gegangen waren, weiß ich auch heute nicht, jedenfalls wagte er öffentlich keine Revolte. Als ich eines Vormittags in den „Kaiserhof“ ins Vorzimmer Hitlers komme, treffe ich ihn. Ich will ihn begrüßen, er macht eine hoffnungslose Handgebärde und geht hinaus. Ich höre: Strasser hat soeben alle seine Ämter niedergelegt!

Das war ein schwerer Schlag. Ich erinnerte mich noch mancher seiner Reden, die er mit den Worten schloß: „Als Hitler-Mann habe ich gekämpft, als Hitler-Mann will ich dereinst in die Grube fahren.“ — Das war jetzt aus. Zur offenen Rebellion fehlte ihm wohl eine klare Vorstellung eines wirklich anderen Wollens, dazu kam die innere Anhänglichkeit, die er eben doch zur Bewegung hatte. Er ging, Hitler hatte nichts Disziplinäres gegen ihn veranlaßt. Nach der Machtübernahme wurde auch Strasser auf Befehl des Führers in keiner Weise behelligt, im Gegenteil, er erhielt eine leitende Stelle in der pharmazeutischen Vereinigung. Beim Röhm-Putsch wurden Strasser und Schleicher erschossen. Wir alle nahmen an, daß sie irgendwie an der ganzen Sache mitbeteiligt gewesen waren, aber die Polizei schwieg auch hier wie ein Grab. Der Führer verfügte eine materielle Sicherstellung der Witwe, einer außerordentlich sympathischen Frau. Im zweiten Weltkrieg fielen beide Söhne Strassers als Offiziere an der Front.

Das ist eine wirkliche Tragödie, wie sie das Leben einer Revolution schreibt. Immer, wenn ich in diesen Jahren an Strasser dachte, ist mir seine große Gestalt mit den hellen, gutmütigen Augen in Erinnerung, seine

Urwüchsigkeit; aber manchmal auch die innere Unsicherheit, die ihm zum Verderben wurde.

Wie mir der Führer einmal sagte, wollte er Strasser später zum Innenminister machen. Es wäre vielleicht manches dann anders gegangen . . .

★

Hitlers Festungshaft war Ende 1924 abgelaufen, die Bewährungsfrist trat in Kraft, von uns allen wurde er mit Freuden empfangen. Meine notwendige Eigenmächtigkeit auf dem Gebiet der Wahlbeteiligung, d. h. des streng legalen politischen Kampfes, billigte Hitler nunmehr, wenn er auch über die Form der Durchführung noch seine Vorbehalte machte, ohne das jedoch zu erwähnen.

Im Laufe des Jahres 1924 hatten ein paar Parteigenossen es für nötig befunden, auch mich verschiedener Dinge zu verdächtigen. Nachdem ich das eine Zeitlang übersehen hatte, mußte ich schließlich eine Klage einreichen. Hitler bat mich nun, diese Sache nicht durchzuführen, er werde mir einen Brief schreiben, der mir doch wohl mehr genügen würde, als ein Prozeß. An meiner Integrität sei nicht der geringste Zweifel, man müsse alles der Nervosität der Zeit zuschreiben. Im Interesse der Bewegung stimmte ich zu und erhielt dann auch besagtes Schreiben.

Am 24. 2. 1925 wurde die Partei legal neu gegründet. Hitler sprach auf einer großen Versammlung und rief zur erneuten Einigkeit auf. Verschiedene, die sich hart bekämpft hatten, reichten sich die Hand zur Versöhnung. Da ich einen solchen öffentlichen Akt befürchtet hatte, war ich der Versammlung ferngeblieben. Ich hatte getan, was notwendig schien, aber von Dingen, die leicht einen theatralischen Anstrich haben konnten, habe ich mich möglichst ferngehalten.

Dietrich Eckart war nicht mehr. Er war verhaftet worden, aber diesen ungebundenen Menschen hatten der ganze Zusammenbruch und dieses enge Gefängnis so mitgenommen, daß sein altes Leberleiden sich wieder verstärkte. Um ihn nicht in der Haft sterben zu lassen, entließ ihn die Regierung. Ich hörte davon, es war Mitte Dezember 1924, und besuchte ihn spät abends im Hause, wo er untergebracht worden war. Er war müde, sehr zusammengeworfen, aber ein altes Lächeln kam ihm doch wieder, als ich ihn aufmunterte. Er fuhr wieder in sein geliebtes Berchtesgaden; dort starb er am 26. Dezember. — Ich wollte diese Meldung gar nicht glauben, zu nahe stand mir noch seine ganze Lebenskraft und Unverwüstlichkeit. Nur langsam mußte ich mich an den Gedanken gewöhnen,

daß der Mann, dem ich so viel zu verdanken hatte, der mich so generös empfangen und gefördert hatte, nicht mehr unter den Lebenden weilte. Hitler hatte in Eckart einen treuen Verehrer verloren, was er auch darin zum Ausdruck brachte, daß er ihn in seinem Buche besonders hervorhob. Auch später hat er oft mit großem Dank von ihm gesprochen.

Der Beginn der neuen Tätigkeit Hitlers stand unter keinem guten Stern. In einer Rede hatte er, wie früher, den Marxismus als seinen eigentlichen Gegner bezeichnet und dabei die Wendung gebraucht, die Freiheit käme nur über „die Leiche des Marxismus“. Die bayerische Regierung war nicht gesonnen, den Wiederbeginn hinzunehmen, sondern suchte nach Möglichkeiten, Hitlers erneute Wirksamkeit zu behindern. Auf Grund dieser Rede verhängte sie ein Redeverbot, das ein oder zwei Jahre in Kraft blieb; andere Länder des Reiches folgten diesem Beispiel. Hitler legte gegen dieses Vorgehen Protest ein und erläuterte seine Rede, man wies ihn auf den Bericht des (jetzt wöchentlich erscheinenden) „VB“ hin, der obige Worte gebracht hatte. Die Regierung blieb bei ihrem Redeverbot in der richtigen Annahme, damit Hitlers stärkste öffentliche Waffe lahmzulegen. Der „VB“ wurde damals noch von einem früheren Schriftleiter geführt. Als er wieder Tageszeitung wurde, übergab mir Hitler erneut die Hauptschriftleitung des Blattes, das jetzt nochmals ganz klein und sparsam beginnen mußte.

Überblickt man die Taten der vergangenen Jahre von 1919—1925, so waren sie aus instinktiven Regungen entstandene Proteste, die zwar in der Führung zu gleicher Zeit auch schon mit einer gedanklichen Kritik und Vorschau verbunden, aber in der Anhängerschaft sicher überwiegend emotional bestimmt waren. Alles drängte irgendwie zur Entladung. Jetzt hatte es sich zu erweisen, ob über das alles hinaus die Nation willig war, andere Wege einzuschlagen, als die bisherigen Parteien, oder ob sie sich nach Erprobung und Abwägung aller Möglichkeiten zu dem nun einmal eingeschlagenen Kurse bekannte. Mit diesem Problem begann die eigentliche Arbeit einer Bewegung, die schon in wenigen Jahren viele kataraktartige Erlebnisse hinter sich hatte, ohne jedoch einen großen Erziehungsprozeß durchlaufen zu haben.

★

1925—1933

Es bedeutet wohl das Schmerzlichste in einem menschlichen Leben, sich fragen zu müssen, ob das, wofür man 25 Jahre gearbeitet, gekämpft hat,

die Freiheit, ja auch das Leben aufs Spiel setzte, dessen wert gewesen ist. Ob man auch selbst wert war, diese Arbeit zu leisten, ob sie innerlich sauber, ehrenhaft, richtig war, oder, ob alles nur Irrtum, Phantasterei, Machtgier, Verblendung, und was noch alles, darstellte. Diese ganze Lage ist vor allem aber deshalb so bis ins Innerste greifend, weil ja nicht nur das persönliche Schicksal hier erscheint, sondern weil mit der Bewegung, der man diente, Aufstieg, Erfüllung, aber auch der katastrophalste politisch-militärische Zusammenbruch des Deutschen Reiches historisch verknüpft ist — mit allen Menschenverlusten, Vernichtung von Kultursymbolen, die z. T. schon tausend Jahre in deutschen Gauen standen. Hinzugerechnet all die menschliche Verzweiflung der Zurückgebliebenen, der Zusammenbruch an Glauben und Vertrauen, schließlich noch die schweren Schatten polizeilicher Maßnahmen, die bekannt wurden, und — wenn sie im größeren Umfange stimmen — plötzlich das Gegenteil dessen darstellen, wofür 25 Jahre gekämpft wurde.

Grundsätzlich kann man sagen, daß das Opfern nur den guten Willen, persönlichen Glauben und Einsatzkraft dokumentiert, aber noch nicht ohne weiteres die Richtigkeit der verteidigten Überzeugung. Die Richtigkeit wiederum bedarf irgend eines Maßstabes, an dem sie ihrerseits gemessen werden kann. Viele Anhänger der KPD waren einsatzwillig, sieht man von dem bloß radaulustigen Mob ab. So wollten viele ehrliche kommunistische Arbeiter ihre Überzeugung auch durch die Tat erweisen. Mit diesen haben sich unsere SA-Männer oft später am besten verstanden, und ihre Einsatzbereitschaft für den Nationalsozialismus entsprach dann auch ihrer früheren Kraft. Der Maßstab aber war hier die Verwirklichung einer sozialen Gerechtigkeit. An der fortlaufenden Beobachtung der Sozialdemokratie konnte die schaffende Nation zunächst feststellen, daß die Lage nicht besser, sondern schlechter wurde. Die Sozialdemokratie wies auf den verlorenen Krieg, auf die Finanzkatastrophen hin. Hier aber begann die eigentliche Kritik: weil ihre Machtübernahme eine deutsche Katastrophe zur Voraussetzung hatte. Das aber wieder bedeutete, daß eine soziale Gerechtigkeit ohne nationale Freiheit nicht zu verwirklichen war. Aber die Internationale? Sie bestand eben auch aus Angehörigen bestimmter V ö l k e r und nicht aus abstrakten „Menschen“. Selbst wenn der eine oder andere die Ungerechtigkeiten einsah, so hatte er gar nicht die politische Macht, diese Anschauung durchzusetzen und dazu bei sich zu Hause große Parteien zu mobilisieren, da dort doch auch verschiedene eigene Sorgen herrschten. Das fiel keinem im Ernste ein. Und um ganz ehrlich zu sein, mußten sich dann viele Marxisten sagen, daß man eben

in früheren Zeiten von einer Internationale Dinge erwartet hatte, die man an sich gar nicht erwarten durfte, daß die marxistische Propaganda jahrzehntelang ein Phantom als politische Tatsache hingestellt hatte.

Blieb also: totale Ab- und Umkehr von den marxistischen Urdogmen oder Flucht in das radikale Lager der roten Diktatur. Die Nachrichten aus Moskau aber waren trotz aller Tünche nicht erfreulich. Nicht ein Paradies entstand da, sondern für die Arbeiter allerhärteste Arbeit. Wohl hieß es: ja, doch Arbeit für uns selbst. Dieses „uns“ war aber nicht der Arbeiter, sondern der Staat. Dieser neue Staat forderte viel mehr und gab weniger als der frühere. Entstand wieder die Frage: ist es bei der Kompliziertheit des deutschen technischen und ernährungsmäßigen Lebens überhaupt möglich, ein Experiment — wie in der Sowjetunion — zu wagen? Viele, die nüchtern dachten, verneinten das — und Aufgabe der NSDAP war es, diese Menschen unter der neuen Form einer alten gerechten Idee zu sammeln. Aber die Gefahr an sich blieb bestehen: auf der einen Seite ein Riesenstaat, in dem der Kommunismus wenigstens dem Prinzip nach sich behauptete, auf der andern Seite soziale Not (nicht nur in Deutschland), Arbeitslosigkeit, gefolgt von erneuter Verzweiflung und dann, vermutlich aus diesen Gefühlen heraus, neue rote Aufstandsversuche.

Klar dabei war, daß die Siegerstaaten alle diese Probleme gar nicht oder nur im abgeschwächteren Maße verspürten. Analog wie in der Chemie, vollziehen sich auch im menschlichen Leben Entwicklungen unter starkem Druck viel schneller als ohne ihn. Das geht mitunter so weit, daß manche sonst kluge Beobachter die beim andern schnell wachsenden Begebenheiten bei sich zu Hause überhaupt nicht sehen, obschon sie als gärende Problematik zum mindesten auch schon vorhanden sind. Hieraus entsteht eine weltanschaulich, politisch und schließlich auch militärisch entscheidende Erkenntnis: aus dem Fehlen der Gleichzeitigkeit der Entwicklungen bei sonst in vielem verwandten Völkern entsteht das Mißverstehen, schließlich die Feindschaft, ja oft der Krieg zwischen den Nationen.

An dem Zustandekommen derartiger Zwiste können alle Teile Schuld tragen. Die notwendige Kritik einer neuen politischen Erscheinung an eigenen alten, vielleicht an andern Völkern scheinbar verwandten Lebensformen, wird von diesen auf sich selber bezogen. Da nicht jedesmal der Vorbehalt gemacht wird, daß z. B. mit dem parlamentarischen System seine Darstellung in Deutschland gemeint ist, so glauben viele in andern Ländern, man wolle ihre Institutionen zu Hause angreifen. Ich

habe mehrfach versucht, dem vorzubeugen, aber, es ist richtig, auch nicht in jedem Aufsatz diesen Vorbehalt gemacht. Vor ausländischer Zuhörerschaft aber habe ich mich bemüht, dem großen Mißverständnis zu begegnen. Hitler sagte einmal aus ähnlichem Gefühl, er erstrebe eine „germanische Demokratie“ gegen die haltlos-internationale, die nach 1918 in Deutschland an das Ruder kam. Ich habe auf einer Lübecker Tagung der „Nordischen Gesellschaft“ vor Vertretern der skandinavischen Völker und Finnlands eindringlich auf die inhaltlichen Unterschiede beim Gebrauch der gleichen Worte aufmerksam gemacht und den Ausdruck Hitlers verwendet. Vor Diplomaten und der ausländischen Presse habe ich dann ferner darzustellen versucht, daß auch weltanschauliche Verschiedenheiten nicht Grund zu außenpolitischen Konflikten sein dürften (die Reden sind z. T. abgedruckt in „Gestaltung der Idee“, „Blut und Ehre“, „Tradition und Gegenwart“). Die Entwicklung der Völker hätte eben im Lauf der Jahrhunderte oft sehr verschiedene Richtungen gehabt, es seien deshalb Philosophie, Religionsform und Schönheitsideal in der Kunst eine Sache jedes Volkes für sich, ohne dogmatischen Anspruch für ein anderes. Ich habe dazu ebenfalls vor dem Auslande erklärt, daß ich sogar dagegen sei, daß eventuell dem Nationalsozialismus verwandte Parteien in anderen Ländern den gleichen Namen annähmen. Man könne nicht einen geschichtlichen Gesamtkomplex von einer Seite allein plötzlich umbenennen. Bei nationalen Spannungen: wer wolle entscheiden, was der „richtige“ und was der „falsche“ Nationalsozialismus sei. Ich hatte es aus dem gleichen Grunde als falsch befunden, daß Sir Oswald Mosley seine Partei „British Fascist“ nannte. Ein psychologischer Fehler, in dem auf seine eigene Tradition mit Recht so stolzen England eine Partei mit dem Namen einer Bewegung des Auslandes zu bezeichnen, die zudem zweifellos in vielem dem allgemein-britischen Wesen sicher nicht entsprach (z. B. dem Hierarchisch-Theatralischen). Zum andern beraubte eine solche Gründung sich selbst der moralischen Bewegungsfreiheit im Falle einer nationalen Spannung mit dem faschistischen Italien. Dieser Fall trat z. B. schon im italienisch-abessinischen Kriege ein, in dem England zweifellos einen antiitalienischen Standpunkt einnahm und wohl den überwiegenden Teil des Volkes hinter sich wußte. In diesem Fall konnte die Mosley-Partei, selbst wenn sie, was ohne weiteres zu unterstellen ist, nur britische Interessen verfechten wollte, sehr schwer einen oppositionellen Standpunkt einnehmen, ohne zugleich der Verdächtigung irgendeiner Abhängigkeit vom Faschismus Mussolinis ausgesetzt zu sein. Das aber bedeutete von vornherein die Möglichkeit einer

Diskreditierung, jedenfalls aber schwerste Einengung der politischen Aktionsmöglichkeit.

Aus dem gleichen Grunde wäre auch ein aktiverer Einsatz für eine deutsch-britische Verständigung, wiederum unter selbstverständlicher Vertretung britischer Interessen, mit der gleichen politischen Hypothek belastet gewesen. Ich habe deshalb auf meinen zwei Londoner Besuchen 1931 und 1933 keine Fühlung mit Mosley und seinen Leuten gesucht, kenne ihn auch gar nicht. Die Gründung von dem Nationalsozialismus ähnlichen Parteien aber förderte im bedenklichen Sinne eine Agitation, die an sich vorhanden war: als wollte der Nationalsozialismus sich in allen Staaten ausbreiten und deren eigene Entwicklung von außen her beeinflussen. Hier entstand im Laufe der Jahre ein Mißverständnis nach dem andern, das aber aus der Mentalität eben der nichtdeutschen Seite her besonders bedingt erscheint.

Die, verschiedenartigen, Demokratien glaubten ihre Grundsätze in der Welt verbreiten zu müssen und nahmen deshalb bewußt oder unbewußt an, auch der Nationalsozialismus erstrebe, ähnlich dem Marxismus, gleichsam seine „Sektionen“ innerhalb anderer Völker zu bilden. Dieses schwere Mißverstehen ist nicht auszurotten gewesen und wurde zudem von jenen großgezüchtet, die an sich eine Freundschaft mit dem Deutschen Reich, gleich aus welchem Grunde, nicht wollten. Daß alle Völker sich wehren, neue noch unbekannte Ideen oder gar schon Einrichtungen aus anderen Staaten zu übernehmen, ist nicht nur ihr gutes Recht, sondern ihre Pflicht. Bewähren sich Maßnahmen technischer, sozialer Art, so bleibt die Möglichkeit einer nüchternen Überprüfung über eine eventuelle, der jeweiligen Eigenart angepaßte Übernahme im einzelnen immer noch offen. Vor allen Dingen aber müßte auf allen Seiten die Einsicht in die Tatsache gegeben sein, daß die oben genannte Gleichzeitigkeit und zum mindesten Ähnlichkeit einer sozialen Entwicklung nicht vorhanden war, daß somit Ideen, Maßnahmen, Einrichtungen jeweils verschieden sein mußten, daß ferner diese Verschiedenheit an sich kein Werturteil beinhaltet, sondern nur einen den Umständen entsprechende volkerhaltende Form oder Reform.

Da ich in diesen Blättern keine Geschichte der politischen Entwicklung niederlege, was ohne Gedächtnisstützen unmöglich ist, sondern mir nur Rechenschaft ablegen will über meine innere Haltung und Entwicklung, mag hier noch eine bezeichnende Begegnung vermerkt sein, die erst nach der Machtübernahme stattfand. Auf seinem Besuch in Deutschland kam

auch der Gründer der „Falange“ José Antonio Primo de Rivera zu mir; offenbar um einen persönlichen Eindruck von einem in kirchlichen Kreisen angegriffenen Mann zu erhalten. Ich sagte ihm gleich: damit es keine Mißverständnisse gebe, daß wir, wenn wir, wie er auch, den Kommunismus bekämpften, doch gar nicht daran dächten, ihm irgendwelche deutsche Denkformen anempfehlen zu wollen. Spanien habe seine ur-eigenen Traditionen, falls es neue soziale, gerechte Lebensformen für unsere Zeit erstrebe, werde es wohl diese mit seiner Überlieferung verknüpfen. Was mich persönlich betreffe, so lehne ich es ab, mein nur für Deutschland gedachtes Werk etwa ins Spanische übersetzen zu lassen. Mein Besucher verstand mich, glaube ich, sofort, und wir schieden, ohne das so oft eintretende obengenannte Mißverständnis.

Ich füge hinzu, daß mir Übersetzungsvorschläge für viele Sprachen gemacht wurden. Ich hatte alle abgelehnt (nur eine japanische erschien, ohne daß ich mich erinnern konnte, meine Einwilligung gegeben zu haben; jedenfalls war der Inhalt des „Mythus“ dort nur eine wissenschaftliche Kuriosität). 1942 etwa erhielt ich eine französische Übertragung, was mir ebenfalls nicht paßte. Ich ließ daran lange die Richtigkeit des Übersetzens prüfen, immer noch schwankend, selbst gegenüber einer fertigen Arbeit noch zuzustimmen. Eine Übersetzung etwa ins Italienische hätte härteste Angriffe der Kirche auf sich gezogen, meine „Unwissenschaftlichkeit“ wäre, wie in Deutschland, „nachgewiesen“ worden, ohne daß jemand sich gefunden hätte, das Werk ernsthaft zu verteidigen. Es hätte also bloß literarische, schließlich wohl auch politische Unruhe hervorgebracht in einem anderen Kulturkreis, der, wenn aus ihm selbst Kritik entstanden wäre, sie eben aus seinem eigenen Wollen heraus hervorgebracht hätte.

Ich habe diese meine Haltung geistig und politisch stets als richtig betrachtet, darüber hinaus auch als menschlich anständig — in Überwindung aller sonstigen, doch überall vorhandenen literarischen Eitelkeit, seine Werke in möglichst viele Sprachen übersetzt zu sehen.

Meine Genehmigung gab ich nur für Übersetzung einiger allgemeinerer Vorträge, habe aber nicht weiter verfolgt, ob das geschehen ist.

*

Man kann kaum sagen, daß in Deutschland nicht alle nur möglichen Kombinationen der parlamentarischen Koalitionen versucht worden wären: Sozialdemokraten, Zentrum und Demokraten; Zentrum, Volkspartei, Demokraten, Deutschnationale usw. Je nach Ausfall einer Wahl

oder auf Grund außenpolitischer Forderungen wurde danach versucht, eine tragfähige Grundlage zu schaffen. Aber die ganze politische Struktur des Reiches war durcheinandergeraten und konnte, das wurde allmählich Überzeugung eines immer größer werdenden Teils der deutschen Nation, nur durch eine sehr radikale Vereinfachung wieder zur Gesundheit geführt werden. Alle kleinen und kleinsten Sonderwünsche meldeten sich an, so daß, wie gesagt, Deutschland schließlich 43 Parteien zählte; eine Vergeudung an Arbeit, Vertrauen, schließlich auch an Geld. Aber selbst bei nur Beibehaltung der „alten“ Gruppen von etwa 6 Parteien, wäre, wegen der sich widersprechenden Weltanschauungen, Interessen, Zukunftspläne, eine Stabilität schon in Friedenszeiten schwer gewesen. Jetzt, unter den schweren Folgen des Versailler Diktates und der Finanzabkommen, wäre auch hier nur die Kraft des Kommunismus gewachsen, ohne jede wirkliche Gegenwehr aus dem Volke selbst. Die Entwicklung von 1930—1932 war hier Beispiel genug. Ohne die NSDAP wäre die ganze alte Parteienwelt unter Vernichtung aller politischen Spielregeln und Zertrümmerung unersetzbarer Kulturgüter bald davongejagt worden — wie einst die vertrauenselige und so weltfremde russische Nationalversammlung 1917, trotzdem diese schon im Zeichen der sehr radikalen Sozial-Revolutionäre stand.

Der geschichtlichen Gerechtigkeit wegen muß festgestellt werden, daß seitens der westlichen Demokratien nichts geschah, um der deutschen Demokratie Leben und Festigung zu ermöglichen. Der Einmarsch ins Ruhrgebiet im Januar 1923 war als eine militärische Aktion nach vollzogenem Frieden empfunden worden. Mit einigen nicht abgelieferten Holzsendungen konnte eine solche Aktion, die einer Kriegseröffnung gleichkam, nicht gerechtfertigt werden. Eine wirtschaftliche „Sanktion“ bzw. Untersuchung hätte vom Völkerbund vorgenommen werden müssen. Dieser vermochte gegen das einseitige Vorgehen Poincarés aber ebensowenig wie die Einzelstaaten an sich.

Das Minderheitenrecht war auch den abgetrennten Volksdeutschen zugesagt. Was dort aber an furchtbarer Unterdrückung geschah und in Genf niedergelegt wurde, blieb ohne Folgen. Das Deutsche Reich war nicht in der Lage, den Klagen Nachdruck zu verleihen.

Die finanziellen Tribute und die Reparationslieferungen gingen ins Ausland; in dem Ausmaß wie das geschah, blutete das deutsche Wirtschaftsleben immer mehr aus. Die Anleihen halfen nur kurze Zeit, Zinsen und Amortisationen vermehrten die zu immer größerer Arbeitslosigkeit führenden Krisen.

Der Versuch einer Zoll-Union mit Österreich wurde verboten . . . Das alles unterlag der innerpolitischen Kritik. Nimmt man hinzu, daß der Mann (Crispin), der im Januar 1922 vor dem Forum eines marxistischen Parteitages erklärt hatte: „Wir kennen kein Vaterland, das Deutschland heißt“, immer weiter im Vorstande der Sozialdemokratie saß, dann versteht man, daß der Glaube an die Vertretung des Reiches immer tiefer sank.

An diesen Auseinandersetzungen ist die NSDAP maßgeblich beteiligt gewesen; hart, aber innerhalb aller legal gestatteten Möglichkeiten. Hitler hatte entscheidendes Gewicht darauf gelegt, in keinerlei Verschwörungen hineingezogen zu werden, er benutzte einen Prozeß in Leipzig, um als Zeuge dieser Haltung besonderen Nachdruck zu verleihen, und hat sie bis zum letzten auch eingehalten. Daß er seine ganze Kraft als Redner einsetzte, seine Partei straff organisierte, das war ein Recht, das jedem zustand. Um die Seele eines jeden ist vor aller Öffentlichkeit gerungen worden: die Argumente der Partei lagen offen vor allen. Die auch persönlichen Angriffe auf uns alle waren denkbar hart — was wir ebenso hart erwiderten. Daß in dieser Zeit hier allseits manchmal unbedacht vorgegangen wurde, ist zuzugeben. Als ich meine Aufsätze später überblickte, habe ich mir mehr als einmal gesagt, daß manchmal wohl eine andere Form der Kritik auch möglich gewesen wäre. Aber die Artikel wurden oft um 7 Uhr morgens auf Grund gerade einlaufender Meldungen geschrieben und waren somit die ersten, noch nicht gelagerten Temperamentsäußerungen. Die gegnerische Seite hat nun an Angriffen uns aber auch gar nichts erspart. Für die bürgerlichen Gruppen waren wir verkappte Bolschewisten, Atheisten; für die Marxisten Agenten Deterdings, Kapitalistenknechte, monarchistische Reaktionäre.

Unser „Zentralorgan“, der „VB“, hatte als Tageszeitung 1925 ganze 4 Redakteure und ein paar Mitarbeiter, so gut wie gar keine auswärtigen Vertretungen. Er war auf gelegentliche Einsendungen von Lesern angewiesen. Es konnte dabei nicht fehlen, daß manches unüberlegte Wort zu Klagen, einige nicht genau belegten Vorwürfe zu Prozessen führten. Ich habe oft als Beklagter dies zu verantworten gehabt. Das waren jedesmal etwas an die Nerven gehende, unangenehme Stunden, vor allem deshalb, weil ich hier meist gar nicht selbstverfaßte Aufsätze zu verantworten hatte. Meist wurden Geldstrafen verhängt, die, im Prinzip, ich selbst zu bezahlen hatte, die jedoch später in der Regel vom Verlag beglichen wurden. Zweimal wurde ich wegen Beleidigung, auch des Richterstandes, zu Gefängnis verurteilt. Eine nationalsozialistische Zeitung

hatte einen Prozeß zu führen. Kurz vorher fragte sie an, ob der vorsitzende Richter mit dem Anwalt der Gegenpartei zum Abendessen zusammengewesen sei. Die Zeitung wurde daraufhin beschlagnahmt. In der Meldung an den „VB“ hieß es, „dieser schamlose Willkürakt“ werde noch sein Nachspiel haben. Dies Nachspiel aber waren 4 Wochen Gefängnis für mich. Zusammen mit einer andern Strafe mußte ich auf 6 Wochen nach Stadelheim. Ich wurde in die Zelle gesetzt, in der einst Ludwig Thoma auch — ich glaube wegen Majestätsbeleidigung — gesessen hatte, dann Dietrich Eckart. Sie war wohl etwas größer als die gewöhnlichen und hatte hohe Milchglasfenster. Also eine für politische Vergehen Verurteilte. Ich durfte schreiben, und die Gefängnisbibliothek stellte mir Romane zur Verfügung, so daß ich doch irgendwie mit der Zeit fertig werden konnte. Aber die Erinnerung an diese Einzelhaft ist mir immer sehr schwer gewesen.

Viele Angriffe gegen mich hatte ich einfach ignoriert, aber auf einen mußte ich reagieren, weil er an meine ganze Existenz ging. Ich wurde nämlich anfangs durch „Anfragen“, wo ich 1914—18 gewesen wäre, dann durch unmittelbare Behauptung beschuldigt, zu dieser Zeit im Dienst der französischen Spionage gestanden zu haben. Diesen Angriff brachten gleich etwa 6 bis 7 große sozialdemokratische Organe, die ich alle verklagte. Man versuchte nun alles mögliche, um sich zu drücken. Da sollte der Abg. Treviranus das gesagt haben; ich legte einen Brief von ihm vor, daß dies ebensowenig stimmte wie eine angebliche Behauptung gleicher Art über meinen verstorbenen Bruder. Der auf meine politische und moralische Vernichtung ausgehende Großangriff schlug gänzlich fehl. Das Gericht stellte nicht nur, wie es sonst meist geschieht, fest, es seien „nicht erweislich wahre Behauptungen“ aufgestellt worden, sondern konstatierte „erweislich unwahre Behauptungen“. Welche Strafe die Redakteure neben der Veröffentlichung des Urteils erhielten, ist mir nicht erinnerlich.

Der zweite wichtige Vorfall war ein Mordplan gegen mich. Ein junger Sozialdemokrat aus Österreich hatte beschlossen, mich zu erschießen. Zu diesem Zweck reiste er nach München. Auf Anfrage in der Redaktion erfuhr er, daß ich nach Jena zu einem Vortrag gefahren sei. Er reiste mir nach und nahm am Vortrag teil oder wartete vor dem Ausgang. Im Gedränge verfehlte er mich — aber erkannte Prof. Dr. H. Günther. Diesem folgte er nunmehr und schoß auf ihn. Er verwundete ihn aber nur am Arm. Als ich davon erfuhr, machte ich G. sofort einen Besuch, ohne es zu ahnen, daß die Kugel eigentlich mir gegolten hatte. Dies

stellte sich bei der Verhandlung des ergriffenen Attentäters heraus. Der junge Marxist erhielt wegen dieses Attentats einige Jahre Gefängnis — weil man die Absicht des Mordes verneinte . . .

An dieser Stelle möchte ich eine persönliche Einschaltung machen. Ich hatte natürlich eine ganze Anzahl besonderer Gegner in Zeitungen, Zeitschriften und im Reichstag. Ich habe nun nach der Machtübernahme nicht daran gedacht, an auch nur einem von ihnen persönliche Rache zu nehmen und die Polizei auf die Suche zu schicken. Das bezieht sich sowohl auf deutsche als auch auf jüdische Gegner. Selbst die Redakteure, die mich als Spion bezeichnet hatten, haben mich nicht interessiert, auch dann nicht, als sich 1933 ein Polizeibeamter bei mir meldete und sagte, er sei vom Berliner Polizeipräsidium nach Paris geschickt worden, um alle nur möglichen Auskünfte über mich einzuholen. Dort aber habe man — wohl bedauernd — die Achsel gezuckt und erklärt, nichts Derartiges über mich zu wissen. Dieser Dossier verbrannte leider beim Bombenangriff am 23. 11. 1943 in meiner Dienststelle. Das heißt also: auf Kosten des Staates wollte man den marxistischen Zeitungen Hilfsdienst leisten. Es war umsonst.

1933 saß mein Attentäter noch im Gefängnis. Es wäre leicht möglich gewesen, ihn in irgendeiner Form nochmals heranzuziehen. Ich habe auch das nicht getan. Mir schien die nationalsozialistische Revolution zu groß, um daran zu denken; ich für meine Person jedenfalls zog einen Strich unter alles Gewesene und wollte auch allen meinen Gegnern die Möglichkeit einer inneren Wende lassen. Ich weiß, daß im überwiegenden Maße die gleiche Empfindung überall herrschte. Daß der Nationalsozialismus legal zur Macht gelangte, daß sich eine große Revolution ohne blutigen Bürgerkrieg, Barrikaden, Guillotinen usw. abspielte, war gerade unser Stolz. Gewiß sind eine Anzahl blutiger lokaler Auseinandersetzungen erfolgt, wo jahrelange Feinde nebeneinander lebten. Ich hörte einiges, ohne genauere Angaben, aber das muß, verglichen mit anderen Umwälzungen, verschwindend gering gewesen sein. Später hörten wir, der sozialdemokratische Reichspräsident L ö b e sei unbehelligt zu seinem Beruf als Drucker wieder zurückgekehrt, der Innenminister S e v e r i n g wiederum lebe ruhig in Bielefeld und beziehe seine Ministerpension. Ich habe in den Jahren nicht eine Stimme des Protestes dagegen gehört. Im Gegenteil, nur Befriedigung über diese großzügige Haltung des Führers.

Man muß dabei bedenken, daß Löbe ein mit allen Geschäftsordnungstricks des Reichstags vertrauter Präsident war, der uns das Leben in der Opposition nach Möglichkeit zu erschweren suchte. Severing aber war unser

härtester Gegner. Als preußischer Innenminister erklärte er, er werde die Nationalsozialisten durch Feuerwehrspritzen auseinandertreiben; die Verfolgung der SA ging auf seine Befehle zurück. Severing aber hatte sich persönlich von der großen Korruption seiner Parteifreunde ferngehalten, sich keine Badereisen, goldene Zahnstocher und Seidenwäsche von notorischen Schiebern bezahlen lassen. Er zog sich zwar aus der SPD nicht zurück, er hatte ja schließlich auch seine Arbeit hineingesteckt und schien jedenfalls von der Richtigkeit seines Weges ehrlich überzeugt zu sein. Deshalb achtete der neue Staat diesen überwundenen Gegner. Severing ging alle die Jahre, wie mir Gauleiter Dr. Meyer erzählte, täglich mit seinem Hund in den Straßen Bielefelds spazieren, ohne daß ein einziger Nationalsozialist ihn jemals belästigt hätte. — Ich bin überzeugt, daß, wenn der sozialdemokratische Ministerpräsident Braun, anstatt in die Schweiz zu emigrieren, auch in Deutschland geblieben wäre, er genau so behandelt worden wäre wie Severing.

Von bürgerlich-nationalen Gegnern wurden Vertreter in die neue Regierung aufgenommen. Unseren erbittertsten Gegnern in Bayern erging es aber genau so wie Severing und Löbe. Die Priester (Dr. Leicht und Dr. Wohlmuth) kehrten auf ihre Kanzeln zurück, Dr. Heim und Dr. Held lebten unangefochten bis zu ihrem Tode in Regensburg. Dr. Held war 1925 der Initiator des Redeverbotes gegen Hitler und erklärte noch im März 1933, er werde jeden nationalsozialistischen Beauftragten, der etwa aus Berlin nach München kommen wollte, an der bayerischen Grenze verhaften lassen. Es kam anders, aber auch diesen Gegnern gegenüber wurde Generosität geübt — wiederum mit allgemeiner Zustimmung aus allen Parteikreisen.

Daß eine gewisse Anzahl von Kommunistenführern festgesetzt wurde, ergab sich aus der bekannten Unversöhnlichkeit und dauernden Mordhetze die Jahre über. Ich persönlich erinnere mich dabei folgender Episode. Bei einer Sitzung des außenpolitischen Ausschusses des Reichstages fragte der Zentrumsvorsitzende Prälat Dr. Kaas einen mit mir polemisierenden kommunistischen Abgeordneten, was die KPD im Falle ihres Sieges mit mir machen würde. Der Anlaß zu dieser erstaunlichen Frage ist mir nicht mehr Erinnerungswürdig, wohl aber die Antwort. Der Kommunist (ich glaube in Thüringen gewählt, Dr. ?) erwiderte, „mit solchen Elementen wie Herrn R.“ werde man kurzen Prozeß machen . . . Kurz nach der Machtübernahme speise ich unten im Restaurant des Palast-Hotels. Da sehe ich plötzlich diesen kommunistischen Abgeordneten hereinkommen und an einem Fenster Platz nehmen. Sollte ich ihn nun fest-

nehmen lassen und die Polizei verständigen? Ich beschloß, auch hier nichts zu unternehmen. Da bemerkte ich, daß er mich gesehen und erkannt hatte. Wie ich nach ein paar Minuten von der Zeitung aufblickte, hatte er seine Bestellung nicht erwartet, sondern schnell das Lokal verlassen.

Diese Dinge muß man sich vergegenwärtigen, um die w a h r e Haltung der Bewegung sich vor Augen zu führen. Die späteren Ereignisse müssen deshalb gesondert geprüft werden.



Bei alledem darf nicht vergessen werden, daß die NSDAP in ihrem Kampf rund 300 Tote und fast 40000 Verletzte zu beklagen hatte. Die Zahl 300 ist nicht hoch in einem Kriege; sie ist furchtbar als Symbol für die politischen Zustände innerhalb eines Volkes. Die 300 sind nicht auf einmal gefallen, sondern einzeln gemeuchelt worden. Die Nationalsozialisten waren nicht auf soldatischen Befehl marschiert, sie hatten sich freiwillig zum Versammlungsschutz gemeldet. Sie waren ja anfangs ganz einsam. Ein SA-Mann im Braunhemd im roten Wedding zu Berlin, in einer roten Stadt des Ruhrgebiets oder Sachsens, setzte wöchentlich sein Leben aufs Spiel, wenn er in seiner Uniform zur Versammlung ging. Er nahm auf sich alle familiären Auseinandersetzungen, soziale Verfemung, oft Entlassung aus seiner Stellung. D i e s e Geschichte ist noch gar nicht geschrieben worden; in den Gauen, wohl auch im Zentral-Archiv der Partei werden nähere Daten aufgezeichnet stehen — soweit das alles überhaupt noch vorhanden ist. So manches Mal hat der Führer am Sterbebett eines seiner Anhänger gestanden; am Lützow-Kanal in Berlin steht ein schlichter Stein an der Stelle, wo der Nationalsozialist Küttemeyer von Kommunisten ertränkt wurde, die Jugend gedachte des Herbert Norkus, der als Flugzettelverteiler ebenfalls in Berlin ermordet wurde... Welch eine Summe von Überzeugungsmut und Tapferkeit offenbarte sich doch in diesen Menschen, die vielleicht nicht alle Konsequenzen des Nationalsozialismus überblickten, die R i c h t u n g seines Willens aber mit ihrem ganzen Innern bejahten. Viele, die mit dem Leben bei solchen Mordüberfällen davorkamen, sind zeitlebens Krüppel geblieben. Es wäre verständlich gewesen, wenn sich der angestaute Zorn des 14-jährigen Kampfes überall Bahn gebrochen hätte, durch die Energie Hitlers wurde das verhindert. Allerdings konnte nicht verhindert werden, daß später um Röhms Menschen sammelten, die nicht mehr den Weg ins staatliche Leben

fanden, sondern weiterrevolutionieren wollten. Das war damals eine schmerzliche Stunde für alle, dieser 30. Juni 1934.

*

Es wäre sentimental gewesen, zu erhoffen, das Ausland würde die nationalsozialistische Revolution schnell anerkennen, ihr soziales Wollen bejahen. Daß die Neuerscheinung scharf kritisiert werden würde, war vielmehr zu erwarten, aber diese großgezüchtete Gegnerschaft war nicht als etwas Natürliches anzusehen. Sie bezog sich dabei besonders auf ein Problem, das von biologischen Forschern schon seit Jahrzehnten mit allem Ernst ergründet wurde: auf die R a s s e n f r a g e und R a s s e n k u n d e.

Ich möchte hier scharf unterscheiden zwischen wissenschaftlicher Erkenntnis und ihrer Anwendung im politischen Leben, weil diese beiden Gebiete verschiedenen Urteilsmaßstäben unterliegen.

Daß es auch Menschenrassen gibt, wird bis auf wenige niemand bestreiten. Das bedeutet aber, bei einigermaßen folgerichtigem Denken, daß irgend etwas Konstantes besteht, festbleibende Merkmale, an denen man eine Zugehörigkeit festzustellen vermag; sonst könnte ja von irgend-einer Rassengemeinschaft, überhaupt von Rasse gar nicht gesprochen werden. Dies aber wiederum beinhaltet das Anerkennen bestimmter Vererbungsgesetze, ganz gleich, wie diese auch im einzelnen beschaffen sein mögen. Bei näherem Hinblicken ist nun die Einteilung etwa nach der Hautfarbe nur das Auffallendste und Plumpste: denn innerhalb der gleichen oder annähernd gleichen Hautfarbe gibt es feststellbar verschiedene, vererbare Rassen. Das Anerkennen der Tatsache der Rasse, d. h. einer sich unter Beibehaltung bestimmter Merkmale vererbenden Menschenart ist aber zunächst nichts als die Bestätigung eines Naturgesetzes, das der Mensch nicht geschaffen, früher instinktiv geahnt, später oft gewußt, seit dem 19. Jahrhundert wissenschaftlich entdeckt hat. Dieses Erkennen ist heute schon unabhängig davon, ob es stellenweise abgelehnt wird, ebenso wie es einst auf die Dauer nicht zu verhindern war, daß die Erkenntnis, daß sich nicht die Sonne um die Erde, sondern die Erde um die Sonne drehe, sich durchsetzte, so unbequem sie auch manchen Institutionen damals gewesen sein mag. Im Bejahen eines gesetzmäßigen Naturvorganges liegt aber im G r u n d s a t z stets etwas Ehrfürchtiges. Ich habe das in manchen Reden so ausgedrückt: die Rassenerkenntnis fordert nicht Rassenverachtung, sondern Rassen a c h t u n g. Das menschliche Zusammenleben hat es nun aber leider so mit sich gebracht, daß diese

Erkenntnis gleich mit einer Wertung und Auseinandersetzung zusammenfiel. Von bestimmten Gesellschaftsdoktrinen ausgehend, wollte man mit der Wertung zugleich auch die Erkenntnis abschaffen.

Die nüchterne Tatsächlichkeit sagt uns — bei dem jetzigen Stande der ja noch lange nicht abgeschlossenen Forschung —, daß alle Völker Europas an den 5 oder 6 rassischen Grundtypen des europäischen Kontinents teilhaben. Diese Grundtypen sind in verschiedener Stärke vertreten, was, bei besonderem Überwiegen des einen Typus, dieser Nation ein merkbare Charakteristikum ihres gesamten Temperamentes, Schönheitsideals, Lebensstils verleiht. So überwiegt der Mittelmeertyp in Spanien, der dinarische bei den Serben, der nordische bei Deutschen, Engländern.

Rassen sind Anlagen, Möglichkeiten, die Völker jedoch sind Wirklichkeiten des allgemeinpolitischen Schicksals, der Sprache, der Natur. D. h. also, daß im historischen Leben Rasse wohl nirgends gleich Volk ist. Volkwerdung ist ein langer, schließlich doch geheimnisvoller Prozeß, in dem innere Haltung, äußerer Druck, geistiges Wollen nach und nach ein gemeinsames Kulturbild schaffen. Auch das ist ein Gesetz des Lebens und deshalb ehrfürchtig anzuerkennen. Wenige haben dies so bewußt getan wie Herder. Lagarde aber schrieb das schöne Wort nieder: „Völker sind Gedanken Gottes“. Es war wohl aber auch Schicksal, daß die Gestaltung der Völker im Wettstreit, oft im Kampf entstand. Es ist keines auf der Welt, das hier ausgenommen ist. Inmitten des Kampfes kam es zum Bewußtsein seiner selbst, wurde vor die Grundfragen des Schicksals, der Metaphysik, der Religion gestellt. Daß sich im europäischen Schicksal hierbei vielfach einzelne und auch kollektive Übergänge feststellen lassen, ist kein Wunder angesichts oft weitgehender Verwandtschaft: so die Hugenotten in Preußen, viele Elsässer in Frankreich, ähnlich an der östlichen Grenze des deutschen Siedlungsraumes. Immerhin ist es das verständliche Bestreben aller Nationen, das, was sich für ihre Herausbildung an Lebensstil, Kunstform, Schicksalsauffassung usw. formte, auch im Kerne zu bewahren — durch gewollte Zucht, Erziehung, lebendiges Vorbild; und bei Heranziehung von Menschen jenseits der eigenen Grenzen den näheren Verwandten jedenfalls den Vorzug vor den Fernstehenden zu geben. Aus dieser Gesamthaltung hat es sich z. B. als ganz natürlich ergeben, daß, nach Abschluß der amerikanischen Freiheitskämpfe in Nord und Süd, die USA enge Beziehungen zu Großbritannien unterhielten, Brasilien und Argentinien aber zu den Staaten der Iberischen Halbinsel.

Doch diese Hinweise führen mich schon weiter, als ich es an dieser Stelle

selbst wollte. Das, was sich mir bei aufmerksamem Blick und angeleitet durch Darlegungen mancher Denker aufdrängte, war die Gestalt, waren die Gestalten des Lebens. Zwei Beschäftigungen vor allen anderen hatten mir Augen für diese Dinge geschenkt: das Zeichnen und das Studium indischer Philosophie. Wer sich die ehrliche Mühe macht, sowohl die ganze Silhouette einer Birke, einer Weide, einer Linde als auch den gesetzmäßigen Wuchs der Äste und Zweige dieser Naturschöpfungen mit dem Stift nachzugehen, der muß lernen, Gesetz und Gesetz, Gestalt und Gestalt zu sehen und zu unterscheiden. Eine Birke setzt ihre Äste gänzlich anders im Verhältnis zum Stamm als eine Linde, die Buche führt sie hoch nach oben, die Eiche streckt sie fast gerade von sich; jeder Baum hat seinen Charakter, seine Haltung, seine Allgemeingestalt, seine art-eigene Lebensform. Es ist Sache des Temperaments, oft des wechselnden Gemüts, den einen Baum schöner als den andern zu finden. Aber es ist für mich immer ein Wunder gewesen, zu sehen, wie solche verschiedenen Bäume, nebeneinanderstehend, aus dem gleichen Erdreich sich gänzlich verschiedene Gestalten schaffen.

In Indien glaubte ich, die Gestalt von innen sehen zu können: die Hymnen der Rigweda — die Zeit der arischen kriegerischen Einwanderung, die Atman-Lehre —, das große geistige Atemholen nach vielen Kämpfen mit der ganzen Umwelt. Vielfältigkeit der Systeme — inneres Unsicherwerden bei äußerer Vermischung. Dann noch vieles große einzelne: Denker, Dichter; aber mit dem Verändern der äußeren Gestalt geht auch die innere nach und nach verloren. Es hatten sich in diesem Prozeß also Gestalten gemischt, die sich nicht ergänzten, zum mindesten keine Harmonien ermöglichten, sondern sich gänzlich fremd gegenüberstanden. Der organische Lebenskreis sowohl der arischen Inder als auch der Eingeborenen war durchbrochen worden. Da die ersten weitaus in der Minderheit waren, wurde ihre Gestalt, ihr Blut, bis auf geringe Reste aufgesaugt; da sie aber lange herrschten, wurden ihre Gedanken, ihre Prägungen doch vielfach übernommen, nicht verstanden, deshalb verzerrt, so daß sie nicht selten das Gegenteil von dem darstellten, was sie einst ausdrücken sollten. Als ich diesen Gedanken nachging, hatte ich von der neueren Biologie wenig Kenntnis, weder Fischer noch Baur-Lenz waren mir bekannt. Ich kam vom eigenen Kunsterleben her. Gü n t h e r s Werke las ich erst, als ich schon mehrere Jahre in München war. Er hat mich aber, uns alle, mit neuen, schärferen Augen beschenkt. Auch in der Vielfalt der europäischen Einheit konnten jetzt Gestalten mit vollem Bewußtsein in ihrem Wechselspiel beobachtet werden. Das war eine nicht mehr rück-

wärts zu lenkende Entdeckung des Lebens, ganz gleich, welche Folgerungen nun aus dieser Erkenntnis gezogen wurden. Wenn ein im Zeichnen nicht geübter Mensch einen Birkenast zeichnen soll, dann wird es ihm erst zum vollen Bewußtsein kommen, daß er vorher noch gar nicht richtig gesehen hatte. Weder das Verhältnis der Zweige zueinander war tiefer in sein Bewußtsein gedrungen, noch der Liniencharakter der dünnen Faserzweige war wirkliche Anschauung gewesen. So wie ein Zeichnungszwang Gestalterfassung bedeutet, so erschließt die Darstellung der Rassetypen das Verständnis für die Beharrlichkeit des Lebens in der Vielförmigkeit der Millionenmassen europäischer Nationen.

Wenn man Gegner dieser Einsichten auf diese Gesetzmäßigkeiten unter Hinweis auf die Tierzucht aufmerksam machte, kam regelmäßig die empörte Antwort, Menschen seien doch keine Hunde und Pferde, die man wie diese rein biologisch züchten dürfe. In dieser Antwort paarte sich Wahres mit Falschem. Zunächst wird nirgends bestritten, daß bei Hunden und Pferden bestimmte Rassen allein für bestimmte Aufgaben taugen, daß einige Kreuzungen zuverlässige Produkte ergeben, andere aber für alles ungeeignet sind. D. h. also, daß bei dem äußeren Vorgang auch ein innerer mitläuft, das eine Mal ein Charakter verstärkt bzw. ergänzt, das andere Mal geschädigt, zerstört wird. Die Verachtung des Tieres aber ist eine konfessionelle Beschränkung; in ihm wirken die gleichen großen Gesetze des Lebens wie in der Pflanze, wie im Menschen. Wohl aber darf man sagen, daß das Tier der Pflanze gegenüber zusätzlich etwas besitzt, was diese nicht hat, der Mensch gegenüber dem Tier mit Fähigkeiten ausgestattet ist, die auch weit über das Mögliche des Tieres hinausreichen. An dieser Stelle liegt das Richtige in der Ablehnung des oben genannten Vergleiches. Man kann eben aus seelischen Gründen nicht künstlich menschliche Zuchtformen errichten, um hier durch Generationen Gesetze zu beobachten. Aber — und das ist das Entscheidende — die Geschichte der uns bekannten Völker ist ja das große Experiment des Lebens selbst, das zu deuten nicht nur Philologen erfordert, sondern Menschen, die ein wahres Auge für alles Symptomatische besitzen, d. h. für die ganze äußere und innere Gestalt in Kunst, Religion, im ganzen Leben.

*

Das ungefähr waren die Ansatzpunkte, von denen aus später der „Mythus des 20. Jahrhunderts“ geschrieben wurde, ohne daß die Absicht

bestand, dies zu tun. Ich hatte 1917 begonnen, einige Gedanken niederzulegen, um mir über dies und jenes Erlebte bewußter Rechenschaft ablegen zu können. In München trieb ich meine Studien zur eigenen Reifung, alle später ausgeführten Grundgedanken gehen auf diese ersten Münchner Jahre zurück. Erst allmählich baute sich um ein Zentrum herum das Werk selbst, dessen Aufbau und Gliederung sich dann aus näheren Überlegungen heraus ergab. Das Zentrum aber, aus dem es entstand, waren die Gedanken über die Gestalten der Kunst.

Das Deutschtum hatte Griechenland stets gesucht, nachdem es einmal bewußt mit dessen Erbe in Berührung getreten war; ähnlich, aber mehr nach Rom ausgerichtet, suchten auch die andern europäischen Völker eine geistige Anknüpfung an die Antike. Man spürte beim eigenen Erwachen Nahverwandtes, ohne sich über die verwandtschaftlichen Tatsächlichkeiten schon genauere Rechenschaft ablegen zu können. Die Entdeckung B o p p s über eine indo-germanische Ursprache war das erste, weit ausgreifende geschichtliche Erwachen; die auch physische Urverwandtschaft ist die bewußte Entdeckung des 20. Jahrhunderts, die sie ermöglichenden Wissenschaften: Vorgeschichte und Rassenkunde. Sie unterbauten schließlich aber nur das, was das Auge und die Seele des Künstlers schon erschaut und bejaht hatten. Die Freude über diese große Entdeckung aber verleitete auch dazu, etwa im Griechentum schlechtweg etwas Allmenschliches, etwas absolut in allem Vorbildliches zu sehen, anstatt auch hier die geschichtliche Gestalt in ihrer Größe u n d Bedingtheit zu begreifen, der gegenüber Europa, einen anderen Weg gehend, auch seine Gestalt ausgebildet hatte: nicht so frei wie die Griechen, unter Schmerzen und Kämpfen, aber eben doch in steigend sich bewußt werdender Eigenart.

Hier wollte ich nun z w e i Pole finden, um diese beiden Gestalten — verwandt und verschieden zugleich — zu begreifen. Ilias und Nibelungenlied zog ich mit bewußter Vorsicht heran, später die Baugesetze des griechischen Tempels und der europäischen Kathedralen. Dann die europäische Bildnismalerei; schließlich die Willenhaftigkeit der germanisch-europäischen Kunst überhaupt. So ergab sich eine Gestaltenschau innerhalb des weitgespannten Antik-Europäischen überhaupt, zwar manches Mal in starker Kontra-Position, aber immer mit Bewußtsein, von e i n e m großen Menschentum unter verschiedener Sonne, mit anderer Schichtung der Bevölkerung, unter anderem Schicksal zu sprechen. So wurde für mich die Kunst Europas jener Schauplatz, den sich die Seelen der Völker suchten, um freigestalten zu können, da sie noch nicht freiforschen und denken

durften. Und das war dann die notwendige Ergänzung der Kunstphilosophie.

Fast 1500 Jahre nach dem Zusammenbruch der antiken Welt gab es kein Naturforschen, kein Natur-Überdenken. Die Bibel war nicht nur Religionsbuch, sondern galt als Quelle auch allen Wissens, aller Erkenntnis. Die Macht einer ungeheuren kirchlichen Hierarchie verhinderte ein unbefangenes Herantreten an die Natur; erst über den Umweg unentdeckter Antike ging dann das europäische Forschertum — es ist erst etwa 400 Jahre her — seinen eigenen Weg.

Damit war aber das Problem der Ursachen des Unterganges der griechisch-römischen Welt gegeben. Die allseitige Geschichte dieser wahrhaften Menschheitstragödie ist bis auf heute noch nicht umfassend geschrieben. Klar auf alle Fälle ist, daß der altgriechische und altrömische Mensch verschwunden war. Gewiß, Mommsen sprach bereits von den Sklavenrassen, die im späten Rom herrschten und das altrömische Staatswesen unterwühlten; sicher wurde festgestellt, daß auf einen Athener etwa zwanzig Sklaven kamen, aber daß es sich hier nicht nur um politische Machtkämpfe, sondern um fortschreitende Ausrottung einer bestimmten Menschenart und um das Überwuchern ganz anderer, feindlicher Arten handelte, das ist heute schon sicheres, wenn auch noch vielfach bestrittenes Einsehen der tiefer Blickenden geworden. Die erahnte Linie des indischen Kämpfens und Vergehens sah ich nun — hier durch Chamberlains Gedanken vom Völkerchaos besonders angeregt — auch in Hellas und in Rom. Günther gab dazu sehr genaue, aber lange noch nicht umfassende Angaben. Viel später las ich Gibbons Werk über den Verfall des römischen Reiches; wie nicht anders möglich, ist er gegenüber den aufbrechenden Kräften der germanischen Welt konfessionell voreingenommen, aber wie oft kommt er der heutigen Erkenntnis nahe, daß sowohl die Überzahl der Fremden als auch die Blutmischung die schöpferischen Gestalten auslöschten. Ich hatte vor, sein Werk unter Beachtung dieses historischen Blickes zu untersuchen; wie so vieles andere, sollte das nicht werden. Auch Burckhards Schrift über die Zeit Konstantins des Großen gibt ein plastisches, wenn auch die Ur-Kräfte noch nicht voll ausschöpfendes Bild. Eine erneute große Erforschung der neu wiedergeborenen Antike hatte eingesetzt. Über Sparta schrieb ein junger Gelehrter ein beachtliches Buch, die Latifundien als Ursache des wirtschaftlich-politischen Zusammenbruchs Roms erforschte ein zweiter. Dionysos und Apollon als Religionsgestalten wurden gegenübergestellt, das Schönheitsideal Homers untersucht, die griechische Plastik auf das



Rosenberg besichtigt mit dem Diplomatischen Korps das Reichssportfeld



Mit Frau Wagner auf einer Kundgebung in Bayreuth

biologisch-rassische Bild neu überprüft. Für mein Alter hatte ich mir vorgestellt, der freien neuen Forschung auf vielen Gebieten alle Unterstützung angedeihen zu lassen. Dr. Günther hatte ich 1941 gebeten, doch eine umfassende Geschichte der Griechen und Römer zu schreiben, unter Berücksichtigung aller Gesichtspunkte.

Denn es war ja klar, daß viele Ursachen zur Katastrophe führten: die Polis, der Stadt-Staat schuf griechische Kultur, aber zur Bildung eines nationalen Zentrums kam es nicht. Die Kleinkriege verminderten die Zahl der Griechen dauernd weiter durch die Unsitte, bei Eroberung einer Stadt die Bewohner zu plündern und zu morden. Das Abholzen der ehemals sicher dichten Wälder für Handels- und Kriegsflotten, ohne spätere Aufforstung, veränderte Landschaft und Klima, engte Viehzucht und Ackerbau im verkarsteten Gelände ein. Der Großhandel brachte immer mehr Sklaven in das Land, während die Griechen selbst ausschärmten und Kolonien von Spanien bis zur Krim gründeten. Diese und viele andere Gegebenheiten sollten neu erforscht und ergründet werden, wobei die Spatenforschung nüchtern und unwiderleglich den Spuren der Wanderung der Schmuckformen, des Häusergrundrisses usw. nachging.

Die Ergründung dieses ergreifenden tragischen Schicksals, das wäre die Feststellung eines großen Experiments biologisch-seelischer Gesetzmäßigkeit in der Geschichte der Völker, der Rassen, der Menschheit. Denn neben der Erforschung hellenischen Menschentums hatte das unermüdliche 19. Jahrhundert durch Entzifferung der Keilinschriften auch in das Wesen der Menschen Vorderasiens hineingeleuchtet. In ihre Völkerschaften, in ihre Götter- und Mythenwelt, in ihre sozialen Ordnungen. Reliefs und Skulpturen vom Nil bis zum Euphrat zeigten auch dem Auge diese Menschenarten; hier und da mit merkwürdig verwandten, in der Mehrheit aber mit gänzlich fremden Zügen. Wenn die Rassenforschung hier zunächst zwei Grundtypen unterscheidet (orientalisch, sich dem Arabertum annähernd; vorderasiatisch, dem armenoiden Typus zuneigend), so sind das erste gliedernde, aber doch wohl schon entscheidende Versuche, auch in jener Verwirrung bleibende Gestalten zu erblicken. Auch diese ganze, mit dem Griechentum in Berührung gekommene Welt harret noch ihrer letzten Deutung, soweit man von einer solchen überhaupt sprechen kann.

Was ich nun aufzuzeigen versuchte, ist ein kühnes Unternehmen gewesen: diese große Linie der Gestalten und Werte in plastischer Einfachheit zu zeichnen und dann zu der Auseinandersetzung der europäischen Welt mit dem Gesamterbe hinüberzuleiten. Das bildete das erste Buch des „Mythus“. Hieraus ergab sich dann eine geisteswissenschaftliche

Polemik mit den Universalismen verschiedenster Art. Dieser folgende Teil hatte die eigentliche Aufmerksamkeit, Abwehr und auch Zustimmung gebracht, aber w a r u m sich die schließlich auch polemischen Schlußfolgerungen ergaben, das ist mir nie genug beachtet worden. Und d a s war doch schließlich Hauptthema des Werkes.

Das dritte Buch zieht eine Anzahl Schlußfolgerungen, macht einige Vorschläge, zeigt einen — notwendig nur zeitbedingten — Querschnitt durch die aktuelle politische Lage; das alles mit dem ausgesprochenen Bewußtsein der Vorläufigkeit einer solchen Schau.

Wie immer das spätere Schicksal dieser neuen Forschungsrichtung sich auch entwickeln mag, das, was m i c h trieb, war ein ehrlicher Wille, mir über Menschen und Werte, über Gestalt und Wirksamkeit immer bewußter Rechenschaft abzulegen. Dieser Wille war anständig, schöpfungsanregend, sauber in seinem Forschungsziel. Die G r u n d erkenntnisse, die ich oben kurz umschrieb, sind nicht Willkür gewesen, sondern deuteten auch schon früher bekannte Tatsachen, ermöglichten aber eine tiefer dringende Schau; diese Forschung ist nicht am Ende. Keine augenblickliche politische Leidenschaft dürfte sich diesem freien Forschen in den Weg stellen, sie würde sich sonst einer Unduldsamkeit schuldig machen, die einst im Mittelalter die Erforschung der Natur auf lange hemmte. Ich bin des Glaubens, daß d a s nicht w i r k l i c h e r Wille sein kann und der Weg des ehrlichen Forschens offen bleibt im Interesse des Erbes des geistigen Europas.

Der „Mythus“ trägt nicht den Stempel einer allseitig bedächtigen Gelehrtenarbeit, sondern viele Zeichen dafür, daß er in der Epoche eines Kampfes geschrieben wurde. Ich hatte keine große, wohlversorgte Bibliothek, keinen fertiggestellten Zettelkasten, sondern schrieb das Buch zwischen Redaktionsarbeiten, sonntags vormittags, noch immer Bücher, Zeitschriften, Zeitungen weltanschaulicher Gegner vor Augen, oder aus unmittelbarem Gedächtnis. Das mag als Entschuldigung für einiges Abrupte gelten; schließlich aber mußte man in dieser Welt laut sprechen, um überhaupt gehört zu werden; das mag wieder die Unmittelbarkeit der Wirkung erklären. — Meine Frau schrieb mein Manuskript auf der Schreibmaschine mit viel Geduld ab. Dann brachte ich es eines Tages ziemlich vollständig zu Hitler und bat ihn, die Blätter durchzuschauen. Denn immerhin, bei aller Betonung des rein persönlichen Bekenntnisses und Vermeidung des Wortes Nationalsozialismus (das nur einmal in künstlerischem Zusammenhang vorkommt), hatte ich in der Partei eine Tätigkeit inne, die recht bemerkbar war. Nach etwa 6 Monaten fragte ich an, ob Hitler etwas

davon gelesen habe. „Jawohl“, sagte er, „es ist ein sehr geistvolles Buch; nur frage ich mich, wer ein solches heute lesen und verstehen kann.“ Ich antwortete, daß sich dies ja erweisen würde, für mich handele es sich aber darum, ob er glaube, daß es für die Partei tragbar wäre. Wenn nicht, würde ich es nicht erscheinen lassen oder unter einem andern Namen herausgeben. „Auf keinen Fall“, sagte er, „es ist Ihr geistiges Eigentum.“

Als der „Mythus“ dann im Oktober 1930 erschien, gab es einerseits eine begeisterte Zustimmung, andererseits ganz außerordentliche Angriffe. Auch aus den Reihen der Partei in katholischen Gebieten kamen Bedenken. Ich habe jedem erklärt, zur Geistesfreiheit gehöre nicht nur ein katholisches oder protestantisches Bekenntnis, sondern auch eines, wie ich es niedergelegt hätte; im übrigen sei auf das durchaus Persönliche, also Nichtparteiamtliche des Buches zu verweisen. Tiefergehende Schwierigkeiten entstanden bei katholischen Geistlichen, die manche soziale Forderungen der Bewegung bejahten. Vor allem beim guten Abt Schachleitner. Er wandte sich an verschiedene Stellen, um auf die Belastung durch mich hinzuweisen.

Ich schrieb darauf Hitler einen Brief und bat ihn, auf meine Person keine Rücksicht zu nehmen, mich also aus den Diensten der Partei zu entlassen, falls deren Interesse das als notwendig erscheinen lasse. Er antwortete mir — meiner Erinnerung nach auf dem gleichen Briefbogen —, daß er gar nicht daran denke. So ging denn das Buch seinen Weg und erfuhr eine Auflage nach der andern. Um 1944 waren es 1,1 Million Exemplare.

Mit dem Abt Schachleitner hatte ich übrigens auf einem Parteitag eine längere Aussprache. Ich erfuhr, daß er in Nürnberg anwesend sei und suchte ihn in seinem Hotel auf. Der freundliche alte Herr sagte, meine Ansichten seien sehr erschwerend für eine helfende Arbeit, ich wäre also für die Bewegung belastend. Ich sagte ihm, die NSDAP könne doch keine konfessionell festgelegte Partei sein, die nur einige soziale Punkte auf ihrem Programm mehr habe, als eine andere. Sie müsse weiträumig genug sein für Anhänger aller religiösen und philosophischen Bekenntnisse, die für eine soziale Gerechtigkeit wirklich zu kämpfen gewillt seien. Wir sprachen noch längere Zeit miteinander, ich versicherte Schachleitner meiner Hochachtung auch seiner Haltung gegenüber. Ich habe den alten Herrn danach nicht mehr gesprochen. Er starb, ohne daß ich nochmals eine Aussprache mit ihm haben konnte.

Von andern katholischen Geistlichen ist mir ein Dr. Müller, irgendwo vom bayerischen Land, in Erinnerung (noch vor Erscheinen meines

Buches). Er kam mehrfach auf die Redaktion. Mit ganz hellen Augen hinter Brillengläsern, glatt zurückgestrichenen Haaren, redelustig, immer, als ob er in allergrößter Eile sei. Er sprach öfter von den Wessenberger Reformversuchen im 19. Jahrhundert, vor allem aber immer wieder von einem neuen Liederbuch, das er zusammenstelle. Ein hochanständiger Mann, aber etwas mürbe gemacht durch die Kritik, die er dauernd von seinen kirchlichen Vorgesetzten erfuhr, die offenbar von seiner reformatorischen Ader unterrichtet waren. — Dann kam Pfarrer Dr. Roth. Ein kleiner, fast zarter Mann mit einem festen kantigen Kopf und ruhig blickenden Augen. Er war in nationaler Hinsicht sehr konsequent, und im Laufe der Jahre hatte er immer mehr an hemmender Dogmatik abgeworfen. Später war er im Erziehungsministerium tätig. Ein Professor der katholischen Theologie, Koch, hatte den Mut, sich von der wissenschaftlichen Seite her für mich einzusetzen und ein Buch darüber unter seinem vollen Namen zu veröffentlichen, eine sehr gelehrte, offenherzige Persönlichkeit. So habe ich manchen Mann aus anderem Lager gesehen und schätzen gelernt.

Einmal erzählte mir Rudolf Heß, sein Freund Prof. Dr. Haushofer sei vom Papst empfangen worden (also Pius XI.), der ihn nach dem „Mythus“ ausgefragt habe. Haushofer hatte nun aber das Buch gar nicht gelesen und mußte sich deshalb in der Antwort herumdrücken. Darauf habe er es in München vorgenommen: es sei doch interessant und beachtlich. Der „Mythus“ war kurz nach seinem Erscheinen auf den Index gesetzt worden. — Die Bücher, welche das Kopernikanische System lehrten, wurden erst in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts vom Index gestrichen. — — —

Von protestantischen Theologen habe ich nur wenige persönlich kennengelernt. Mit dem reformierten Pfarrer Wegener habe ich ein paarmal gesprochen (er war, glaube ich, der Verfasser des blauen Buches „Wir jungen Männer“, das um 1910 so großes Aufsehen erregte); ein außerordentlich freier Kopf, seine Predigten sollen stets sehr fesselnd und lebensnah gewesen sein. Ein Pfarrer, Dr. G. Schott, hatte sich sehr früh der Bewegung angeschlossen und wurde für manche Taufe, Hochzeit und Beerdigung herangezogen. Er schrieb schon 1923 ein „Volksbuch von Hitler“. Darin aber zerschnitt er die Persönlichkeit in einzelne Teile, als wenn er einen Bibelvers in Worte zerlegte und nun jedes einzeln prüfte. Ich konnte nicht recht warm mit ihm werden — und er wohl auch nicht mit mir. Später gab Dr. Schott ein Werk mit Auszügen aus Luthers Schriften und Reden heraus, das in erstaunlicher Weise die Größe Luthers

jenseits alles Zeitbedingten zeigte. Dafür bin ich ihm dankbar gewesen und wohl alle, die dieses Werk in die Hand genommen hatten. (Über die Persönlichkeit des Reichsbischofs Müller später, falls es mir möglich sein sollte, auch jene Zeit noch in diesen Blättern ins Gedächtnis zurückzurufen.)

★

Während Adolf Hitler in Haft saß, erhielt ich den Besuch von Frau Elsa Bruckmann, der Frau des Münchner Verlegers Hugo Bruckmann. Sie hatte Hitler besucht und wollte ihm in ihren Bekanntenkreisen später Zugang ermöglichen. Sie lud mich in ihr Haus ein. Dem Hause Bruckmann verdanke ich viele gesellige Stunden, viel Anregung und Entgegenkommen. Es war eines jener wenigen Münchner Häuser, die sich der jungen Bewegung öffneten. Das andere München war streng katholisch gebunden oder gehörte zu jenem geistigen Lager, das glaubte, in uns einen Gegner sehen zu müssen. Bruckmanns hatten ihr ganzes Leben lang Fühlung mit deutscher Geistigkeit, auch nach Bayreuth hin, gehalten. Hugo B. war es gewesen, der H. St. Chamberlain nach dessen eigener Feststellung zu den „Grundlagen“ angeregt und mit diesem Vorschlag in Ch.'s Seele geradezu einen Forschungsrausch hervorgerufen hatte. Auch Graf Keyserling war in seiner Jugend mit B.'s bekannt gewesen, später ging er merkwürdige Wege mit seiner „Schule der Weisheit“ in Darmstadt. Viele Jahre über hatte namentlich Frau Bruckmann Ludwig Klages (und Schüler) einen Zuhörerkreis geschaffen und war von dessen Lehre offensichtlich tief beeindruckt worden. Als ich nach näherem Kennenlernen der Klageschen Gedankenwelt einmal zu ihr sagte, er habe ein interessantes Aperçu ein Leben lang breitgetreten, war sie noch sichtlich persönlich etwas gekränkt. Aber sie hatte eine ehrliche Liebe für alles sich lebendig Regende und war am tiefsten ergriffen, wenn sie von ihrem gefallenen Neffen Hellingrath sprach, dem Neuentdecker Hölderlins. Sie gab mir die gedruckten Vorträge des so jung Dahingegangenen: sie waren wirklich schön und edel, bestes, nach Hellas und Germanien ausschauendes Deutschtum. Das war auch für mich ein Weg zum großen Sänger. Immer wieder habe ich den „Hyperion“ in die Hand genommen, immer wieder jene unsterblichen Hymnen gelesen, die eine antike Welt oberhalb der Hellenen erschufen mit einem Blick und einer Kraft, wie sie nur ein junges Genie zu haben vermag. Das Wort Hellingraths: Wir seien nicht nur das Volk Goethes, sondern auch Hölderlins, war kühn, aber groß und schön.

Hugo B. war ein geistig allseitig interessierter Mann, aber bedeutend zurückhaltender und bedächtiger als seine enthusiastische Gattin. Sehr intelligent und unterrichtet über die künstlerischen und geistigen Bewegungen, hatte B. ein gutes und scharfes Auge für Echtes und Gekünsteltes. Gleichmäßig freundlich und gelassen, bildeten er und seine Frau ein glückliches Lebensgespann. Seinem Hause haben alle viel zu danken und zu verdanken. Ich lernte hier den Historiker K. A. von Müller kennen; ein bedeutender Kopf deutscher Geschichtswissenschaft und glänzender Stilist, mit dem ich eine spätere Zusammenarbeit immer wieder gern angestrebt habe. Dann Geheimrat Domhöfer, den Direktor der Pinakothek, einen allseitig unterrichteten Kunsthistoriker; P r i n z h o r n , einen Schüler von Klages, traf ich da; er in voller Überzeugung, daß der Lehre seines Vorbildes die Zukunft gehöre. Ludwig Troost und Frau lernten wir hier kennen, beide ernste, von Kunst erfüllte Persönlichkeiten. Hitler fand zu Troost ein enges Verhältnis und übertrug ihm zunächst den Ausbau des Braunen Hauses, dann die großen Neubauten in München. Meiner Erinnerung nach habe ich auch Prof. P. S c h u l t z e - N a u m b u r g bei B.'s kennengelernt, eine Persönlichkeit, der die deutsche Baukunst für die Erziehung des Auges nicht dankbar genug sein könnte. Sein Werk war das erste, das mutig die Sünden der Industrierwerke vor aller Öffentlichkeit mit den Gegenbeispielen wahrer Baugesinnung bloßstellte. Daß Architektur, Natur und Technik wieder zur Einheit geführt werden, das war die aus seinem Werk sich ergebende kulturelle Forderung der Zukunft.

So mancher andere noch, der durch München kam (schließlich noch der ewige Wandervogel Hermann W i r t h), ist in Bruckmanns Salon gastlich aufgenommen worden. Ich habe meine Besuche bei Münchner Anwesenheit stets abgestattet und voller Dank an die Gastlichkeit des Hauses Bruckmann zurückgedacht. Er war später Direktor des Deutschen Museums und starb, seine Lebensgefährtin zurücklassend. Ich drücke ihr (wo mag sie jetzt sein?) in Gedanken die Hand.

Mein Leben spielte sich fast ganz in der Schellingstraße ab. Da der „VB“ längere Zeit zu Mittag erschien, fuhr ich täglich um 6 Uhr morgens in die Schriftleitung und aß auch nicht selten in der Umgebung zu Mittag. Der sogenannte „Schelling-Salon“ und die Osteria-Bavaria waren hier Treffpunkt von Gelehrten, Künstlern und Studenten. Namentlich die Osteria wurde ein Stammlokal für uns, als auch die Geschäftsstelle der Partei in die Schellingstraße 50, schräg gegenüber dem „VB“, einzog. Das Rückgebäude war ausgebaut worden, ein schlichtes Büro- und Arbeitshaus entstanden, das jahrelang gerade ausreichte, bis Hitler das Barlow-Haus

an der Briernner Straße erworben und als Braunes Haus von Prof. Troost ausbauen lassen konnte. Die Schellingstraße war eine auf die Ludwigskirche stoßende Wohnstraße, Beginn von Schwabing. Dort blieb ich bis Ende 1932. Hier war Eckart zuerst gewesen 1918/19, hier begann meine erste Arbeit, in dieser Straße sah ich Hedwig zum ersten Mal, hier weilte die Parteileitung mehrere Jahre, die Gasthäuser der Umgebung waren Orte vieler Gespräche, ein Stück Schicksal spielte sich für uns auf diesem kleinen Raume ab. Als ich München das letzte Mal besuchte, war das Vorderhaus von Müller und Co. durch Bombentreffer zerstört, im Rückgebäude konnte die Druckerei aber noch arbeiten. Später hörte ich, daß ein Luftschutzraum schwer getroffen worden sei, was viele Opfer gefordert habe; jetzt liegt auch wohl diese Stätte der Erinnerung an 14jährige Arbeit in Trümmern: unsere kleine Redaktion, die gemütliche Osteria mit der italienisch bemalten Wand und dem winzigen Hof und alles, was einst an eine Zeit voll Einsatz und Gläubigkeit erinnert hat. Max A m a n n hatte die Geschäftsführung des „VB“ übernommen. Daß sich hier Wünsche der Schriftleitung und des Verlags oft entgegenstanden, ist klar: wir wollten ausbauen, dieser mußte sparen, um keine Schulden zu machen. Dafür haben wir 4, dann 5 Schriftleiter aber wahrhaft fleißig gearbeitet. Wer jemals den Betrieb einer Tageszeitung kennengelernt hat, weiß, welch nahezu aussichtsloses Unternehmen es darstellen mußte, mit 4 Redakteuren, ohne Auslandskorrespondenten, fast ohne Honorargelder für gelegentliche Mitarbeiter, eine halbwegs konkurrenzfähige Zeitung herzustellen. Ein Vertreter in London, der aus seinem eigenen Vermögen einen großen Teil seines Lebens bestritt, dann ein Vertreter in der Schweiz — das waren die ersten Errungenschaften. Ein Korrespondent in Rom, schließlich eine kleine Redaktion in Berlin, als die Klagen aus der Reichshauptstadt über Verzögerungen gar zu deutlich wurden. Aber mit viel Mühe und Arbeit ging es doch vorwärts. W. W e i s s entlastete mich später vom unmittelbar technischen Betrieb und richtete sein Augenmerk auch auf die übersichtliche Gestaltung des Umbruchs, namentlich der ersten Seite, was bei dem von Hitler gewünschten repräsentativen Großformat nicht immer leicht war. Aber der „VB“ begann schließlich doch, sich einen Platz zu erkämpfen und auch dann zu behaupten, als ein Gau nach dem andern seine Gauzeitung gründete und an einer Verbreitung ein geringeres Interesse hatte als früher.

Mit Amann stand ich anfangs etwas gespannt, aber da er wirkliche Arbeit immer anzuerkennen bereit war, sind wir uns kameradschaftlich und dienstlich immer näher gekommen, so daß unser Verhältnis später

nie mehr getrübt wurde. Amann konnte gegen Menschen, die er nicht schätzte, oft sehr rauh sein, aber je größer der Verlag wurde, um so großzügiger kalkulierte er auch, bis die anfangs notwendige Atmosphäre des Kleinbürgerlichen immer mehr aus seiner Umgebung verschwand. Einen andern gewissenhaften Mann erhielt die Partei durch den Reichsschatzmeister F. S c h w a r z, den ich jetzt in der Schellingstraße näher kennen und schätzen lernte. Er hat die Verwaltung der Partei mit vorbildlicher Sauberkeit und Gewissenhaftigkeit geleitet, und unser Verhältnis ist mit den Jahren immer freundschaftlicher geworden. Namentlich nach 1933, wo ich oft dienstlich über seine Unterstützung meiner Arbeit mit ihm zu unterhandeln hatte. Trotz oft schwerer Krankheit ist Schwarz immer wieder auf seinem Posten geblieben und hat seine Pflicht mit ganzer Energie erfüllt. Er hatte den selbstverständlichen Wunsch, nicht nur als Geldgeber angesehen zu werden, sondern an der Arbeit der an ihn Herantretenden innerlich teilnehmen zu können. Wenn Schwarz in der Lage war, hat er wichtige Dinge immer gefördert, dann oft viel großzügiger, als der Unterstützungsuchende es selbst erwartet hatte. Zuletzt sah ich den schwer Herzleidenden im Internierungslager M o n d o r f, wo wir noch einmal der versunkenen Zeiten, ihrer Menschen, ihrer Stärken, auch unserer aller Schwächen gedachten, bis wir Mitte August getrennt wurden.

Hitler kam sehr selten zu mir auf die Redaktion, er reiste jetzt viel im Reich umher, um die in den Gauen hervortretenden Persönlichkeiten kennenzulernen und um dort zu sprechen. Er hatte nach und nach einen kleinen Kreis als Reisebegleitung gebildet, an den er sich gewöhnte. Ich bat ihn einmal, auch gelegentlich mitfahren zu können, da die Gefahr einer Fremdheit gegenüber dem politischen Leben außerhalb Bayerns bestehe, wenn ich dauernd am Redaktionstisch säße. Er sagte es zu, hat mich aber nicht aufgefordert, mitzutun, nur eine Reise machten wir gemeinsam mit Frau R i t t e r, einer Großtochter Wagners, nach Berlin. So bin ich dann nach und nach allein verschiedenen Aufforderungen nachgekommen, Vorträge zu halten: in Dresden, Hildesheim, Berlin, Heidelberg, Hannover usw. Da knüpften sich nach und nach persönliche Beziehungen zu den Männern, die in Mittel- und Norddeutschland, auf sich allein gestellt, im Glauben an ein neues Ideal, ebenfalls den Kampf aufgenommen hatten.

V. KAMERADEN UND GEGNER

Da taucht das Bild Carl R ö v e r s als eines der ersten vor meinen Augen auf, des 1942 verstorbenen Gauleiters von Oldenburg, Kaufmann, einst in Kamerun gewesen, empört über die Novemberrevolte, über Versailles, altes Stedinger Geschlecht. Hört von Hitler, lernt das Programm kennen, beginnt unter schweren, konservativen Bauern zu wirken, jahrelang ohne Echo, bis die Schalen zerbrechen und eine Umkehr eintritt. Oldenburg wird eines der ersten Länder mit einem nationalsozialistischen Ministerium.

Röver: vierschrötig, rauhe Stimme, geradeheraus und barsch, aber mit innerer Vornehmheit und tadellos sauberer Gesinnung, Einfachheit bis zum Schluß.

Oft bin ich in seinem Lande gewesen, trotzig wie die Bewohner und behäbig. Aber manchmal mit voll ausbrechender Froheit, wie ich sie sonst selten erlebte: auf einem Gauparteitag, als der Jubel bei der marschierenden SA und der Jugend kein Ende nehmen wollte.

Einmal auf einem Gautag das Stück „Stedinger“ von Hinrichs. Man zeigt mir die Kirche mit jener ausgestoßenen Ecke, an der die Stedinger vor dem Kampf ihre Sensen geschliffen hatten. Das Werk packte mich ungeheuer. Die alte deutsche Not: Bischofsherrschaft gegen Bauernfreiheit. Bremer kirchliche Söldner, Kreuzzügler gegen das eigene Volk aus Stedingen, bis die Stedinger unterliegen, sich aber nicht beugen: tot, aber nicht in die Knie, sagt der Gegner. Und das wirklich dramatische Ende: angesichts dieser Tapferkeit steht der Befehlshaber des Kreuzzuges allein, wirft sein Schwert auf die Erde und sagt: Der Teufel hole das Handwerk!

Röver will daraus ein Heimatfestspiel machen, ich unterstütze ihn. Alle 2 Jahre etwa können Hunderttausende dies ernste Spiel um deutsches Schicksal sehen. Ich trete dafür ein, daß das Stück n u r hier gegeben wird. Vor allem n i e auf hochdeutsch, selbst wenn man sich an die Mundart gewöhnen muß.

Oder ich sprach zu vielen Tausenden zur Sonnenwende. Dann saßen wir lange zusammen und sangen und sprachen: von Geschichte, von der Partei, von den gemeinsam Abgelehnten in unserer Mitte, von der Hoffnung auf ein blühendes Deutschland. Alles alte Kameraden in jugendlichem Alter.

Ob Röver im Lande beliebt war, ist schwer zu sagen. In der Emsgegend mit ihren Strenggläubigen wohl nicht. Erst jetzt kommt es mir voll zum Bewußtsein, daß ich zwar in den Gauen viele Menschen gesehen, zu

Tausenden gesprochen, aber die Tätigkeit des Alltags doch nicht genügend überblickt habe. Röver sagte mir und dem Führer: „In Oldenburg wird nur mit Rosenberg geschult. Das ist mir selbstverständlich.“ Röver, der sich stets sehr drastisch äußerte, sprach im gleichen Ton auch über sich selbst, wenn er erkannte, einen Fehler gemacht zu haben.

Später habe ich ihm — mit nur zwei andern — das Du angeboten. Die einzigen in der Partei.

Als Reichsstatthalter war Röver sehr stolz über die Vereinfachung seiner Verwaltung und glaubte, sie als Muster hinstellen zu können. Auch betonte er mit gleichem Stolz, daß er keine Klagen über Land und Leute in München vorzutragen hätte. Hier sei man eben eine Kameradschaft.

In Berlin dachte ich dann noch oft an das gastliche Haus Rövers im heiteren, gartendurchsetzten Oldenburg, an die treue Kameradschaftlichkeit bei so großen Unterschieden unserer Temperamente. Und doch: wir schätzten beide die gleichen und lehnten die gleichen ab. So war hier eine Sympathie entstanden, wie ich sie stets als Männerfreundschaft begriffen hatte.

Im Mai 1942 starb Röver an einer alten heimtückischen Krankheit, die er sich in den Kolonien zugezogen hatte. Ich befand mich gerade auf einer Reise in das damalige Reichskommissariat Ostland, als ein Telegramm vom Führer kam, ich solle beim Staatsbegräbnis die Trauerrede halten. Ich mußte meinen Aufenthalt um einen Tag abkürzen. Diese Tatsache hat mir wahrscheinlich das Leben gerettet, denn der Zug, der 24 Stunden später aus Kauen zur gleichen Zeit abgefahren war, als ich laut Fahrregelung die Stadt verlassen sollte, fuhr in eine gesprengte Stelle hinein. Ein Lazarettzug, glücklicherweise ohne Verwundete.

Und dann mußte ich meines alten Freundes gedenken, der unter jener Fahne, für deren Sieg er so selbstlos und treu gekämpft hatte, nun für immer ruhte. Und zum Schluß, da flocht ich die Worte jenes Liedes ein, das wir so oft gesungen hatten: von der Möwe, hoch im Sturmgebraus, — da ist meine Heimat, da bin ich zu Haus.

An seinem Todestag fand ein Jahr später an seinem Grabe in Oldenburg noch eine Gedenkfeier statt. Der neue Gauleiter Wegener begrüßte mich; er wisse, in welcher Freundschaft ich zum Verstorbenen gestanden habe. Er bäte mich, diese Kameradschaft dem Gau zu erhalten und, wenn möglich, auch ihm etwas davon zu gönnen.

Worauf ich lange mit den „Alten“ zusammenblieb, mit jener Wehmut, einen Mann im Grabe zu wissen, der auch ein Stück des eigenen Lebens bedeutet hatte.

Lieber Carl Röver! In diesem Jahr der Not habe ich immer an Dich gedacht, immer wieder pff ich Dein Heimat- und Freiheitslied vor mich hin, so daß die Mitgefangenen in Mondorf glaubten, ich kenne überhaupt nichts anderes. Und doch war es die dauernde Sehnsucht nach dem früheren Sturmgebraus der Freiheit, die mir, uns, Deinem schönen Lande, dem ganzen Reich genommen worden war.

Wir hatten sie einst ehrlich erkämpft, mit unserem Namen ist sie zugrunde gegangen.

Kann es ein fürchterlicheres Schicksal geben? Und warum mußte es so kommen?

*

Ein ganz anderer Mann, mit dem ich ungetrübt kameradschaftlich verbunden gewesen bin, war der Gauleiter von Westfalen-Nord, Dr. Alfred Meyer, Hauptmann im ersten Weltkrieg, Kriegsgefangener in Frankreich, Arbeiter, Angestellter in seiner Heimat. Seit 1923 Nationalsozialist, 1. Stadtverordneter der Partei. Nicht eine wuchtige breite Gestalt, sondern mittelgroß, schlank, dunkelhaarig, mit ruhigen, blauen Augen hinter den Brillengläsern. Ein überlegender, vorsichtiger Mann, der bei aller Festigkeit sich zu keinem Extrem verleiten ließ und seinen Gau sicher zum besten geführt hat.

Er hatte nur das Pech, eine Persönlichkeit im Gau zu besitzen, die zu unseren stärksten Gegnern gehörte, den Bischof Clemens August, Graf von Galen, den späteren Kardinal, der 1946, kurz nach Anerkennung seines Kampfes, gestorben ist. Eine jener Kraftnaturen, die nicht nur aus Tradition oder Überzeugung die kirchliche Laufbahn einschlugen, sondern auch um einst herrschen zu können. In Münster mahnte ihn jeder Stein an jenen Vorfahren, der die verdammten Ketzer unter die Füße trat und ein so großer Krieger war, daß Ludwig XIV. nur mit großem Respekt von ihm gesprochen haben soll.

Der Kirchenfürst von Galen war durchaus nicht ruhig und gelehrt, sondern böse, nicht mehr Menschen und Geister kommandieren zu können. Nach altbewährter Methode begann er also von Verfolgung zu predigen. Jeder kleine Vorfall einer Revolutionszeit erschien in grellem Licht; daß eine andere Zeit anders, auch ihrem Gewissen entsprechend, denken und handeln wollte, erschien ihm blasphemisch. Ohne jeden sonst doch vorhandenen Humor stand er knirschend einer neuen Welt gegenüber.

Als ich 1935 auf einem Gautag als Redner angekündigt war, schrieb er dem Oberpräsidenten einen Brief mit der Forderung, mir den Vortrag zu verbieten, weil dieser eine Christenverfolgung in Münster nach sich ziehen würde. Das war immerhin eine unverschämte Herausforderung, zeigt aber auch das wahre Denken: daß man, selbst an der Macht, niemals eine andere Gesinnung als die eigene zu dulden gewillt war und stets nach dem „weltlichen Arm“ gerufen hätte, um „Ketzer“, „Atheisten“ usw. zu vernichten. So ganz unschuldig ist die Kirche nicht an dem, was sich in Deutschland abgespielt hat, nur hat die Polizei Himmler-Heydrich, wie jetzt klar wird, später in unwürdiger, schikanöser Weise geantwortet.

Stolz war Dr. Meyer besonders auf seine Lippe-Wahlen vom Jahre 1933. Ihr Ergebnis zerstreute die letzten Hoffnungen von Papens und Schleichers auf Spaltung und Schwächung der NSDAP und bildete den Schlußstein der Entwicklung vom 24. Februar 1920 bis zum 30. Januar 1933. Ihnen zur Erinnerung fanden alljährlich Kundgebungen statt, wie es denn Meyer verstand, Gelegenheiten zu finden, um gute Vorträge zu haben und Gäste in sein Land zu ziehen. Als er eine Ausstellung über 10 Jahre Kampf in seinem Gau veranstaltete, entdeckte ich dort Schreiben und Geheiminstruktionen von mir aus dem Jahre 1924. Damals war die Partei überall in Bayern unter schweren Strafen verboten. Hitler auf Festung. Wie die Wahlen vorzunehmen seien, unter welchen Namen, mit welchen Kandidaten, das mußte besprochen werden. Diese Korrespondenz wurde unter Tarnaufdruck vieler nicht existierender Firmen ausgeführt.

Dr. Meyer liebte gute Formen und Zeremonien. Wenn ich oder ein anderer nach Münster kamen, versammelten sich Spitzen der Partei, des Staates, des Stadtrats im denkwürdigen Saal des Rathauses. Als mir später — als Antwort auf Galens Vorgehen — die Ehrenbürgerschaft der Stadt verliehen wurde, war das sehr feierlich aufgezo-gen. Meyer hatte eine große Verehrung für mich, aber anderer Art als Röver. Er redete mich immer als Reichsleiter an und hielt sich hier stets als „mittlere Instanz“. Seine dienstliche Loyalität hat ihm überall Sympathien eingetragen, in den „arrivierten Kreisen“ sah man ihn deshalb nicht als einen der „großen“ Gauleiter an — und deshalb war er einer der besten. Ich glaube sagen zu können, daß er sich in Westfalen selbst größter Achtung erfreute.

Öfter fuhren wir an einem Sattel-Meyer-Hof vorüber. Das sind jene Großbauern, deren Ahnen einst zum Dienst des Herzogs Widukind gehörten. Wenn einer von ihnen starb, hatte er das Vorrecht, daß sein Pferd in den Kirchenraum hineinschauen konnte. Und das war einer der

sympathischen Züge an Westfalen und Niedersachsen: die Liebe zum Pferde. Beim Fahren durch ihre Dörfer fiel es mir auf, daß aus einer Stall-Luke die Pferde auf den Hof hinausschauen konnten. Wie war das anständig in tiefstem Grunde: seinen Arbeitskameraden nicht im dunklen Stall zu halten, sondern ihn auch teilhaben zu lassen an den Vorgängen im Dasein seines Herrn. Da habe ich denn oft an den Bayard und die Liebe Reinolds zu seinem Pferde gedacht, ein Charakter, so weltenfern der Tierquälerei des Orients, daß es schon keiner exakten Rassenkunde bedurfte hätte, um fremde Seelen zu unterscheiden.

★

Ich habe mich 1934 bemüht, einige Gestalten der deutschen Geschichte in ihrer Bedeutung zu unterstreichen, darunter den Herzog Widukind. Ich sah in ihm durchaus keinen Rebellen gegen den „rechtmäßigen“ Kaiser Karl, sondern einen Verteidiger seiner Heimat, der ja nicht wissen konnte, was wir heute über Karl den Großen wissen. Er hatte durchaus recht, für seine Freiheit und sein Vätererbe zu streiten — und kämpfte schließlich für jene Werte, die später erst nach und nach wieder durch die Kruste römischer Dogmatik hindurchstießen. Es ist ein Wunder, daß nach der 200jährigen Verfemung der deutschen Sprache, seit Ludwig dem Frommen, diese sich überhaupt noch derartig Bahn brechen konnte — als Voraussetzung unserer Kultur. Wenn es nach dem Willen jener gegangen wäre, welche die furchtbaren Verfolgungsgesetze erließen, wäre es nie dazu gekommen. Und ich fand es geschichtlich ungerecht, etwas, was gegen den Siegerwillen geschah, diesem als Verdienst zuzuschreiben. Mit diesen Gedanken fuhr ich dann nach Enger. Ein heimeliges Fachwerkbau-Städtchen. Vor der schlichten Kirche ein scheußliches Bronzedenkmal des Herzogs. Ich beschloß, einmal ein anderes errichten zu lassen. Am bekannten Sarkophag legte ich einen großen Strauß von Heckenrosen aus einem Sattel-Meyer-Hof nieder. Ich muß auch heute daran denken, wie die jetzigen Sieger die Geschichte unserer Zeit schreiben werden und bedauere keinen Augenblick, den Herzog Widukind so verehrt zu haben.

Allerdings: auch diese Anschauung überschlug sich. Ich hörte, im Hager Theater würde ein Stück gegen Karl den Großen unter großem Beifall aufgeführt. Ich las und war entsetzt. Ein Mann aus Ludendorffs Kreis hatte hier ein Pamphlet verfaßt. Ich bat den stellv. Gauleiter von Westfalen-Süd, dies Stück absetzen zu lassen und erließ an die Partei ein Rundschreiben, sich nicht in Beschimpfungen Karls des Großen zu ergehen und

nicht die Prägung von Hermann Löns — „der Sachsenschlächter“ — zu gebrauchen. Ganz unschuldig war ich an der Fehlentwicklung nicht, weil ich in Verden an der Aller über den „ersten Dreißigjährigen Krieg“ und in Wildhausen, dem Geburtsort Widukinds, gesprochen hatte. Gegen die Einseitigkeit des Ludendorff-Kreises und Himmlers Umgebung meldeten sich mehrere Professoren, die unter dem Titel „Karl der Große oder Charlemagne?“ nachdrücklich die geschichtliche Größe Karls vertraten: des Germanen, nicht etwa des Franzosen. Mit Recht. Der Führer unterstrich das besonders auf dem Parteitag.

Trotz allem: Westfalen bleibt mir in der alten Herzogsgestalt teuer. Und auch noch aus einem besonderen Grunde. Von dort und aus Niedersachsen zogen einst Ritter und Reisige nach der Weichsel über die Düna — bis zur Narwa. Die Frucht dieses Niederdeutschtums in neuer Umwelt, mit späterem starkem schwedischem Einschlag und russisch beeinflusster Großräumigkeit, ist das Baltentum gewesen. Ich nenne hier nur einen Namen: Wrangel. Ein westfälischer Krieger kommt nach Estland und erhält dort das estnische Dorf Warangelase als Belohnung für seine Dienste. Er nimmt den Namen dieses Dorfes an. Dies Geschlecht zeugt: 4 Feldmarschälle (darunter einen schwedischen und einen preußischen), 42 Generale, 4 regierende Bischöfe und viele Gelehrte. Der letzte General, Baron Wrangel, verteidigt als letzter Befehlshaber das alte Rußland in der Krim.

Die Aa bei Münster hat einen Fluß gleichen Namens in der schönsten livländischen Landschaft. Schwarzenbek — las ich auf einem Schild in Mecklenburg: der Name einer kleinen Siedlung bei Reval. Meyendorff — ein Städtchen in Niedersachsen und der Name eines Geschlechts, das dem Zaren Minister und Botschafter hohen Formats schenkte . . .

Das alles wirkte mit, mir das Westfalenland besonders heimelig zu machen. Und so war ich denn oft in Münster, in Lage, in Bielefeld, freute mich an den Linden vor den Fachwerkbauten der Dörfer, der großen Höfe, der verborgenen Schlösser, der Häuser Paderborns und schließlich des Lipperlandes mit Teutoburger Wald und allem, was nun einmal zu diesem gehört.

Dr. Meyer war um das kulturelle Leben sehr besorgt, und hier suchte er sich diejenigen Unterstützungen, die er finden konnte: Grabbe-Wochen, Richard-Wagner-Verein mit Vorträgen über Kunst und Wesen Bayreuths, Kunstaussstellung in Oeynhausen, Heimatbünde und Volkskunde.

Daneben war er voller Liebe tätig für die Menschen des Industriegebietes und die Behebung ihrer Sorgen, hatte er diese doch am eigenen Leibe erlebt.

Als ich Ostminister wurde, bat ich Dr. Meyer, mein ständiger Vertreter zu sein. Er nahm diesen Posten sofort an und arbeitete sich fleißig in die neuen Probleme ein. Daß er nicht immer die jetzt einzunehmende Stellung einer Obersten Reichsbehörde ausfüllen konnte, da er zugleich auch Mittelinstanz blieb, erschwerte ihm seine dienstlichen Obliegenheiten.

Aber er blieb loyal und anständig all die Jahre hindurch, wie er es anfangs gewesen war.

Hätten wir nur überall solche „kleine“ Gauleiter gehabt!

Als die letzten Tage des Krieges bevorstanden, verabschiedeten wir uns. Er ging seinen Gau verteidigen. In Mondorf hörte ich, er sei tot. Gefallen? Freitod?

Das war ein echter Nationalsozialist!

★

Fuhr ich im Auto aus Münster nach Berlin zurück, so ging es durch Niedersachsen. Auch für diesen Stamm hatte ich eine große Sympathie, aber beim näheren Nachdenken muß ich gestehen, nicht sehr viele persönlich kennengelernt zu haben. Einer jedoch ist mir, noch aus der ersten Kampfzeit, besonders erinnerlich: Major D i n c k l a g e.

Er kam in den 20er Jahren nach München, packte sich Flugblätter, Broschüren usw. zusammen, sprach sich etwas aus mit jener festen kargen Liebe zur neuen Idee, die so viele der Besten auszeichnete. Und dann hörte man später, der Major radele von Dorf zu Dorf, rede und werbe die sturen Bauern für eine ihnen ungewohnte Sache. Auch den späteren Gauleiter Bernhard Rust kannte ich, Studienrat, plötzliches Temperament und labil in manchen Entschlüssen. Rückte vor, als Dincklage, zum Schaden der Bewegung, starb. Rust hat sich manches Verdienst erworben, aber zu näherer Kameradschaft zwischen uns ist es nicht gekommen. Als er Reichserziehungsminister geworden war, besuchte ich ihn einmal im Ministerium. „Parteigenosse Rosenberg“, sagte er, „eigentlich müßten Sie auf meinem Stuhl sitzen, Sie sind unser Lehrer, auch meiner, gewesen.“ Ich sagte, daß dies nicht richtig sei, in die große Einzelarbeit von Schulprogrammen, Personalien usw. wolle ich mich gar nicht hineinbegeben. Aber irgendwie bedauerte ich es später doch, weil die Tatsache einer möglichen Gesetzgebung ihr natürliches Schwergewicht hatte und Rust den fremden Kräften, die ihn später hin und her stießen, innerlich mit wenig Halt gegenüberstand.

Aus seinem Gau heraus hatte ich die Gedenktage für Niedersachsen veranstaltet, hier besonders unter Betonung der Gestalt Heinrichs des Löwen. Obwohl der Führer diesen als einen Rebellen ansah, ließ er ihm doch eine besonders würdige Ruhestätte im Braunschweiger Dom herrichten, der zur Staatshalle erklärt wurde. Er sah hier, auch in gewisser Korrektur einer Einseitigkeit, beide groß in die Geschichte eingehen: den Rotbart und den Löwen. Was ich zwar nie bestritten hatte — die Hohenstaufen verehrte ich sehr —, aber mich ließ das alte Problem der deutschen Geschichte nie ganz zur Ruhe kommen: Italienfahrt oder Ostpolitik? Oder beides? Ich habe die lange nicht abbrechende Aussprache darüber verfolgt: daß Rom eben doch Zentrum des damaligen abendländischen Glaubens war, Italien in die Flanken des Reiches stoßen konnte oder in fremder Hand Aufmarschgebiet gegen dieses werden mußte. Der Reichtum süddeutscher Kultur und das Blühen der deutschen Städte war aber das Ergebnis dieser Verbindung nach dem Süden. Von Sybel bis Hampe wogten die Meinungen hin und her. Und wenn es angesichts der Tatsächlichkeit der Geschichte müßig erscheinen mag, über diese Problematik zu streiten, so liegt im Zugeben der Möglichkeit einer anderen Entwicklung doch ein Recht auf diesen Austausch der Gedanken. Denn Deutschland reichte doch praktisch schon bis zum Peipus-See! Die Niedersachsen stießen immer wieder neu vor nach jenem Osten, der einst beim Abmarsch der Goten, Burgunder, Vandalen von Slawen besiedelt worden war. Konnten nicht die Alpen genügend geschützte Grenze bleiben?

Sollte man nicht die ganze Volkskraft auf die Wege Geros schicken?

Ich habe jedenfalls meine Meinung zur Betrachtung dieser einstmaligen Möglichkeit nie verhehlt, auch als die gleiche Problematik in der Form: Kolonialpolitik oder Ostraumpolitik, im 19. Jahrhundert auftrat. Hatten nicht die Bajuwaren die Ostmark geschaffen? War das nicht das richtige Beispiel? Durfte man zwischen Preußen und Livland den litauischen Keil zulassen und damit jegliche bäuerliche Wanderung vernichten? Jedenfalls: die Kraft des Deutschen gab nach, der Osten rückte vor. Ein Ergebnis des ersten Weltkrieges. Und der heutige Vormarsch Moskaus, vorläufig — bis zur Elbe. Und über Weimar hinaus. Einem Deutschen Reich von Aachen bis zum Peipus-See wäre das nicht geschehen.

Das aber sind jetzt müßige Gedanken. Das Schicksal hat in furchtbarster Weise anders gesprochen. Jetzt geht es überhaupt nicht mehr um Größe und Macht, sondern um Leben und Überleben.

An alles Historische habe ich denken müssen, wenn ich in Goslar, Hameln, Hildesheim, Braunschweig war, auf der Burg Dankwarderode oder später in der Staatshalle am Grabe des Löwen sprach. Ich liebte die Fachwerkbauten, die kleinen Städtchen, aber auch das großzügige Hannover. Ich habe manchmal angehalten, mir die geschnitzten Sinnbilder und Sprüche angesehen, um hier ein Wesen deuten zu können, das die Kirchen so gar nicht geliebt haben. Ein solcher Spruch ist mir dabei besonders im Gedächtnis geblieben: „Meinen Freunden und meinen Feinden gebe Gott, was sie mir gönnen.“

Von Münster kannte ich eine Inschrift, die wohl das höchste ist, was von germanischer Moral ausgesagt werden kann: „Ehre ist Zwang genug.“

Oft habe ich daran gedacht, mir in Niedersachsen einen kleinen Hof zu erwerben, aber ich vermißte das Wasser. Es brauchte nicht das Meer zu sein, aber eine spiegelnde Wasserfläche, umrandet von Wäldern — Vorstellungen aus Estland, die ich mit mir herumtrug.

Ich suchte deshalb lange in der Mark Brandenburg, bis ein zufälliges Angebot mich an den wunderschönen Mondsee verschlug, eine Stunde Autobahn bis zum Chiemsee, wo ich im Aufbau der „Hohen Schule“ mein Alter verbringen wollte. Allerdings in einer menschlichen Umwelt, die ich nicht ganz zu ergründen vermochte, weil ich — es war Krieg — fast nie auf meinen Hof fahren konnte.

Eine stille Liebe für Niedersachsen ist mir stets geblieben.



Ein Gauleiter, mit dem ich vielleicht am längsten bekannt gewesen bin, war Martin Mutschmann. Dieser brachte die Probleme auf eine stets vereinfachte Form, sehr bestimmt und robust. Ging zur Politik im vollen Bewußtsein, durch dann sicher einsetzenden Boykott seine Textilfabrik zu verlieren. Was dann auch prompt eintrat, aber den guten Martin in keiner Weise in seiner Hauptstadt Plauen erschütterte. Das war jene Stadt im Vogtland, um die herum einst Max Hölz das Land mit seinen Banden bolschewistischer Art terrorisiert hatte. Eine rote Hochburg. Sie marschierten denn auch oft an Mutschmanns, „des Großkapitalisten“ Haus vorüber im Sprechchor: „Nieder mit Mutschmann!“ Was seine Frau dann sehr mitnahm, ihn aber offenbar nicht, wie er mir sagte, als ich in Plauen in einer Versammlung gesprochen hatte. Mutschmann kam aus der Schule seines Landsmannes Theodor Fritsch, er sah deshalb

etwas zuviel Juden. Aber er war auch ein Mann mit wirtschaftlich und organisatorisch praktischem Verstande. Seine Sachsen hat er stets gut diszipliniert, seine Partei war immer in bester Ordnung.

Ich hatte ihn schon auf unserem ersten Parteitag Ende Januar 1923 kennengelernt. Er sagte mir später, als er meinen Vortrag gehört hatte, das ist mein Mann. Als er nach der Machtübernahme nach Dresden zog, begann sein Dauerkampf gegen Berlin, gegen die Berliner Wasserköpfe. Seine polternde Kritik und mehr als ungeschminkte Redeweise auf den Gauleitertagungen veranlaßten den Führer, diese Tagungen auf Vorträge ohne öffentliche Aussprachen zu beschränken. Leider!

Ich habe mich mit dem Rauhbein stets gut vertragen und unsere 20jährige Kameradschaft ist ungetrübt geblieben. Allerdings — wenn wir dauernd zusammen gewesen wären, hätte es vielleicht Funken gegeben. Seine Minister werden nichts zu lachen gehabt haben. Kleine Intrigen haßte er so, daß er nicht lange Erziehungsversuche machte, sondern die Leute hinausfeuerte. Seine Kreisleiter lebten in der Furcht des Herrn wie die Beamten einst zu Zeiten des Starken August. Aber er hatte eine weiche Seele, wie alle diese Kraftnaturen, und deshalb konnte er lachender, herzlicher Freund sein.

In den letzten Jahren suchte er sich ein besonderes Erziehungsgebiet. Er fand, daß die Sachsen in Witzblättern, Operetten und Lustspielen immer sehr schlecht wegkämen. Er war darüber angesichts so großer Leistungen ehrlich erbost. Es sei doch unmöglich, daß ein ganzer Volkstamm zum Spott aller hingestellt werde. So verbot er dann für sein Königreich den „Raub der Sabinerinnen“, der Striese hatte ihm gar nicht gefallen. Auch die Sprache, sagte er, die man so verspottete, sei ja nicht sächsisch, sondern bloß eine Leipziger schlechte Angewohnheit. Im Vogtland zum Beispiel spreche man ganz anders. Ich fand, er sagte das ziemlich „Leipzigerisch“, blieb aber ernst; es gibt eben Dinge, die komisch, aber schmerzhaft sind. Mutschmann begann also Sprachkurse einzurichten, um die Leipziger Anomalie den anderen abzugewöhnen — ob er Erfolg hatte, vermag ich nicht zu sagen.

M. war einer der erbittertsten Gegner des sich abzeichnenden Kurses eines von Himmler bestimmten Regimes. Mit den höheren SS- und Polizeiführern lebte er in steter erbitterter Fehde. Sein gesunder Instinkt ahnte hier eine große Gefahr für Partei und Staat. Ich betrachtete ihn für später als einen der Partner im Kampf um eine Parteireform. Wie groß die Gefahr war, begannen wir erst im Kriege zu spüren, jetzt wissen wir es. Und ausgerechnet von Himmler hörte ich einmal den eben er-

wähnten Spruch aus Münster zitiert: Ehre ist Zwang genug. Für ihn selbst offenbar nicht.

Auf der Grillenburg, dem Jägerheim bei Dresden, bin ich etwa dreimal Mutschmanns Gast gewesen, zuletzt noch, als die roten Truppen schon in Schlesien waren. Da haben wir uns zum letztenmal im Leben gesehen. Als wir aus allen Enden Deutschlands nach Mondorf gebracht worden waren, fragten wir einander über das Schicksal der andern aus. Von Mutschmann kam folgende Nachricht: beim Einmarsch der Sowjets hätte er sich verborgen gehalten. Später sei er durch Verrat entdeckt worden. Darauf habe man ihn nackt ausgezogen und auf einen Denkmalssockel gestellt, dort eine ganze Nacht unter dem Gejohle der Kommunisten festgehalten. Mutschmann, der sehr schwer herzleidend war, hätte dann einen Herzschlag erlitten und wäre gestorben.

Was in dieser Natur vorgegangen sein muß, konnten wir uns alle denken.

Ich grüße den alten Martin Mutschmann im Gedenken an seine gerade Treue und unbestechliche Ehrlichkeit in einem Kampf, an den er Existenz und Leben gesetzt hatte. Um D e u t s c h l a n d s willen, man mag sagen was man will, aber es w a r eben einmal so.

*

Als wir ganz am Beginn des Kampfes standen, kamen auch manche blutjunge Burschen nach München zu mir in die Redaktion, um Auskunft zu erhalten über Hitler, über das Programm. Sie s u c h t e n — wie Millionen andere. Darunter auch einer mit einem Jungengesicht, aber schon damals mit klarem sachlichem Blick. Es war Karl K a u f m a n n, der spätere Gauleiter von Hamburg. Kein Mensch der Massenversammlung oder der Feder, aber ein zäher, überzeugender Werber mit innerem Feuer. Er mag über dies und jenes gestolpert sein, aber alles, was ich später über ihn hörte, war, daß „Karl“ sogar den Hamburger Patriziern Respekt abgerungen hatte und die Interessen dieser Hansestadt zu Hause und in Berlin gut zu vertreten verstand.

Unsere Kameradschaft bestand mehr aus der Entfernung. Er war ein sehr genauer Leser meiner Schriften gewesen und lud mich immer wieder nach Hamburg ein. Ich war dann auch in dieser großzügigen, schönen Stadt und habe dort mehrmals gesprochen. Am Abend, im engen Kreis seiner Mitarbeiter, wurde oft der Zustand der Partei beredet, wobei e i n e Person im Zentrum allgemeiner Kritik stand — Dr. G o e b b e l s.

Karl Kaufmann stand dem Theatralischen ebenso feindlich gegenüber wie ich.

Gern wäre Kaufmann 1941 Reichskommissar in den Ostgebieten geworden. Ich hatte nicht an ihn gedacht, da Hamburgs Gesicht eindeutig nach dem Westen gerichtet war und schon damals von feindlichen Bombern angegriffen wurde. Er ließ deutlich bei mir anfragen, aber die Entscheidungen waren mittlerweile gefallen. Er verfolgte später die Ereignisse voller Empörung gegen Koch und sagte mir einmal: „Hätte man mich dahin geschickt, Parteigenosse Rosenberg, dann hätten wir im Osten zusammen etwas Anständiges aufgebaut.“

Während des Zusammenbruchs führte er selbständige Unterhandlungen über die Kapitulation Hamburgs. Neulich kam ich, aus der Verhandlung beurlaubt, in das Gefängnis, da sah ich Karl Kaufmann vor mir gehen. Zusammengebrochen, von einem Gefangenen unterm Arm mehr gezogen als geführt. Das brachte mir unseren ganzen Zustand bildlich vor Augen. Ich nahm an, Kaufmanns innere Kräfte hätten während einer der jetzt laufenden Vernehmungen versagt. Er hat sich aber wieder erholt und im Zeugenstand des Prozesses die Gauleiter würdig vertreten.

An Kaufmanns Gau grenzte das Gebiet seines später erbitterten Gegners: Hinrich Lohse in Schleswig-Holstein. Als 1924 der sogenannte Völkische Konflikt zwischen NSDAP und der DV Freiheitspartei tobte, fand in Weimar eine Besprechung der Nationalsozialisten statt, um über Verschmelzung oder nicht eine Ansicht zu äußern. Ich hatte mich, genau begründet, dagegen ausgesprochen und den Zorn Ludendorffs erregt. Aus dem Norden waren nun einige gekommen, die Hitler nie gesehen hatten, aber auf ähnlichen Wegen wie wir begriffen waren, den „VB“ lasen und meine „Wesen, Grundsätze und Ziele“ in der Hand gehabt hatten. Mit denen saß ich also zusammen, unter ihnen auch der Holsteiner Bauernsohn Hinrich Lohse.

In späteren Jahren hat er mir immer wieder gesagt, damals in Weimar hätte er erstmals von mir Genaueres über Hitler, seine Reden, die Feldherrnhalle, das Programm gehört. Seit diesen Tagen sei sein Entschluß endgültig gewesen. So ging er denn zu seinen dickköpfigen, mißtrauischen Bauern, die, ähnlich wie in Oldenburg, gegen ein Wort, das den Begriff „Sozialismus“ enthält, sich innerlich wappneten. Es dauerte lange, bis die Widerstände zu schmelzen begannen, aber es gelang auch hier.

Lohse war ein Mensch von natürlicher Klugheit und in vielem mit gutem Instinkt. Leider versteifte er sich aber dann in aller kleinsten Fragen,

aus Bockigkeit konnte verbissene Gegnerschaft werden, so daß er sicher brieflich, auf Entfernung, schwer zu leiten gewesen wäre.

Ein Mensch mit allen seinen guten aber auch hemmenden Eigenschaften. Als die von mir geförderte „Nordische Gesellschaft“ in Lübeck jährlich eine große Tagung hatte und Lübeck dem Gau Lohses zugeschlagen wurde, ergab sich eine nähere Zusammenarbeit. Die Freude, an der kulturellen Verständigung zwischen dem Reich und Skandinavien (mit Finnland) zu wirken, hat unsere Arbeit getragen. Und ich glaube, daß alle Gäste sich wohlgeföhlt haben, als sie im Lübecker Rathaus saßen, ein Schauspiel am Abend auf dem Markt erlebten, ein Nachtkonzert in der Marienkirche, Ausflüge nach Travemünde, Geselligkeitsabende in der Gemeinnützigen Gesellschaft. Später luden wir skandinavische Gelehrte und Künstler zu Vorträgen nach Deutschland ein. Eine Zeitschrift, „Der Norden“, vermittelte dem interessierten deutschen Publikum Vorgänge aus den nordischen Staaten, und eine Korrespondenz förderte auch die wirtschaftlichen Beziehungen. Das alles wurde mir im Nürnberger Prozeß auch als Teil einer „Verschwörung“ zur Last gelegt.

*

1937 erhielt ich als erster Lebender den neuen „Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft“ auf dem Parteitag verliehen. Goebbels mußte dies mit innerem Widerstand, aber äußerer Beherrschung unter dem nicht endenwollenden Beifall der gesamten Parteiführerschaft bekanntgeben. Mit diesem Preise hatte es folgende Bewandnis, was ein Stück weltgeschichtlicher Psychologie und der Kriegsursachen in sich birgt.

Das Nobel-Komitee hatte 1936 (oder 1937) den Friedenspreis einem Carl von Ossietzki zugesprochen, dem in Haft befindlichen ehemaligen Herausgeber der weitverbreiteten Zeitschrift „Die Weltbühne“. Das war eine freche Herausforderung des Reiches, sicher nur darauf abgesehen, den Kampf gegen uns nicht einschlafen zu lassen. Denn über diesen Ossietzki wußten die andern ebensogut Bescheid wie wir. In dieser „Weltbühne“ wurde bis 1933 alles, was irgendwie den Deutschen heilig sein mußte, mit Kot beworfen. Vor allem durch den besonders hervorgehobenen jüdischen Hauptmitarbeiter Dr. Kurt Tucholsky, der unter fünf verschiedenen Namen arbeitete. Hier wurden die deutschen Soldaten „professionelle Mörder“ genannt; von der Germania hieß es, sie sei die Jungfrau, die mit jedem bis zum Feldwebel abwärts gehurt habe; doof sei doof und deutsch sei deutsch, da hülfen keine Pillen. Es

wurde erklärt, der Soldat könne auch nach v o r n e fliehen. Die Zeitschrift nehme sich das Recht, jedes Vergehen gegen den Versailler Vertrag in ihren Blättern bekanntzugeben. Als auf Befehl der 3. Internationale ein Proteststurm gegen die in den USA zum Tode verurteilten Raubmörder Sacco und Vanzetti angeblasen wurde, erklärte die „Weltbühne“, wenn einst das sich erhebende Proletariat alle Justizpaläste in Trümmer legen werde, würden die Namen Saccos und Vanzettis auf Goldgrund gemalt werden wie einst die Namen der christlichen Märtyrer.

So ging das 14 Jahre lang. Schließlich wurde selbst in der Weimarer Republik Ossietzki wegen erwiesenen Landesverrats zu mehreren Jahren Zuchthaus verurteilt, in dem er zur Zeit der Machtübernahme saß. Einem solchen, im Volk dauernd Haß säenden Landesverräter den Friedens-Nobelpreis zuzuerkennen, war eine Herausforderung des Deutschen Reiches. Der Führer verbot deshalb jegliche Annahme dieses Preises und stiftete den „Deutschen Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft“.

So kam es zur Verleihung in Nürnberg. Zugleich erhielten ihn W. Filchner, Geheimrat Bier und Geheimrat Sauerbruch.

Als die Frage der Ostverwaltung an mich herantrat, dachte ich an Lohse als evtl. Reichskommissar für das Baltikum. Lübeck verband eine alte Tradition mit Riga und Reval. Lohse selbst schien mir behäbig genug, um dort nichts zu überstürzen und auch das persönliche Verhältnis schien eine gute Zusammenarbeit zu sichern. „Ich will nichts anderes sein, als dein politisches Echo“, betonte er, sicher ehrlich und in bester Absicht. Aber bald wollte er, unter Einfluß einer Gruppe von Personen, alles besser wissen. Die manchmal berechtigte Kritik an einigen Verwaltungsrichtlinien des Ost-Ministeriums wurden zum Anlaß zunächst einer Dauerabwehr gegen Dr. Meyer, dann, von Koch unterstützt, auch gegen mich. Die alte Tendenz der Territorialgewalt gegen die Zentrale setzte auch hier ein. Aber das alles ist ja nicht so wesentlich. Das Ostland wurde im Grunde nicht so schlecht verwaltet, und als ich Lohse Ende April 1945 in Flensburg wiedersah, begruben wir, was zwischen uns gestanden hatte.

*

Eine der nobelsten Gestalten unter den Gauleitern war Eggeling in Halle-Merseburg. Ein schlanker, formvollendeter Mensch, untadelig in seiner Gesinnung. Schmäler Schädel, fast weißhaarig, mit lebhaften hellbraunen Augen. Angeregt von der Atmosphäre der alten Universität Halle, bemühte er sich, das wissenschaftliche Interesse allgemein zu

fördern, darin besonders unterstützt durch den Oberbürgermeister Dr. Weidemann und durch den langjährigen Rektor Prof. Weigelt. In der Enttäuschung über das Erziehungsministerium war Eggeling öfters bei mir und bat mich, gleichsam ein gewisses Protektorat über die Universität zu übernehmen, gründete die Hallische Wissenschaftliche Gesellschaft, stiftete einen Preis auf meinen Namen. Ich sagte ihm, er solle im Ministerium selbst offen über seine Bitten sprechen, u. U. könnten der Universität nur Ungelegenheiten aus ihren Bemühungen erwachsen; was er auch tat. Darauf baten mich die Dekane aller Fakultäten, der Universität Halle doch eine besondere Förderung zuteil werden zu lassen. Ich sollte doch durch eine Rede jedes Semester eröffnen. Das war nun für mich eine Neubelastung und ein Versprechen konnte ich nicht geben. Aber immerhin habe ich in der Aula mehrere Vorträge gehalten: über Wissenschaft und Glaubenslehre, über die Lebensphilosophie von Klages u. a.

Als ich vorläufige Außenstellen der künftigen „Hohen Schule“ errichtete, verlegte ich eine nach Halle: für Religionswissenschaft. Diese sollte einst zwei Themen sachlich einwandfrei erforschen und darstellen: eine Geschichte der deutschen Frömmigkeit, ohne diese an den theologischen Beruf zu binden, das heißt den Mönch Gottschalk ebenso wie Nicolaus Cusanus, Paracelsus bis zu Goethe und Lagarde. Dann: die Entstehung des Christentums in der hellenistischen Umwelt.

Eine Handbibliothek wurde nach und nach angeschafft, in der Moritzburg vorläufige Räume hergerichtet, eine Zeitschrift übernommen und unter dem Titel „Religionswissenschaft“ neu herausgegeben. Bis auch das mit allem andern versank.

Rektor Prof. Weigelt war Ur-Geschichtsforscher. Er zeigte uns sein Museum mit den Funden von Krokodilnestern aus dem hallischen Boden. Er sah die Welt mit anderen Zeitmaßen. Schwerekriegsbeschädigt, hielt er sich doch stets aufrecht und war eine jener unbedingten Naturen, wie ich sie nicht oft getroffen habe.

In der Beurteilung einer in manchem unglücklich verlaufenden Parteientwicklung waren Eggeling und ich einig, aber er hielt sich, seiner Natur gemäß, in wertenden Ausdrücken sehr zurück. Ende 1944 folgte ich seiner Bitte, um zu Offizieren und Soldaten in einer Flughalle über den europäischen Gedanken zu sprechen. Ich wunderte mich beim Durchfahren der Stadt, diese trotz so vieler Angriffe auf die Leuna-Werke fast unversehrt zu finden. Als ich Halle verließ, war das der letzte Händedruck, den ich mit Eggeling wechseln konnte. Es war vom FHQ der Befehl ergangen, daß jeder Gauleiter in seiner Stadt diese zu verteidigen habe.

So furchtbar das in einem solchen Kriege war, noch wurde dieser Befehl durchgeführt, und unwiederbringliche Verluste an Kulturgütern sind die Folge gewesen. Vom Gau Eggelings hörte ich noch, sein stellvertretender Gauleiter sei an das FHQ herangetreten mit der Frage, ob man sich nicht aus der Stadt absetzen solle. Darauf: Ausschluß aus der Partei. Eggeling fiel selbst dann in seiner Gaustadt Halle. Eine in sich geschlossene, untadelige Persönlichkeit. Und an Eggeling habe ich immer gedacht, wenn das Negative sich zu breit zu machen begann. So starb er für das Reich, wie er für Deutschland gelebt hatte.

Mit den Gauleitern des Westens war das Verhältnis weniger persönlich. Nur bei B ü r c k e l schlug jenes Gefühl gegenseitigen Verständnisses, das über sonstiges gutes Verstehen hinausging. In ihm lebte die „besonnte Erde“, die „eingefangene Sonne“, d. h. der Wein, in seinem ganzen spritzigen, ausladenden Wesen. Ein Mann der schicksalsbedrohten Westmark des Reiches. Überall in seinem Gau Burgen als Ruinen, Zeugen des vielhundertjährigen Mélacismus, der das Deutschtum bedrohte und symbolisch aus dem Schloß zu Heidelberg spricht. Ein schönes, sonniges Land, in dem man aber geboren sein muß, mir nicht so innerlich zugetan wie die Häuser und Menschen Westfalens. Bürckel blieb die ganzen Jahre der einfache Mann, der er in der Kampfzeit gewesen war. Höhepunkt war die Abstimmung im Saargebiet, die 98 % für das Reich brachte. Eine wunderbare Stimmung, als in Saarbrücken dieser Sieg gefeiert wurde gegen jene Schikanen, welche die Verfasser des Versailler Diktats sich auch gegenüber dem Saargebiet ausgedacht hatten. Damals legte die französische Delegation eine lange Liste mit Unterschriften vor mit der Behauptung, daß es im Saargebiet 150 000 Franzosen gäbe. Daraufhin wurde das Land den Franzosen zur Ausbeutung übergeben mit der Festlegung einer Abstimmung nach 15 Jahren. Obwohl später der Nachweis der Fälschung der Unterschriften erbracht wurde, änderte dies am Schicksal des Saargebiets nichts. Ein Zeichen mehr für den Geist, der soviel Unheil über die Welt heraufbeschworen hatte und noch größeres Unglück über alle Völker bringen sollte.

Auf Reichs- und Gauleitertagungen haben wir uns stets herzlich gesprochen, bei aller sicher nicht jedem angenehmen Unbekümmertheit, Abneigung gegen krumme Wege des Propagandaapparats, saftige Kritik an manchen Erscheinungen des auch durch uns nicht überwundenen „Asphalts“ der Reichshauptstadt.

Dann sah ich Bürckel nochmals in Wien, wohin er berufen worden war, um die organisatorischen Probleme des Anschlusses zu leiten und zu überwachen. Hier kam er in komplizierte Verhältnisse, man warf ihm ein Intrigieren gegen Seyß-Inquart vor, Unverständnis gegenüber der Wiener Psyche usw. Ich kann darüber nicht urteilen, glaube aber wohl, daß der Mann der Weinstraße nicht in die Diplomatentradition Wiens und die ehrgeizgeladenen Bestrebungen dieser Zeit nach dem ersten Freudenrausch hineinpaßte. Als ich mit ihm in einem kleinen Lokal in Baden bei Wien einen Abend verbrachte, war er müde, aufgerieben. Es war dann richtig, daß er wieder zurückging. Auf dem Höhepunkt des Krieges starb er an Herzschwäche.

Im Auftrage des Führers hielt ich die Gedächtnisrede zum Staatsbegräbnis. Ich hatte nie mit dem Führer über mein Verhältnis zu dem einen oder anderen Gauleiter gesprochen, aber offenbar hatte er Berichte darüber erhalten. Er verfügte übrigens über seelische Antennen sehr feiner Art und wußte z. B. bei mir, wenn ich zu einer Sache schwieg, daß ich sie ablehnte, tiefer als wenn ich darüber debattiert hätte. So kam ich denn am Morgen an, sprach der Witwe mein Beileid aus, und erlebte gleich darauf einen Luftangriff. Von der Anhöhe aus sah ich ein blitzendes amerikanisches Bombengeschwader gänzlich ungestört über Neustadt hinwegbrausen. Wenige Kilometer abseits wurde der Flugplatz mit Nachbardorf angegriffen. Rauchwolken und große Feuerzungen zeigten uns die Wirkung. Ob der Angriff uns goltelte hatte? Dann flogen die Bomber ruhig in bester Formation zurück.

Nun war auch dieser Kamerad von uns geschieden. Er und Röver starben mitten im Kampf, im vollen Glauben an die gute Sache und an den Sieg des Reiches. Das Schicksal von uns ist ihnen erspart geblieben.

Die Nacht verbrachte ich im stillen unberührten Heidelberg. Melancholisch stieg ich mit meinem Begleiter die enge Stiege zum Schloßpark hinauf. Hier war ich in glücklicher Zeit einmal beim ersten Autoausflug mit meiner Frau gegangen. Im Hof hörte ich an einem wunderbaren Abend die IX. Symphonie.

Dann im Zug nach München. Es war trübe, sonst wurden die Züge oft von feindlichen Tieffliegern angegriffen. In Augsburg großer Halt, Einfahrt nach München gesperrt: am Mittag Großangriff! Wir erhielten von der Partei ein Auto und fuhren los. Aber gesprengte Straßen, verwirrte Drähte der Straßbahn, hohe Steinhaufen, gänzlich dunkel. Nach vielen Umwegen tasteten wir uns in die Stadt durch. Wo früher Straßen waren, lagen jetzt nur Schutthalden zur Rechten und zur Linken. Das alte schöne

München! Ich sah es am nächsten Morgen: schwer verwundet, sprach in dienstlichen Dingen F. X. Schwarz, dann ging es nach Berlin zurück.

★

Mit Simon (Koblenz) und Grohé (Köln) verbanden mich Sympathien, ohne jedoch so herzlich zu werden, wie bei den andern Genannten. Florian in Düsseldorf suchte ehrlich meine Kameradschaft und ich habe sie stets ungetrübt mit ihm gepflegt.

Von Florian hörte ich im April 1945 eine Ansprache im Rundfunk. Danach war er in Gefangenschaft geraten, sei aber entflohen und stehe jetzt wieder auf dem Posten als Verteidiger Düsseldorfs. Später erfuhren wir, die Anglo-Amerikaner hätten ihn erneut gefangen und erschossen.

Nachdem er erlebt hatte, daß ein Sohn als Flieger halbverbrannt über seiner Stadt abgeschossen worden war, beschloß auch er sein Leben im Kampf für eine große Idee, der wir alle gedient hatten.

Je tiefer ich mir durch diese Zeilen Rechenschaft über Mitkämpfer aus versunkener Zeit abzulegen versuche, um so bewußter wird mir, wie fest gerade das gute Verhältnis zu vielen Gauleitern gewesen ist. Der von Baden, Wagner, hatte einst als Leutnant die Erhebung des 9. 11. 1923 mitgemacht und war auch später treu bei der Bewegung geblieben. Er war der zurückhaltendste von allen Gauleitern, schmal und gut geschnitten, wortkarg, aber ich glaube, innerlich lebendig und glühend. Karlsruhe blieb mir als Stadt fremd, um so mehr empfand ich alles nach, was jene gefühlt hatten, die einst in Straßburg waren. Hier war Wagner während des Krieges Chef der Zivilverwaltung. Ich sprach in einer großen Halle — wie im alten Reich. Nachher Vorbeimarsch, als ob hier seit Jahren eine NSDAP bestanden hätte. Es wird behauptet, alles sei zwangsweise geschehen; ich glaube es nicht. Daß die Elsässer nicht alle Deutschland liebten, ist sicher. Die Härte des Krieges war auch nicht angetan, Gefühle der Sympathien zu stärken, kleinliche Maßnahmen, von denen hier im Prozeß vieles berichtet worden ist, mögen die Stimmung verschlechtert haben, aber es war eben doch trotz aller Französisierung urdeutsches Land. Mit merkbarer Freude erzählte mir der Bürgermeister, er habe jetzt in Kolmar nicht nur ein Schauspiel, sondern auch für eine Oper gesorgt. Mitten im Kriege eine Sorge der „Hunnen“.

Robert Wagner wurde später von den Franzosen gefangengenommen und zum Tode verurteilt.

Die Mélacs sind unbestraft durchs Leben gegangen.

Jakob Sprenger in Frankfurt am Main hat es schwer gehabt. Nimmermüde hat er gekämpft und kam dann nach Peter G m e i n d e r s Tod (1931) an die Spitze des Gaues. Eine Persönlichkeit unmittelbarer praktischer Natur, kantig und oft gutmütig zu gleicher Zeit. Er legte besonders Wert auf weltanschauliche Schulung und bat mich, doch öfters zu seinem Gau zu sprechen. Ich hörte, er habe nun selbst die Beamten zusammengerufen und habe ihnen deutlich die NS-Weltanschauung beigebracht. Ich ahnte ungefähr, wie das abgelaufen war und welche inneren Reaktionen bei den Eisenbahnpräsidenten, Staatsanwälten usw. die notwendige Folge gewesen sein mußte. Hier zeigte sich eine Schwierigkeit, die nicht nur beim ehrlichen Sprenger festzustellen war: das notwendige Zeitmaß geistiger Entwicklung nicht abschätzen zu können und durch zu große Vereinfachung den Wahrheitsgehalt einer Anschauung zu gefährden. Das Gerede aus der Richtung von Dr. Goebbels über die „Intellektuellen“ war in dieser verallgemeinernden Form ein ebenso großer politisch-menschlicher Fehler wie die Tatsache, daß der Führer zwar Künstler des Theaters gern um sich sah, aber Vertreter des wahrhaft geistigen Deutschlands nicht symbolhaft bei sich eingeladen hat.

Einst fuhren wir auf die S t e c k e l b u r g , um dort Ulrich von Hutten zu gedenken. Es war für mich ein merkwürdiges Gefühl, inmitten des zerfallenen Gemäuers zu sprechen, dort, wo einer geboren war, der zu den U n b e d i n g t e n unter den Deutschen gehörte, d. h. zu denen, die den Antrieb Deutschland nannten und das Z i e l auch. Ihm habe ich mich immer verwandt gefühlt, als ich erlebte, wie er einer ihm fremdgewordenen Welt den Fehdehandschuh hinwarf und, von innerer Wahrhaftigkeit getragen, mit den Augen auf Deutschland und mit dem letzten Federzug diesen Namen schreibend, sein Leben beschloß. Wer hörte ihn nach seinen ersten Triumphen? Wer nach dem Tode Sickingens? Er schien versunken, bis eines Tages doch ein neues Deutschland sich zu regen begann und Ulrich von Hutten, wieder Kräfte spendend, eingriff, um eine Macht in der deutschen Geistesgeschichte zu werden.

So dachte ich, als ich mit Sprenger in die Burg einfuhr, und sprach dann auch darüber. Es ist für mich immer etwas Erhebendes gewesen, großer Deutscher gedenken zu dürfen: Fichte, Kant, Kopernikus, Hölderlin, Schopenhauer, Lagarde.

Später habe ich den Kameraden Sprenger wenig gesprochen. Hier hörten wir, er habe sich das Leben genommen.

Mit M u r r in Stuttgart habe ich weniger enge Beziehungen gehabt. Ein stiller, versonnener Mensch, aber von altschwäbischer Zähigkeit. Er

machte auf mich immer den Eindruck eines Schulmeisters hinter seiner Brille und mit der bedächtigen, leicht belehrenden Stimme. Unermüdlich aber ist er im Kampfe gewesen.

In der großen Halle Stuttgarts habe ich zur SA gesprochen, als sie nach der Röhm-Revolte ihre schwere Krise hatte. Die anständigen Männer waren ja nicht daran schuld, nicht sie hatten Röhm eingesetzt, sondern Hitler. Durch sein Laster (oder seine Krankheit), das er aus Südamerika mitgebracht hatte, war Röhm ebenso verändert, wie die Abneigung gegen ihn wuchs. So brauchte die SA eine moralische Stärkung. Es empörte mich, daß so viele jetzt von ihr abrückten, und deshalb habe ich mich für ihren guten Namen eingesetzt und mich bemüht, sie nach meinen Kräften innerlich wieder aufzurichten: ich hielt Vorträge nur vor den SA-Männern und -Führern im Berliner Sportpalast, in Nürnberg, in Hamburg, in Paderborn, in Stuttgart und anderen Städten.

Schwaben ist ein glückliches Land, in der Mischung zwischen Bauerntum und Industrie, in der guten Abgewogenheit seiner landwirtschaftlichen Verhältnisse; weltoffen in seinen führenden Schichten, zäh beharrend in seinem Bauerntum, hat es sich überall seine Stellung erkämpft und gesichert. Die Geschichte seiner Siedlung in der Welt ist oft beschrieben worden, aber durchaus nicht allgemeines deutsches Volksbewußtsein gewesen. Schwaben von Bessarabien bis zum Kaukasus (einst ausgewandert, um den sicheren Weltuntergang beim Berge Ararat zu erleben), Schwaben in den Vereinigten Staaten, eine blühende kleine Kolonie in Palästina, Schwaben die Hohenstaufen und Welfen, und auch Hohenzollern dieser Herkunft. Große Dichter, kühne Erfinder — von Schiller und Hölderlin zu Zeppelin und Benz —; und dann aber präzise Handwerker und Mechaniker, und schließlich Sektierer, Stundenhalter, die eine ganze Lebensführung auf Worte alttestamentlicher orientalischer Prediger setzten, um Gott zu dienen. Dazu stärkstes Zusammengehörigkeitsgefühl draußen, aber auch in den Dienststellen. „Ihr seid eine besondere Freimaurerei“, habe ich oft zum stellvertretenden Gauleiter Schmidt aus Stuttgart gesagt, als er für mich die Parteifragen in den Ostgebieten bearbeitete.

Es ist eine große Leistung gewesen, die der schwäbische Stamm der deutschen Geschichte zugeführt hat. Darauf sind die Schwaben mit Recht stolz gewesen und brachten das oft genug zum Ausdruck. Um sie etwas zu ärgern, habe ich dann manchmal gesagt: „Ja, das war einmal, einst schenktet ihr Deutschland die Hohenstaufen, jetzt die Erzberger und Gröner.“

Im Deutschen Auslands-Institut lief das Schicksal des ganzen Volkstums in der Welt zusammen. Ich habe mir den Aufbau durch einen der Leiter — meinen baltischen Landsmann Dr. Geist — erläutern lassen, aber mir leider nicht die Zeit genommen, mich ganze Tage in dieses großartige Kulturwerk zu vertiefen, das mit Recht in Stuttgart beheimatet war: der Stadt des Auslandsdeutschtums. Wie es mir denn überhaupt ein guter Gedanke schien, einige wichtige Aufgaben vornehmlich in die Hand einer Stadt zu legen: als Arbeit, als Stolz, zur Beteiligung an Reichs-Interessen, als Gegenmaßnahme gegen die Gefahr einer zu großen Zentralisierung des Lebens in Berlin.

Auch für Stuttgart hatte ich eine Außenstelle der künftigen „Hohen Schule“ vorgesehen: für Biologie und Rassenkunde. Ihre Aufgabe sollte weniger eigene ausweitende Forschung sein, als zunächst einmal ein Handbuch für diese Probleme herzustellen und es stets auf der Höhe zeitgemäßer Wissenschaft zu halten. Ich hatte für diese Aufgabe mit Absicht eine süddeutsche Stadt gewählt, weil die eingeführte Rassebezeichnung „nordisch“ in der Verwendung mancher Redner einen schematisch-geographischen Klang angenommen hatte. Gleichsam die Errichtung einer geistigen „Mainlinie“ von Norden her. Diese Ausführungen hatten Gefühle wachgerufen, die Nietzsche einst als „Ressentiments“ bezeichnet hatte. Gänzlich unbegründet und ungerecht, denn: es sind sicher viele entscheidende Tugenden besonders in der nordischen Rasse verkörpert, aber eine Menge auch in den anderen, die mit ihr die Völkerfamilie Europas geschaffen haben; und die „nordische“ Rasse reicht ja bis weit in die Lombardei hinunter, ist ein bindendes Ferment in allen deutschen Stämmen. Nationalgeschichte darf man nicht einfach vom individuellen Habitus aus betrachten. Die Arbeit eines solchen Instituts in Stuttgart sollte beiden Gefahren geistig entgegenwirken. Murr war sehr entgegenkommend, es wurde ein Haus gekauft, eingerichtet, eine Handbibliothek besorgt, bis dieser Plan, wie alle anderen, zusammenbrach.

In Schwaben besuchte ich die vorgeschichtlichen Ausgrabungen bei Buchau, die mein Mitarbeiter Prof. Reinert durchführte, und Unter-Uhldingen, wo er die Nachbildung einer Ur-Siedlung am See errichtet hatte. Tübingen besaß eine sehr schöne vorgeschichtliche Sammlung, Funde, die auf 30 000 Jahre beziffert wurden und einen verblüffend sicheren Naturalismus zeigten. So manchen biedereren Schwaben habe ich gesprochen, später aber das Phänomen bestaunt, wie zahlreich sie in den Reichsstellen in Berlin vertreten waren. Immer unternehmungs-

freudig und fest, mit jenem kleinen Reservat der Seele aber, das ich — als „Fremder“ — immer wieder glaubte feststellen zu können.

Murr und seine Frau nahmen sich 1945 das Leben.



In Bayreuth saß lange H a n s S c h e m m. Ein reiner, idealistischer Mensch, den ich stets achtete, ohne in nähere persönliche Beziehung zu ihm getreten zu sein. 1933 wurde er bayerischer Kultusminister und schlug einen bewußt christlichen Kurs an. Sein altes Wort: „Unsere Politik ist Deutschland, unsere Religion ist Christus“, war achtenswert, in der amtlichen Betonung ging dies aber durchaus über die zugestandene Toleranz hinaus. Ich will aber an dieser Stelle unterstreichen, daß ich Schemm nie Vorhaltungen gemacht habe, ihm selbstverständlich seine Gewissensfreiheit einräumte, wie ich die meinige verteidigte und in einer Umgestaltung eine erst im Inneren vor sich gehende Willensumkehr erblickte, was nicht eine Frage von Jahren, sondern von Generationen war. Warum der Führer das Steuer durch die Heydrichs herumwerfen ließ, bis dann Druck und Gegendruck nicht mehr voneinander zu unterscheiden waren, das wird vielleicht erst eine Zukunft voll aufdecken.

Ursachen zu einer geistigen und politischen Abwehrstellung waren allerdings genügend vorhanden. Ich denke hierbei nicht einmal an die Beteiligung des Zentrums an der Novemberrevolution, nicht an die separatistische Tätigkeit des Chefs dieser Partei (Prälat Dr. Kaas); mich haben gewisse Worte viel tiefer berührt, weil sie den Untergrund der innersten Haltung selbst aufzeigten. Auf dem Katholikentag in Konstanz 1923 hieß es: „Der Nationalismus ist die größte Häresie unserer Zeit“ — eine Parole, die später oft wiederholt wurde, zu einer Zeit, da der polnische Übernationalismus gerade von den Priestern aufs äußerste gegen Deutschland getrieben wurde. Ein anderes Wort schrieb der Herausgeber der in bayerischen Schulen verteilten „Allgemeinen Rundschau“, Dr. M o e n i u s, in seiner Schrift „Paris, Frankreichs Herz“: „Katholizismus bricht jedem Nationalismus das Rückgrat.“ Eine bewußte Lüge angesichts Polens oder Spaniens. Welche Anwendung auf Deutschland hier gemeint war, ergab sich aus der Erläuterung, daß der katholische Volksteil wie ein „Pfahl im Fleische“ sitze und die „Bildung eines Nationalstaates“ verhindere.

Aus diesem Geist heraus wurde dem Abt Schachleitner das Reden und Messelesen verboten, dem toten katholischen Gauleiter

G m e i n d e r das kirchliche Begräbnis verweigert. 1933 hob Kardinal Faulhaber die Verbote Schachleitner gegenüber auf. Dieser war Mittelpunkt einer Verehrung geworden und wurde nach dem Lesen der Messe feierlich und symbolisch von SA-Männern begleitet. Der „VB“ veröffentlichte ein solches Bild und teilte die Verfügung von Schemm an die Lehrerschaft über die Pflege christlichen Geistes im Unterricht mit.

Eine spätere Zeit wird meines Erachtens beim tieferen Erforschen folgende Stadien der Entwicklung feststellen: 1. Abkehr von den tieferen Nöten des deutschen Volkes, 2. Triumph über die Schwächung des germanischen Wesens im Deutschen, 3. taktischer Rückzug 1933, 4. Ziel, durch martyrierschaffende Opposition als „verfolgte Kirche“ wieder Anhängerschaft zu gewinnen. — Das ist gelungen, weil man auf staatlicher Seite keine entsprechende Selbstbeherrschung übte und nach Abschluß des Konkordats die Exekutivgewalt nicht besser besetzte. Bei allem volklichen Recht fehlte es an staatspolitischer Lenkung der Kräfte.

Etwa 1936 verunglückte Schemm bei einem Flugstart tödlich.

Im sonnigen Mainfranken regierte der Gauleiter Dr. Hellmuth. Auch er kam aus einem Beruf, der alles andere als eine Vorbereitung zur politischen Tätigkeit war: er praktizierte in Würzburg als Zahnarzt. Hier, wie überall im Reich, erlebten wir die gleiche Erscheinung, daß die „erfahrenen“ Politiker sich als unfähig erwiesen, einen neuen Gedanken zu denken und einen neuen Volkswillen zu bilden. So wurden diese Kräfte eben in anderen Menschen geboren, in den Herzen von Architekten, Technikern, Offizieren, Arbeitern, Bauern, auch Vertretern des jungen Adels. Und ein Hohenzollernprinz wurde ebenfalls in aller Unbefangenheit aufgenommen.

Ich bin dann später öfters nach dem schönen Würzburg gefahren, reich an geschichtlichen Erinnerungen und Kämpfen: Bauernaufstand und Henkersbeil auf der Marienburg, Prachtherrschaft der barocken Gegenreformation; in der Gegenwart die Wirksamkeit des Bischofs Ehrenfried gegen den neuen Staat; er wurde im Volksmund schon lange Störenfried genannt. Er ist es auch gewesen, der nachweislich jenen Bischofseid gesprochen hatte, alle Gegner der katholischen Kirche mit allen Kräften zu verfolgen; die Tatsache eines solchen Eides wurde von meinen „wissenschaftlichen“ Gegnern dreist bestritten.

Die Festung Marienburg war vom bayerischen Ministerpräsidenten Siebert mit mustergültigem Verständnis wiederhergestellt worden. Im Hofe schälte sich aus späterer schlechter Umhüllung ein schöner Brunnen

mit vergoldeter Frauenfigur heraus. Im Innern wurde durch die Einfachheit der Gestaltung die alte Wucht der Deckenbalken gut herausgehoben. Ein Zimmer erinnerte an Florian Geyer. Mit ihm verband sich ideell über die Jahrhunderte das Streben unserer Bewegung.

*

Hellmuth und Überreither (Graz) hatte ich eingeladen, mich im Juni 1943 auf meiner Dienstreise in die Ukraine zu begleiten. Sie machten große Augen, als sie in meinem Sonderzug die weiten Räume des Ostens erlebten. Alles war hier die gewohnten Dimensionen sprengend: die Kornfelder, die Taurische Steppe, die Kirschbaumplantagen. Sie erlebten die Berichte der Gebietskommissare über die großen Aufbauarbeiten an Handwerksbetrieben, landwirtschaftlicher Förderung, auch Sorgen und Wünsche. Sie hörten die Rüpeleien des Reichskommissars Koch, der seine pfauenhafte Großmannssucht mehr als einmal zur Schau trug. Dann besuchten wir Ascania Nova, das Baum- und Vogelparadies in der Steppe, das Werk des deutschen Kolonisten Falz-Fein. Kurz darauf saßen wir in der Krim im wunderbaren Botanischen Garten und tranken in schöner Abendstimmung oben den süßen Wein des Landes. Livadia besuchten wir, schliefen dort, wo einst Schinkels Künstlertraum ein Schloß überm Schwarzen Meer errichten wollte, fuhren durch Simeis, wo ich vor 26 Jahren einen Sommer verbracht hatte, sahen von dem Baidar-Tor einmal zum Schwarzen Meer hinunter. Dann Sewastopol, Bachtschisarai — und zurück.

Eine langjährige Kameradschaft verband mich mit Fritz Sauckel, dem Gauleiter von Thüringen. Als Seemann auf deutschen und norwegischen Schiffen die Welt umfahren, Gefangener in Frankreich, Arbeiter, NS-Redner, unermüdlich in der Tätigkeit, rückte er nach dem „Fall Dinter“ zum Gauleiter auf. Ein gesunder Menschenverstand verband sich in Sauckel mit tadelloser Gesinnung und unermüdlicher Arbeit an der Ergänzung seiner Kenntnisse. Eng mit dem Weimar der klassischen Zeit verbunden, wurde er auch Schirmherr des Nietzsche-Archivs und förderte die Errichtung eines Forschungsinstituts, das von Professor Schultze-Naumburg entworfen und in Bau genommen wurde. Weltanschaulich stand Sauckel in einer konsequenten Front, fern jedoch aller kleinlichen Schikane. Wie oft bin ich seit 1926 — dem 2. Parteitag — in Weimar gewesen! Die Stadt beherbergte viele Bekannte. Da war ein Dr. Hans Severus Ziegler, Dichter, außerordentlich musikalisch, heftiger

Polemiker gegen die atonale Entartung. Strebte, glaube ich, immer wieder fort und verblieb doch genau so sicher immer wieder in Weimar. Seit 1933 Intendant des National-Theaters. Der frühere Generalintendant von Schirach unterstützte den damals von mir ins Leben gerufenen „Kampfbund für deutsche Kultur“, der das Gewissen der Kulturschaffenden und -fördernden gegen den von Berlin sich ausbreitenden Verfallsstrom wachrufen wollte. Eine großzügige und gerade Persönlichkeit. Und dann mehrere gute, treue Parteigenossen, die später im Kriege gefallen sind, wie der Schulungsleiter Haselwander, dessen Briefe von der Front etwas wahrhaft Erhebendes hatten.

Ich sprach mehrfach in Thüringen, in Weimar vor den politischen Leitern, zu einer Feierstunde, dann zu Nietzsches 100. Geburtstag. Wir besuchten erst das Archiv. Die energische Schwester Nietzsches, die ich zweimal hatte besuchen können, war tot. Die Räume hatten diesmal für mich etwas Fernes, obwohl in den Werken in allen Sprachen Worte gedruckt waren, die mit unheimlicher Hellsichtigkeit die große Geistes- und Kulturkrise Europas vorhersagten. Die Feier war zugleich als Eröffnungsfeier des neuen Hauses gedacht, dessen Weiterbau aber bei Kriegsbeginn eingestellt worden war. Mussolini hatte eine antike Dionysosfigur für dieses Institut gestiftet. Ich hatte nur ein Lichtbild gesehen, da das kostbare Geschenk selbst bombensicher untergebracht worden war. Dionysos, nicht ein jugendlicher, weichlicher Mann, sondern als ein Weiser des Lebens mit gewählttem Faltenwurf, ein kluger, überlegener Epikureer.

Saukel und Frau waren sehr ernst: Soeben hatten sie die Nachricht erhalten, daß ihr Ältester nach Abschluß von 34 Panzern als Flieger an der Ostfront gefallen sei.

Als ich Ost-Minister werden sollte, schlug ich Saukel als Reichskommissar für die Ukraine vor. Leider wurde dieser Vorschlag abgelehnt, und der Führer akzeptierte, zum Schaden des Reiches, den Vorschlag Görings mit Koch. Der Führer schätzte Saukel ganz besonders hoch und wollte ihn für eine andere Aufgabe vorbehalten. Jetzt, da Saukel neben mir auf der Anklagebank sitzt, sagte er mir, man könne scheinbar seinem Schicksal nicht entrinnen. Nie hätte er daran gedacht, einen Posten als Generalbevollmächtigter für den Arbeitseinsatz übernehmen zu wollen. Einst hatte er sich auf das U-Boot von Kapitän Salmann geschmuggelt, um zu zeigen, daß auch die politischen Führer bereit seien, Härtestes durchzustehen. Da hätte Salmann von Dönitz den Befehl erhalten, ihn beim ersten erreichbaren Schiff wieder abzusetzen. Dann wäre er ernannt worden. Gewiß, wir hatten und haben einige Unterschiede in der Beurtei-

lung der Vergangenheit. Das soll hier nicht zur Debatte stehen. Aber ich weiß, wie ehrlich Sauckel um die Menschen seines Gaues gerungen hat, wie sehr wir beide kameradschaftlich verbunden waren, wie ernst es ihm um Reich und Führer zumute war.

Auch er wurde vom Schicksal verschlungen, das heute über Millionen hinweggeht.

Aus Weimar kam auch der langjährige Stabsleiter meiner Dienststelle, Gotthard Urban. Ich lernte ihn im Hause Schirach als Kameraden des Sohnes kennen; dieser empfahl ihn als Geschäftsführer des „Kampfbundes für deutsche Kultur“. Urban folgte dem Ruf, gab seinen Posten an einer Bank auf und siedelte nach München über. Er kam dann 1933 nach Berlin und hat meine Dienststelle für die Erziehungsführung mit Eifer und Umsicht aufgebaut. Urban hat mich immer wieder angeregt, in die Gauen zu fahren und durch Vorträge in steter Fühlung mit dem Lande zu bleiben. Er überwand dadurch ein gewisses Trägheitsmoment bei mir und trug mit dazu bei, daß ich so viele persönliche Beziehungen knüpfen konnte.

Urban kannte seine Grenzen. Es war menschlich zu verstehen, wenn er auch manchmal darüber hinauswollte gegenüber anderen selbständigen Persönlichkeiten des Amtes. Aber das war nicht wesentlich. Entscheidend war die absolute Loyalität mir gegenüber und die tadellose geistige Haltung. Als der Krieg kam, sah er es als seine Pflicht an, als 35jähriger dabei zu sein, kam aber in Polen nicht mehr zum Einsatz. Nachdem er wieder zurückgeholt worden war, meldete er sich 1941 zum zweitenmal. Er schrieb mir, als er durch Kurland marschierte, jetzt könne er ganz verstehen, warum ich meine Heimat so liebe. Dann kam die Meldung, Urban sei gefallen. So verlor ich einen treuen Mitarbeiter, dem ich alle Jahre über mein Gedenken bewahrt habe, auch in Sorge um seine Witwe und seine zwei Söhne.

Es ist bei einer großen Bewegung selbstverständlich, daß auch unter den älteren Angehörigen nicht gleiche Sympathien herrschen können. Stammesherkunft, geschichtliche Heimat, konfessionelle Traditionen, persönliche Art können sich nicht immer ergänzen. Ja, es ist sogar natürlich, daß auch in einer weltanschaulich begründeten Partei heftige Auseinandersetzungen zwischen verschiedenen Temperamenten vor sich gehen. So ist es denn auch gekommen, daß zwischen mir und so manchen anderen Parteigenossen ein kühles Verhältnis bestand, ich mich auch nicht wunderte, daß z. B. J. Wagner (Bochum) deutliche Gegnerschaft zeigte.

Er und seine Familie waren dogmatische Katholiken, die meine auf dem Gebiet des Kirchlich-Religiösen geäußerten Anschauungen heftig ablehnten, so daß er, wie ich erfuhr, für das Einstampfen des „Mythus“ wirkte. Ich meinerseits habe Joseph Wagner unbehelligt gelassen und keinerlei Genugtuung verspürt, als er später aus undurchsichtigen Gründen seines Postens in Schlesien enthoben wurde, und zwar unter Umständen, die Hitler bereits auf einer gefährlichen Bahn zeigten. Vor einer Reichsleiter- oder Gauleitertagung verlas Hitler irgendein Schreiben Wagners (oder seiner Frau), worin dieser seiner Tochter die Ehe mit einem SS-Mann verbot, weil jener nicht katholisch denke. Hitler sagte, bei aller Toleranz könne er eine derartige Intoleranz nicht dulden. Er enthebe Wagner und überlasse es einer weiteren Untersuchung festzustellen, ob er noch Pg. bleiben könne. Die mit Beteiligung von sechs Gauleitern durchgeführte Untersuchung soll für Wagner günstig verlaufen sein, alle hätten für Freispruch gestimmt, da Himmler den Führer nicht richtig informiert hatte. Die ganze mir im einzelnen unbekannt gebliebene Angelegenheit wirkte aber sehr unerfreulich. Wagner ist, glaube ich, in der Partei geblieben und hat später eine Anstellung erhalten.

T e r b o v e n (Essen) hat mich mit langer Abneigung beehrt. Seine Ernennung in Norwegen hielt ich für ein Unglück, da er weder Kenntnis noch Interesse für nordische Fragen hatte. Er und Koch waren jedoch Protektionskinder Görings, der mit ihnen — und anderen — kein Glück hatte, was gleichgültig gewesen wäre, wenn das Reich nicht darunter gelitten hätte. Die Namen dieser Gauleiter gehen schon heute als ein beschämendes Negativum in die Geschichte ein.

Adolf W a g n e r in München kannte ich seit 1923. Er hatte sich vorbildlich und pflichtbewußt gehalten. Nach 1933 ließ er sich zur Nachahmung Hitlers in Worten und Allüren verleiten, die, wie jedes Nachahmen, schlecht wirkten. Sein Dauerverkehr im „Künstlerhaus“ gab eine neue Variante in der Gauleiter-Repräsentation, und die steigende Ablehnung dieser ganzen Entwicklung durch Schwarz schien mir ebenfalls bezeichnend. Wagner war bei allem aber doch noch alter Nationalsozialist geblieben, und diese Überlieferung brach bei ihm nicht selten in sympathischer Weise durch.

Die österreichischen Gauleiter kannte ich nur wenig. Zwar war ich in Klagenfurt, Salzburg, Linz, aber nur mit Ü b e r r e i t h e r in Graz fand ich schnell ein persönliches Verstehen. Ich sprach anlässlich der Abstimmung zum Anschluß Österreichs. In meinem Auto hatte ich auch einen ehemaligen britischen Offizier mitgenommen, der über die „Vergewaltigung“

in der Form berichten konnte, daß mein Wagen bei der Durchfahrt in den Dörfern von jubelnden Menschen angehalten und mit Blumen überschüttet wurde. Ich sah das Rosental in Kärnten, Sinnbild der Freiheitskämpfe der deutschen Grenzmark, die leuchtenden Gesichter der Kämpfer auf dem Markt, in den Lokalen. Von der Bastei bei Graz blickte ich hinaus in das Land, das Hunderte von großen und kleinen Türkenstürmen ausgehalten hatte, und fühlte die ganze Atmosphäre dieses sicheren, freien Menschentums der Steiermark. Ich hörte später, was Überreither Hitler gesagt hatte, als er ihn durchs Zeughaus mit den 30 000 Eisenpanzern führte: „Hier ist das Geld für unseren Kulturschatz.“ Das war symbolisch für die Geschichte dieses Landes, dessen Überschuß in Rüstungen angelegt werden mußte, nicht in Palästen, Opern und Kunstgalerien.

Als ich mich von Überreither nach dem Vortrage verabschiedete, schenkte er mir ein kleines Büchlein: die Sammlung jener Briefe, welche nationalsozialistische Frauen und Männer aus den Gefängnissen des „christlich-sozialen“ Österreichs an ihre Familien geschrieben hatten. Dokumente eines nahezu religiösen Glaubens an die nationalsozialistische Idee, an die Notwendigkeit des Ringens um die Einheit des Reiches. Stark bewegten mich die Worte, die Überreither, der selbst in Graz zuerst die aktive Erhebung 1938 begonnen hatte, hineingeschrieben hatte: „Dem Mann, dem wir die innere Kraft zu unserem Widerstande verdanken.“ Ich ziehe ab, was an freundlicher Übertreibung hier ausgedrückt war; aber die Gesinnung, die aus den Worten sprach, zeugte dafür, daß eine innere Schicksalshaltung über Grenzen, Parteien und Konfessionen lebendiges Leben geworden war, das durch Kerkerfenster des österreichischen Kirchenstaates ebenso hindurchdrang wie durch die Gefängnismauern der Novemberrepublik.

Überreither selbst ist ebenfalls im Nürnberger Gefängnis, als „Verbrecher“ angeklagt. Ich traf ihn einmal in dem breiterumgebenen Gang, durch den wir seit jetzt fast einem Jahre zu den zermürenden Vernehmungen, dann zu den „Gerichts“verhandlungen geführt werden.



Überdenke ich das menschliche Verhältnis zwischen jenen, die sich ab 1933 in Berlin sammelten, so ist es auffallend, mit wie wenigen ich näheren familiären oder auch nur persönlichen Verkehr gehabt habe. Dabei wohnten viele auch in Dahlem, also in nächster Umgebung. Diejenigen, die mit etwas saurer Miene sich der nationalsozialistischen Revo-

lution zur Verfügung stellten, nahmen sich nicht die Mühe, wenigstens soweit ich in Frage kam, ein persönliches Verstehen zu suchen. Ich meinerseits habe P a p e n durchaus sympathisch empfunden, wenn man die bekannten Reserven, seiner Entwicklung entsprechend, anzuerkennen bereit war. Soweit ich N e u r a t h sah, waren dienstliche Gespräche durchaus loyal, und, mit Ausnahme eines Falles, ungetrübt. Ich schätzte Neurath als einen alten Diplomaten, mußte aber für mich lachen, w a s man einst als Äußerung nationalen Mutes bewundert hatte. Als Neurath in den 20er Jahren deutscher Botschafter in Rom war, geruhte auch Emil L u d w i g, in diese Stadt zu fahren. Er berichtete später, daß der Papst ihn empfangen und dabei geäußert hätte, den „Weltkrieg habe Luther verloren“ („Vossische Zeitung“), aber auch, daß Neurath abgelehnt habe, ihn zu sehen. Darüber in Berlin große Entrüstung, als ob es Pflicht eines deutschen Botschafters sei, jeden Schreiberling zu empfangen. Immerhin, Neurath zeigte symbolhaft, daß er Leute, die in Deutschlands Notzeit des Reiches Vergangenheit besudelten, nicht bei sich am Tische sehen wollte. Ich habe bedauert, daß, wenn schon nicht gleich ein ähnlich erfahrener Nationalsozialist an seine Stelle treten konnte, er nicht länger auf seinem Posten verblieben war.

Nur L u t z e, den Stabschef der SA, habe ich öfter gesprochen. Auch er und seine Frau gehörten zu den alten Nationalsozialisten, die im Westen des Reiches unter schwierigsten Umständen begonnen hatten. In der Zeit der Röhms-Revolution hatte Lutze als SA-Obergruppenführer den Führer gewarnt und war sein Leben lang ein Mann sauberer, vornehmer Denkungsart gewesen. Schlank und elastisch, sprudelnd und plötzlich, fehlte ihm wohl jene Stetigkeit, die für seinen, nach Röhms Untergang, sehr schweren Posten nötig gewesen wäre. Er sah Heinrich Himmler sich ausbreiten — nicht nur durch Leistung, sondern auch durch schlaun Druck der ihm unterstellten Exekutionsmittel des Staates. Möglich, daß Lutze nicht die Gabe hatte, der zurückgedrängten SA neue, sie wirklich erfüllende Aufgaben zu stellen, ebenso möglich aber, daß tatsächlich, geschichtlich gesehen, ihre Mission so sehr mit dem Kampfe selbst verknüpft gewesen war, daß es langer Übergangszeit bedurfte hätte, sie neu für eine andere Aufgabe heranzubilden. Manche Obergruppenführer hatten Lutze Vorwürfe gemacht. Das SA-Sportabzeichen schien ihnen nicht genügend, die Durchführung eines deutschen Wettkampfes auf dem Reichsparteitag in Nürnberg auch nicht. So verlor die SA eine Anzahl ihrer alten Führer als Diplomaten im Auslande, ja auch an die SS. Himmler erwiderte Lutzes, wie er meinte, rein persönliche Abneigung

mit dem Hinweis, er sei es ja gewesen, der ihn als Nachfolger Röhm vorgeschlagen habe. Der Führer habe Himmler auch die Führung der SA angeboten, dieser aber habe nicht als Nutznießer eines von ihm dienstlich geführten Kampfes erscheinen wollen. Diese Haltung würde nun Lutze mit ungerechten Verdächtigungen vergelten. Später, im Vollgefühl des Sieges, lehnte Himmler jegliche weitere Unterredung mit Lutze ab.

Dessen Gegnerschaft war nun nicht persönlich bedingt, sondern im wesentlichen sachlich begründet. Wie sehr, haben wir jetzt in Nürnberg gesehen. Lutze sagte mir, als wir darüber sprachen: In jeder Revolution hätte der neue Staat eine harte Polizeiexekutive nötig. Diese ginge nun manchmal Wege, die von persönlicher Moral abwichen; dies unabhängig von jeder Partei. Es sei deshalb ein großer Schaden für die nationalsozialistische Bewegung, daß eine ihrer Gliederungen derart in Personalunion mit geheimem Nachrichtenwesen, Staatspolizei usw. verknüpft erscheine und von Himmler immer fester verschmolzen werde. Das belaste notwendig den Ruf der Partei im Volke, das vielleicht notwendige Staatsmaßnahmen mit der Idee der Bewegung und mit ihrem politischen Wesen zu verknüpfen beginne. Über dies Grundsätzliche hinaus sagte mir Lutze, soviel er wisse, seien in der SS-Führung Korruptionsfälle vorhanden und polizeilich schikanöse Maßnahmen durchgeführt worden. Jetzt — im Kriege — könne er den Führer damit nicht behelligen. Aber nachher werde er das ganze Material dem Führer mit einem Entweder-Oder unterbreiten.

Am Anfang des Krieges wollte er — wie im ersten Weltkrieg — wieder Offizier werden, was abgelehnt wurde. Etwas anderes aber zeigte sich als geradezu tragische Folge des ganzen Röhm-Putsches. Wenn auch Lutze persönlich mit der Heeresleitung im besten Einvernehmen stand, so waren die reaktivierten alten Obersten, avancierten Generale, oft politische Gegner, Ultrareaktionäre, zum Teil aus dem „Stahlhelm“. So kam es, daß SA-Führer, die während des ersten Weltkrieges etwa Hauptleute gewesen waren, jetzt aber eine Menschenführung über Zehntausende von Männern ausübten, nur wieder als Hauptleute übernommen — und verbraucht wurden. Das heißt, in kleinstem Befehlsumkreis fielen sie, unersetzliche Opfer, für das auch von ihnen erkämpfte Reich: Meyer-Quade und viele andere, die Fallschirmjäger von Eben-Emael und Kreta, die neugebildete „Feldherrnhalle“ im Osten.

Als Lutze während des Krieges, vom Westen kommend, im Wagen mit seiner Familie nach Berlin fuhr, verunglückte er mit seiner Tochter tödlich auf der Autobahn. Damit endete ein seinem Volk und Reich treu ergebenes

Leben; eine großzügige, ritterlich denkende Natur war von uns gegangen, die ihr gerades Wesen nicht mehr zur Auswirkung bringen konnte.



Ein Mann, dem ich stets eine besondere Sympathie entgegengebracht hatte, ohne nähere Aussprachen mit ihm gehabt zu haben, war Dr. T o d t, dessen Name mit der Reichsautobahn für immer verbunden bleiben wird. Werkstudent, Bahnarbeiter, Ingenieur, Heimat Baden, vor 1933 in München tätig. Die Berufung zu seiner großen Aufgabe ist, wie so oft im Leben, eine merkwürdige Verflechtung von „Zufall“ und Leistung. In meinem „Kampfbund für deutsche Kultur“ gab es eine Abteilung für Ingenieure. Diese hielt in München verschiedene Fachvorträge ab. Unter anderen sprach auch Dr. Todt über die Notwendigkeit eines großzügigen künftigen Straßenbaues; gegen ihn polemisierte ein Verkehrsbeamter der Staatsverwaltung. 1933 hörte die Leitung des Kampfbundes „zufällig“, daß der genannte Opponent dem Führer ein Bauprogramm eingereicht hatte und die Möglichkeit bestünde, daß er mit der Ausführung beauftragt würde. Darauf wurde eiligst der Vortrag von Dr. Todt besorgt und H e ß übergeben. Dieser ging damit zum Führer, der nach Prüfung Dr. Todt zu sich berief und ihn mit der Ausführung dieses Werkes betraute.

In diesem Falle hatte der Führer einen seiner besten Griffe getan: sachlich sowohl als menschlich. Der politische Kampf kann, viele Jahre geführt, manche Härten erzeugen und Einseitigkeiten noch versteifen. Niemand von uns wird davon freigeblieben sein. Mit Todt kam nun in den obersten Kreis ein bewußter Nationalsozialist, aber ohne diesen bei so vielen angesetzten Schuppenpanzer. Nicht ein von seinem Schematismus entzückter „Organisator“ (wie Dr. L e y), sondern ein Mann mit sachlich sicherer und menschlich leichter Hand. Ein Fachmann ersten Ranges, dazu ein feinfühligere Musiker und vor allem eine Persönlichkeit mit großem Verständnis für die große kulturelle Aufgabe, Technik und Natur zu einer zweckmäßig gesicherten Schönheit zu verbinden. D a s war die weiter nicht näher erörterte Ebene, auf der ich mich mit Todt traf. Er kannte wohl auch meine Ausführungen im „Mythus“ darüber. Er bat mich, auf den Reichstagungen der Techniker zu sprechen, was ich in Breslau und auf der Plassenburg getan habe. Mit dem Ausbau der Plassenburg bei Kulmbach hatte Todt selbst eine Kulturleistung vollbracht. Diese war einst zu einem Z u c h t h a u s umgewandelt worden. Es war dies eines der geistigen Verfallszeichen, ehrwürdige Zeugen deutscher Ver-

gangenheit einer derartigen Verspottung ihres einstigen Wesens preiszugeben. Diese wuchtige Feste hatte sich Dr. Todt zur Zentrale seines Technikerbundes auserwählt und ausbauen lassen.

Und daneben wuchs, vom Führer immer wieder angetrieben, Todts großes Werk der Autobahn, das Symbol eines einigen Deutschlands.

Der Krieg führte Todt auf einen der wichtigsten Posten als Rüstungsminister. Als ich eine Verwaltung der Ostgebiete für den Eventualfall eines Krieges vorbereiten sollte, bat mich Dr. Todt, doch eine gesonderte Hauptabteilung für Technik zu errichten. Er dachte hierin nicht eng ressortmäßig. Ihm kam es darauf an, tüchtige Techniker im Osten arbeiten zu lassen. Anfang Juli 1941 war er eines Nachmittags bei mir im Hause, wo alle Fragen zu beiderseitiger Zufriedenheit besprochen wurden. Er erkannte die Notwendigkeit einer Einheitsverwaltung ohne weiteres an. Ich bat ihn meinerseits, mir tüchtige Männer für meine Berliner Zentrale zu benennen, welche dann seine fachlichen Wünsche durchführen würden.

Als Todt Anfang 1942 mit einem Kampfflugzeug abstürzte, war das für alle ein großer Verlust. Der Führer hielt selbst die Gedenkrede und konnte mehrfach vor innerer Bewegung kaum noch sprechen.

Wie hatte ich oft die feinfühligste Lenkung des Straßenbaues bewundert! Man merkte manchmal eine bestimmte Linienführung, um einen großen Baum zwischen beiden Fahrbahnen erhalten zu können. Auf dieser selbst wurden neue Bäume aller Art gepflanzt, ebenfalls an den Seiten. An schönen Aussichtspunkten: starke, steinummauerte Ausbuchtungen und Bänke; auch die Tankstellen dem Bau-Charakter der Umgebung angepaßt; in Industriegegenden ergab sich hier eine andere Form als im bayerischen Voralpenland oder in Franken. Über die Schluchten setzten leichte Bogen oder schwergemauerte Brücken, je nach Höhe und Städtebau der Umwelt.

Die neubegonnenen Raststätten hatten neues Land erschlossen. Der vorbildliche Bau am Chiemsee erwies, wie sehr es möglich ist, erdverbundene Bauüberlieferung ohne jede gekünstelte Nachahmung zu verwirklichen, sich von Primitivität ebenso freizuhalten wie von gedankenloser Nachzeichnung. Von einziger Schönheit die Linienführung die bayerischen Höhen entlang dem Gebirge entgegen. Wuchtig und sachlich, wie ein alter Römer-Aquädukt, der Talübergang bei Salzburg auf dem Wege nach Linz.

Als Todt ersetzt werden mußte, wählte der Führer seinen besonders geliebten Architekten Albert Speer, dessen Neue Reichskanzlei (vor allem im Innern) ein bedeutendes Denkmal einer modernen Baugesinnung darstellt. Ein Zeichen, wie gut man Vornehmheit, Strenge und Wärme

verbinden kann, ohne ewig die Renaissance nachzuahmen. Speer wollte nur eine straffere Organisierung durchführen, forderte und erreichte beim Führer die Herauslösung der Technik aus der Ostverwaltung. Was die anderen dann auch nicht schlafen ließ, um — wildgewordene Kleinbürger — ihre „Zuständigkeit“ über die notwendige eine Repräsentation des Reiches gegenüber den Völkern Osteuropas zu setzen.

★

Ein dauernder latenter Spannungszustand herrschte zwischen mir und Dr. Robert Ley, dem Reichsorganisationsleiter und Chef der späteren Deutschen Arbeitsfront (DAF), nicht aus feindlicher Gesinnung, sondern trotz beiderseitiger dauernder Bemühungen, ein gutes, ja ein kameradschaftliches Verhältnis durchzuhalten. Es lag etwas zwischen uns, das ich nicht näher in seinen tieferen Gründen erforschen will, was immer wieder zu gelegentlichen Explosionen seinerseits und manch hartem Wort meinerseits führte. Derartige Spannungen können durchaus fruchtbar sein: in sachlicher Hinsicht als Überprüfung, in persönlicher als Selbsterkenntnis. Ley war Rheinländer, im ersten Weltkrieg als Flieger abgeschossen, zwei Jahre in französischer Gefangenschaft, Chemiker in Leverkusen. An Hitler entzündet, aktiv in Köln, dort Gauleiter, dann zu Strasser beordert; nachher an seiner Stelle tätig. Ley verfügte über starke motorische Kräfte, zahlreich sind seine Anregungen, Gründungen, auch Ausführungen. Überblickt man das Geschaffene, das Begonnene, das Versprochene, dann kann einen auch der Jammer darüber erfassen, daß dies alles in Trümmer zerfallen ist, um einer alten, innerlich überlebten Gedanken- und Organisationswelt zu weichen. Alles, was mit bezahltem Urlaub, dem Amt Reisen und Wandern, der Entrümpelung der Industriebauten, der Kulturvermittlung usw. zusammenhängt, ist ein großer Ansatz einer ins Praktische übersetzten sozialen Denkart unserer Bewegung gewesen. Aber zwei Hindernisse setzte Ley seiner eigenen Wirksamkeit selbst entgegen: Organisationsschematismus und Gigantomachie.

1917 schrieb ich als eine der ersten Bemerkungen in mein Notizheft: Maßhalten sei eine der wichtigsten Forderungen der Kunst, ein noch so richtiges Prinzip, übertrieben angewandt, führe zum Absurdum. Das erschien mir — geschult an Goethe — als ein Gesetz allen Lebens. Ich will nicht behaupten, es selbst immer genügend berücksichtigt zu haben, aber unbewußt hat diese Erkenntnis mein Handeln doch weitgehend bestimmt. Ley war es nun, der aus der allseitig anerkannten notwendigen Disziplin

der Bewegung alle schematischen Konsequenzen zog. Seine Reden über die Herrlichkeit der Organisation vom Zellenleiter bis zum Führer waren oft ermüdend in ihrer Primitivität; aber ebenso klar erschien es, daß vorläufig hier eine Gesamterfassung nicht zu verhindern war, um später nach und nach eine Korrektur zu finden. Die politische Führung von Volk und Reich wurde hier im Prozeß mit einer Genauigkeit nach Leys Organisationsbuch erläutert, wie ich — und wohl auch die andern — dies noch nie gehört hatten. Wollte man Ley ganz ernst nehmen, dann hätten alle künftigen politischen Führer des Reiches durch die Ochsentour seiner Organisation gehen müssen. Das war ein schematisches Abstraktum, das vor dem Leben nie ausgereicht hätte, und gegen diesen Schematismus hätten sich später schon genügend Kräfte aus der Bewegung selbst gemeldet.

Ich stieß mit ihm auf dem Gebiete der Erziehung mehr als einmal zusammen. Ursprünglich hatte er selbst mich gebeten, die geistige Schulung der Partei zu steuern, und der Führer hatte mich dementsprechend zu seinem Beauftragten ernannt. Leider hatte ich versäumt, auch klare Vollmachten feststellen zu lassen. Als Ley sich dann fester eingebaut glaubte, kam es zwischen seinem Hauptschulungsamt und meiner Dienststelle zu manchen Debatten. Ich akzeptierte die Gauschulungsleiter als auch meine Gaubeauftragten. Und als diese sich nach mir ausrichteten, erwachte Leys Widerspruch gegen die Durchbrechung des disziplinären Verhältnisses.

Eine — im Schriftwechsel erhaltene — Auseinandersetzung grundsätzlicher Art ergab sich beim Bau seiner Ordensburgen. Ein guter, richtiger Gedanke, künftige Führer der Partei allseitig vorzubereiten, ihnen einen Überblick über die Geschichte, Politik, Kultur zu geben und sie zugleich in allen Mut- und Leibesübungen auszubilden. Aber dies alles sollte auf straff soldatische Art geschehen und dabei eine Zahl umfassen, die einen persönlichen Entwicklungsprozeß nicht zu sichern schien. Ich schrieb an Ley und warnte ihn, Erziehungsburgen für 1000 „Ordensjunker“ zu bauen. Er antwortete beleidigt. Ich sagte ihm, alle vergangenen Erfahrungen hätten erwiesen, daß nicht eine große Zahl einen Erfolg bedinge, sondern im Gegenteil ihn oft verhindere. Jetzt war er über die Kritik an „seinem“ Gedanken gereizt, sagte, die Partei brauche einen Nachwuchs, der den Ausbildungsmöglichkeiten von vier großen Ordensburgen entspreche. Auch habe der Führer seinen Vorschlägen ausdrücklich zugestimmt; so wuchsen denn durch immer neu hinzugeplante Bauten diese Burgen immer weiter an. Professor Klotz baute Krössinsee und

Vogelsang. Die pommersche „Burg“ legte sich in gutplacierten Bauten, niederen Wohnhäusern, schön um einen großen Festplatz. Die Speise- und Vortragsäle aber ließen *A r c h i t e k t u r* vermissen. Ein Erinnerungsbau an die Opfer der Bewegung bestand aus Säulenumgang mit Strohdach, durchsichtig, einen Rasenplatz abschließend, total verunglückt; so gut an sich das Strohdach für Wohnhäuser paßte, so wenig für Monumentalbauten. Ley war später geknickt, als der Führer etwas von einem „Aschanti-Dorf“ gesprochen hatte. Darauf: Neubau. Irgendwo hatte wohl Professor Klotz in der alten Burgarchitektur des Deutschen Ritterordens die vier wuchtigen Ecktürme mit abstehendem Teil gesehen. Also wurde nun in Krössinsee niedergerissen und gebaut.

In gleicher Weise erging es Vogelsang. Ein großer Fehler, sich auf dieser Höhe den *N o r d - A b h a n g* zu wählen, bloß aus Eigensinn, um am Stausee zu bauen. Abgesehen von manchem Problematischen und dem unmöglichen „Feierraum“ mit einer schlecht geschnitzten männlichen Figur, begannen sich die Planungen immer weiter auszubreiten. So, daß die ursprüngliche Burg nur der kleinere Teil war. Weil Ley keinen organisch umgrenzten Grundgedanken hatte, warf er alles durcheinander: Schulung, Reiten, KdF, Hotelbauten usw. Am bedauerlichsten waren diese Dinge bei der Burg *S o n t h o f e n*, errichtet vom Architekten Prof. *G i e s l e r*. Schön in die Landschaft gefügt, die Laubengänge in schwerer, wahrhaft wuchtiger Holzarchitektur, Hufeisenform offen nach Süden mit weitem Blick auf das Gebirge. Kaum war das abgeschlossen, als Giesler auch hier immer neue Projekte hinzu entwerfen mußte. So entstand dann ein großer öder Kieshof mit einem „Palais“, der zwar groß, aber wegen seiner 6 oder 7 ganz verschiedenen Fenstergrößen nicht monumental wirkte. Wäre es zum Schluß gekommen, so wäre die eigentliche Ordensburg ein bloßes Anhängsel an das übrige geworden. Ohne daß dabei, was mir das Entscheidende schien, jeder Ordensjunker sein Zimmer für sich allein gehabt hätte.

Die Burgen haben sich später für andere Zwecke als nützlich erwiesen: Lazarette, Unterbringung der Adolf-Hitler-Schulen, größere Tagungen usw. Goethe meinte einmal, man könne Fehler machen, soviel man möge, nur *b a u e n* dürfe man keine. So bleiben denn Leys Ordensburgen Zeichen einer guten, gesunden Idee, aber ohne regulierende Kraft eines Bauherrn, sondern als Symbol eines Antreibertums, das sich zudem keines großdenkenden Architekten zu bedienen verstand.

Gleiche Energie setzte Ley für den Bau einer KdF-Urlauberflotte ein. Eine vorzügliche Idee, deutschen Arbeitern für ein billiges Geld andere

Länder zu zeigen, um die Heimat lieben zu lernen; andere soziale Zustände, um auch zu sehen, daß zu Hause mehr für ihre Verbesserung getan wurde; und um die weite See zu fühlen, die Schönheit der Welt in Norwegens Fjorden. Dies Werk ist Ley gelungen, er konnte wirklich stolz auf diese Schiffe sein, der soziale Gedanke war es, der den Neid und Haß gewisser Kreise erregte. Daß der Nationalsozialismus Wünsche erfüllte, die in anderen Ländern leere Worte seit Jahrzehnten gewesen waren oder als dividendenschmälernd bekämpft wurden, darin lag der wahre Ursprung des Hasses; die Anlässe zur Kritik kamen dabei gelegen, um diese Triebfedern nicht aufdecken zu müssen.

Kritisiert wurde in Deutschland der Volkswagen und das Riesenwerk, das für seinen Serienbau in einer neu entstehenden Stadt bei Fallersleben entstand. Theoretisch sagte der Führer, das Auto, das oft als klassentrennend empfunden würde, müsse klassenüberbrückend werden, d. h. nicht mehr kosten als ein Motorrad und für vier bis fünf Personen bequem Platz haben. Die erreichte Konstruktion von P o r s c h e ist muster­gültig geworden. Der Volkswagen erwies sich als schnell, solide und handlich. Kritik an ihm kam von seiten der Biologen und Bevölkerungspolitiker mit der Befürchtung, daß jeder Volkswagen ein Kind weniger bedeute.

Dann begann Ley Bäder durch sein Amt Reisen und Wandern zu bauen. Auch gut, wenn hier der Gedanke der Entspannung, der Einsamkeit berücksichtigt worden wäre. Hier überschlug sich Ley aber, als er ausgerechnet auf Rügen sein Bad der 20 000 zu bauen begann. Giesler klagte lebhaft, als ich ihn entsetzt daraufhin ansprach. Ich sagte ihm, jetzt wolle man Arbeiter und Angestellte aus dem städtischen Betrieb herauslösen und führe sie in einen noch schlimmeren Massenbetrieb hinein. Dazu noch nach Rügen, wo dieser Schwarm der 20 000 alle andern Bäder auch noch mit seinem Lärm überfluten werde. Giesler wies mich auch auf technische Unmöglichkeiten hin. Das neue KdF-Bad müsse z. B. einen eigenen großen Schlachthof errichten; da das Wasser auf der Insel nicht ausreiche, so müsse vom Festland eine Zufuhr gebaut werden und vieles andere. Ley aber veröffentlichte stolz die endlosen Perspektiven der Hallen, des Tanzsaales usw. Hier wurde aus einem sozialen Gedanken der Unsinn Wirklichkeit, ein Bau begann, aus dem das Gegenteil jenes Geistes herauswachsen mußte, der die Voraussetzung seiner grundsätzlichen Planung war.

Der gleiche Wahn beherrschte Ley bei der Kunstvermittlung. Ursprünglich hatte ich den KfdK als „NS-Kulturgemeinde“ umgebaut und ihr eine

Theater- und Konzertbesuchergemeinde eingegliedert. Eine mit kluger Hand durchgeführte Auswahl der Bühnenwerke wurde für geringere Preise einem kulturinteressierten Publikum erschlossen. Zugleich wurde damit schon in vielen Städten der Spielplan selbst reguliert und eine unmerkliche Selbsterziehung der Besucherschaft eingeleitet. Anfangs bewunderte Ley diese Arbeit, stellte Geld zur Verfügung, um sie auch der KdF dienstbar zu machen. Dann forderte er kraft seines Auftrags Eingliederung in seine Organisation. Nach langen und heftigen Auseinandersetzungen fiel der Führer den salomonischen Spruch, im Grundsatz habe ja Ley stets das Organisatorische, ich das Ausrichtende, es wäre also richtig, daß Ley die Organisation der Gesamt-Besucherschaft übernehme.

Und nun wurde aus einem schon recht gut ausgebildeten Werkzeug kultureller Bildung und Steuerung ein Tummelplatz von Zahlenrekorden. Auf jeder Jahrestagung von KdF erschien Ley mit neuen Zahlen von Auführungen und Besuchern. Es wurde damit sicher vieles an Schönstem jenen zugeführt, die dazu bisher keinen Zugang hatten, aber auch der Wert einzigartiger Kunst wie eine Warenhauskonfektion herumgereicht. Ich weiß von KdF-Wochenenden, da am Morgen die 9. Symphonie gespielt, zum Mittag ein Museum besichtigt, am Abend der „Tristan“ aufgeführt wurde . . . Zugleich nahm KdF selbst mehrere Operettentheater in Betrieb, ja Varietés; immer uferloser auch hier. Statt unternehmungsfrohe Persönlichkeiten zu unterstützen, ein Kulturtrust mit abhängigen Beamten geschaffen und schon mit jenen peinlichen Erscheinungen, welche Soubretten und Theaterdirektoren nun einmal bei Anstellung und Rollenvergebung begleiten, hineingetragen in die Büros einer Organisation, die sich nationalsozialistisch nannte und von einem Reichsleiter geführt wurde.

Schließlich begann sich von anderer Seite eine neue Korrekturmöglichkeit anzubahnen: über die Kommunen. Diese leisteten ja große Beiträge für Theater und Orchester, in ihren Bereichen befanden sich selbstlos interessierte Persönlichkeiten. Mit der Leitung des Städtetages hatte meine Dienststelle die besten Beziehungen, wir bestimmten gemeinsam den Volkspreis Deutscher Dichtung und führten jährlich eine Tagung durch. Auch die NS-KG hatte mit ihm gut gearbeitet. Ihr Kulturreferent sprach mehrfach bei uns vor. Nach einer vorläufigen Abmachung mit KdF begann sich eine Lösung anzubahnen, in den Städten möglichst im Ehrenamt die kulturell geeignetste Persönlichkeit gemeinsam mit der Führung der kulturellen Organisation zu betreuen. Also nach vielen Mißerfolgen etwas, was ich sofort gewollt und wozu die NS-KG schon alle Voraus-

setzungen geschaffen hatte. Aber es mußte erst der Weg über Organisationsmachtgier, kulturfeindlichen Schematismus und Gigantomachie gehen, bis das Leben zu erzwingen begann, was für einen nur sachlich, aber mit feinerem Gefühl denkenden Kopf von vornherein als richtig erschienen war.

Und doch: ich bin Robert Ley trotz allem nicht böse gewesen. Im Grunde war bei ihm guter Wille dabei, manche Initiativen zeitigten vieles, was dauernd bleiben konnte. Daß neue Werke in Grünanlagen entstanden, daß in alten Schwimmbecken gebaut, schöne Gemeinschaftshäuser errichtet wurden, dies alles zeigte eben doch einen Motor, der vieles in Bewegung setzte. Sich selbst dann meist auch in einem Umfang, daß die Kolben sich festfraßen.

Ende Mai 1945 wurde Ley zu uns nach Mondorf eingeliefert. Auf einem Hochgebirge beim Wilden Kaiser war er verhaftet worden. Er schwankte in seinen Stimmungen wie früher. Jetzt allerdings menschlich verständlicher. In Nürnberg kam er wie wir alle in die Mühle der Einzelvernehmungen. Seine aufgenommenen ekstatischen Reden wurden ihm offenbar als Verbrechen vorgehalten.

Anfang November 1945 wurde bei einem Anweisungs-Schreiben vermerkt, daß Dr. Ley in einer Form gestorben sei, die einem Selbstmord gleichkomme. Er hatte sich erhängt, wie vor ihm Staatssekretär Dr. C o n t i, der auch mit uns aus Mondorf nach Nürnberg gebracht worden war.

Ich glaube, es war Leys Depression — auch seine von ihm betreute und geliebte Organisation der Politischen Leiter als Verbrecher-Organisation von den Siegern angeklagt zu sehen — die ihn einige Tage nach der Übergabe der Anklageschrift (19. 10. 1945) in den Tod der Verzweiflung getrieben hatte.

★

Manchmal besuchte mich R. W. D a r r é. Ich hatte sein erstes Werk als einen ausgezeichneten Beitrag für das allgemeinvölkische Wollen einer Neuerwurzlung der Nation, nach einer einseitigen städtischen Entwicklung, angesehen. In diesem Buche wurde deutsche Geschichte aus germanischem Bauerntum gedeutet und begründet. Hitler berief darauf Darré in die Parteileitung als Leiter des sogenannten Agrarpolitischen Amtes. Ich lernte Darré damals in München nur flüchtig kennen; einmal nur fuhr ich mit ihm zu einem Besuch beim Fürsten Henckel-Donnersmarck, wobei

er mir erzählte, meine Gedanken über die Bildung eines neuen Adels im „Mythus“ hätten ihn sehr interessiert, da er ein Werk darüber vollende. Ich habe Darré als eine große Bereicherung der Bewegung betrachtet, was er auch bestimmt gewesen ist, so sehr er später kritisiert wurde. 1933 schlossen sich Darré und Himmler (der Dipl.-Landwirt war) eng zusammen, die Bauernführer traten meist der SS bei, und Darré übernahm in ihrer Führung das Rasse- und Siedlungsamt, das er mit viel Umsicht aufbaute. Das war, wie Darré mir später sagte, ein nüchternes Bündnis. Diese auf einer Reise erfahrene Auffassung machte mich stutzig, und ich antwortete ihm, ich meinerseits könne nur den Standpunkt einnehmen, für eine Anschauung einzutreten, auch wenn ich ganz allein bliebe.

Darré war etwas betreten, er wird sicher an dieses Gespräch gedacht haben, als Himmler ihn später aus dem Rasse- und Siedlungsamt hinausdrängte. Die Bauernführer waren der SS eingefügt. Sie angesichts der Exekutivgewalt der SS in ihrer Polizeierscheinung nun von außen herausholen zu wollen, erschien nicht möglich. Darré hat diese Tatsachen als einen Vertrauensbruch Himmlers schwer empfunden, so daß sicher besonders darauf sein ihm später zum Vorwurf gemachtes Mißtrauen zurückzuführen ist. Er fühlte sich überall beobachtet, weil er nicht mit Unrecht fürchtete, daß Himmler ihn weiter einengen und einen Widerstand unmöglich machen wollte. Hier half Bormann, wie ich später erfuhr, besonders mit; aber auch sachlich urteilende Menschen hielten den späteren Darré für einen ganz aus dem Gleichgewicht gebrachten Mann.

Jedenfalls aber hat Darré das große Verdienst, etwas grundsätzlich Wichtiges als Eigenes der Bewegung zugeführt zu haben. Seine Gedanken zur späteren Marktordnung bildeten die entscheidende Grundlage für die Sicherung der ganzen Volksernährung, vor allem in den schweren Jahren des Krieges, als B a c k e in unermüdlicher Arbeit gemeinsam mit I. R i e c k é die praktische Durchführung dieses Programms sicherte.

Als ich eine spätere Forschung mit Hilfe der „Hohen Schule“ vorzubereiten begann, besuchte mich der beurlaubte Darré, und wir besprachen verschiedene noch lange nicht verarbeitete Probleme. Vor allem wollte Darré die Geschichte des deutschen Agrarrechts von seinen germanischen Ursprüngen an genau darstellen und streifte noch mehrere andere Fragen, die seine großen Kenntnisse und geistige Initiative zeigten. Ich habe Darré, der früher sich so kühl über G e s i n n u n g und Kameradschaft geäußert hatte, freundlich empfangen, da er aber Berlin verließ, um in der Schorfheide ein Häuschen zu bewohnen, habe ich ihn erst wieder ge-

sprochen, als er einer schweren Operation wegen den großen Bunkerturm im Tiergarten beziehen mußte. Wir beurteilten die Parteientwicklung in gleicher Weise: die Verstärkung der geistlosen Diktatur des Leiters der Partei-Kanzlei, etwas, das später zu einer Opposition führen mü s s e. Also auch hier die Erkenntnis einer zentralen Erkrankung, für die es gewiß Voraussetzungen vor 1939 gegeben hatte, aber die doch erst durch den Krieg gefährlich für das zu werden begann, wofür wir 20 Jahre gekämpft hatten. Bormanns stilllose Rundschreiben, seine engherzige Beeinflussung bei Ernennung von Gauleitern und ihren Stellvertretern, seine stets auf das Radikale abzielende Stellungnahme auf staatlichem Gebiet usw., wurden als für die Zukunft verhängnisvoll angesehen. Über seine eigene Kaltstellung äußerte sich Darré scheinbar gelassen: hätte er früher die positive Seite des Staatssystems anerkannt, so müsse er ebenfalls auch eine negative akzeptieren, wenn sie ihn auch persönlich treffe. Aber daß ihn das schmerzte, war klar, was deutlich wurde, als er mit fühlbarer Bewegung sagte, der Führer habe, als er von seiner Krankheit erfuhr, ihm persönlich Genesung gewünscht und etwas für sein Wohlbefinden geschickt.

Alles in allem bleiben Darrés Gedanken — nach meiner auch heutigen Anschauung — richtig, gerade j e t z t richtig, angesichts der Zerstörung der deutschen Großindustrie und der vom Schicksal e r z w u n g e n e n weitgehenden Zurückentwicklung auf Kleinstadt und Land. Darrés Gedanken könnten zu einer tiefen Selbstbesinnung des Volkes in seiner heutigen Not und Ohnmacht führen. Wieder, wie vor dreihundert Jahren, muß das deutsche Bauerntum, bei furchtbarer Überlastung durch geflüchtete Städter aus dem Osten, mit der Bildung des Volkstums von der Wurzel aus beginnen. Aus dem Zusammenbruch des Reiches kann der Gedanke Darrés noch seine Mission erweisen, wenn die Fluten von heute sich verlaufen haben werden.

★

Über die Frauenfrage hatte es in der Kampfzeit der Partei, wie über die meisten Probleme, eine harte Auseinandersetzung gegeben. Die Art der politischen Betätigung der marxistischen Frauenführerinnen, andererseits die beschränkte Konvention der Bürgerlich-Nationalen, riefen auch im „VB“ mehrere offene Aussprachen hervor. Im „Mythus“ hatte ich in einer — ich gestehe — nicht immer ganz sachlichen Weise dahingehend Stellung genommen, daß den Frauen alle Bildungsmöglichkeiten offenstehen müßten, daß sie aber nicht Männer-Nachahmung treiben, sondern Selbst-



Vor Schulungsleitern in Österreich

Eine Feierstunde in Berlin





Botschafier Oshima, Admiral z. V. Foerster, Generaloberst Fromm, Botschaftsrat Graf Fecia di Coosato, A. Rosenberg, von Tschammer und Osten und Reichsminister Seldte im Haus der Flieger

Mit dem Botschafier Alfieri, Dr. Dietrich und A. Axmann in der italienischen Botschaft



besinnung üben sollten. Es sei nun einmal *Natur*, daß der Mann mehr architektonisch, die Frau mehr lyrisch an das Leben herantrete. Staatsmann, Richter und Soldat sollte der Mann bleiben, die Frau hätte *ihr*e Aufgabe im Leben des Volkes, sie könne nicht alles andere auch noch tun.

Die Form der Frauenführung in der Partei war umstritten, es fand sich auch keine Persönlichkeit, die imstande gewesen wäre, innerhalb der NS-Bewegung eine zusammenfassende Kraft zu entfalten. Bis der Führer Gertrud Scholtz-Klink beauftragte: Gattin eines Arztes in Baden, mittelgroß, helläugig, mit stets erstaunt wirkenden hohen Augenbrauen und blondem aufgerolltem Haar. Früher im Arbeitsdienst tätig gewesen, fand sie sich bald in eine große Aufgabe hineinversetzt. Ich habe mir diese wachsende Frauenbetreuung erläutern lassen und mich mehr als einmal mit den Gaufrauenschaftsführerinnen im Haus der Reichsfrauenführung in Dahlem unterhalten; auch auf Tagungen gesprochen. „Die Scholtzin“ war eine gescheite Frau, inmitten der ausgeprägten Männerwelt verstand sie es, mit Geschick und zunehmendem Einfluß ihre Stellung zu festigen. Meine Kameradschaft hat sie offen angestrebt, fragte mich über viele Sorgen aus, klagte auch manchmal über schlechte Behandlung, namentlich durch Bormann, sprach mit Ironie über die Eskapaden Leys, auch über sonstige Eitelkeiten des stärkeren Geschlechts. Sie verstand es, eine Uniformierung auch der Frauen zu umgehen, aber fand, soviel ich weiß, nicht zu den Ministerfrauen, sondern blieb in der Männerwelt der Partei. Ihre Tätigkeit hatte zur natürlichen Folge, daß sie, in Berlin wohnend, nicht mehr den Haushalt ihres Mannes in Baden führen konnte. Scheidung, die Kinder blieben bei ihr. Schließlich heiratete sie den sehr anständig denkenden SS-Obergruppenführer *Heißmeyer*, den Inspekteur der Nationalpolitischen Erziehungsanstalten.

Ich habe die Scholtzin stets geschätzt, ohne mir ein endgültiges Urteil über die Leistungen der Frauenschaft bilden zu können. Aber bei den Kindergärten der NSV, bei vielen sozialen Aufgaben ist sie im ganzen Reich tätig gewesen, und im Kriege hat sie sich tapfer gehalten.

Immer habe ich an Frau Scholtz-Klink in Freundschaft gedacht, die nun auch in das Schicksal hineingerissen wurde, in großer Liebe ihrem Volke gedient und ehrlich der nationalsozialistischen Idee Folge geleistet hatte.

So sind es denn sehr viele gewesen, mit denen die Arbeit mich in ganz Deutschland in 25 Jahren zusammenführte. Menschen aus allen sozialen Lagern und verschiedenster geistiger Struktur, die langsam, von einer neuen Idee erfaßt, zusammengeschmolzen wurden, ohne daß dieser Prozeß

zur Reife und allseitig befriedigenden Ausprägung gelangen konnte. Ein Hohenzollernprinz und ein Lokomotivführer sprachen gemeinsam auf Versammlungen, ein ehemaliger Kommunist wurde Gauleiter; ein feudaler Erbprinz zu W a l d e c k trat im Protest zu seinem Vater schon früh der Partei bei. Ab 1933 gesellte sich aber zur Überzeugungskraft der Kampfzeit Ehrgeiz und Karrieresucht, gefährliche Versucher, die manchen unschönen Zug in die siegreiche Bewegung brachten. Ich habe in mehreren Reden ausgeführt, die Gefahren des Kampfes hätten wir überstanden, jetzt müßten wir die Gefahren des Sieges überwinden. Über die s a c h l i c h e Seite dieses Problems vielleicht später. In p e r s ö n l i c h e r Hinsicht verloren Menschen, die 14 Jahre opferten und kämpften, in hochgestellten Posten nicht selten die Haltung. Kleinbürgerliche Instinkte, kleinräumige Vorstellungen, vieles letztlich ein Erbe der Folgen des Dreißigjährigen Krieges, traten erschreckend in den Vordergrund. Es dauerte eine Zeit, bis die Gutveranlagten in die alte Haltung zurückfanden. Wieder zeigte sich, daß die Macht, auch wenn sie ehrlich selbst miterstritten worden ist, für den Ausübenden gefährlich zu werden vermag. Im Großen wie im Kleinen liegt in ihrem Mißbrauch der Zusammenbruch des Reiches nationalsozialistischer Prägung mit begründet.

In den Jahren nach 1933 traf ich viele aus allen Gliederungen der Bewegung: beim Erinnerungstreffen in München in den Tagen des 8. und 9. November, auf dem Parteitag in Nürnberg, auf Kamaradschaftsabenden nach meinen Vorträgen. Ich kann sie hier nicht alle nennen: rührige Gauschulungsleiter, die über vieles Aufklärung suchten; später Austausch gemeinsamer Erinnerungen aus der Kampfzeit mit alten Parteigenossen aus dem ganzen Reich, Kennenlernen neu auftretender Gestalten in den Gliederungen der Bewegung. Viele Menschen tauchten auf, verschwanden wieder, oder ich sah sie in ihren Aufgaben bei Reisen in den Gauen. Alles das, was von ihnen geleistet wurde, ist untergegangen, was sie gefehlt haben sollten, ist Gegenstand internationaler Anklagen und öffentlicher Angriffe geworden. Sie bevölkern heute die Konzentrationslager, welche die Sieger für viele Hunderttausende eingerichtet haben. Der Mahlstrom des Schicksals hat sie mit hineingerissen in den Zusammenbruch des Reiches.

★

Es ist selbstverständlich, daß jede große revolutionäre Bewegung von dynamischen Naturen und nicht von korrekten Beamten ins Leben ge-

rufen wird. Welche Antriebe hier zusammenwirken, läßt sich nur an den Taten der wirkenden Persönlichkeiten ablesen, an der Gestaltung der von ihnen gebildeten Institutionen, an der ausgesprochenen und verteidigten geistigen Haltung gegenüber den andrängenden Problemen einer Epoche. Eine Umwälzung wie die nationalsozialistische erforderte zur Klärung dieser weltgeschichtlichen Lage eine Zeitspanne von mindestens drei Generationen. Zu verschieden waren die geistigen Lager, aus denen die Anhänger vom Magnet einer neuen Idee herausgezogen wurden: sie reichten von den konservativsten Dynastenanhängern bis zu den Kommunisten, von den Gläubigsten der römischen Kirche bis zu den überzeugten Gegnern der überkommenen christlichen Konfessionen, vom Chef größter Industriekonzerne bis zum Handarbeiter. Das Feuer der unmittelbaren Kampfzeit erleichterte die ersehnte Haltung angesichts der außenpolitischen Bedrückung und des vollständigen Versagens der sich immer mehr aufsplitternden Parteienwelt. Neuer Zuzug an Mitkämpfern wurde mit Freuden begrüßt, ohne daß die Tiefe der Ergriffenheit durch den nationalsozialistischen Gedanken stets überprüft werden konnte.

Der 30. Januar 1933, symbolisiert nicht in Barrikadenkämpfen und blutiger Rache, sondern durch einen freudigen Fackelzug vor Hindenburg und Hitler, war der Beginn einer positiven Erprobung. Ich will hier nicht schildern, was alles getan worden ist, um die große wirtschaftliche Verwahrlosung und kulturelle Ver lumpung zu überwinden, die sieben Millionen Arbeitslosen in Arbeit zu bringen und die Gefahr eines Bürgerkrieges zu bannen. Inmitten dieser neuen Epoche traten aber auch Gegnerschaften, stärker werdend, in Erscheinung. An sich etwas durchaus Natürliches, wenn es Wettstreit bedeutet hätte, unschädlich auch, wenn es bloß Widerstreit der Temperamente gewesen wäre. Darüber will ich hier nicht sprechen, sondern nur von Gegnerschaften, welche das Grundsätzliche unserer geistig-charakterlichen Haltung betreffen oder welche eine das Schicksal des Reiches beeinflussende Folge hatten.

Ich will einräumen, daß dieses Urteil meinerseits auch heute subjektiv erscheinen mag, wie es damals Hitler subjektiv erschienen ist, soweit er davon hörte. Aber eine künftige historische Forschung wird feststellen, daß meine Haltung im wesentlichen mit der Wirklichkeit übereinstimmt hat.

★

Es ist mir nicht leicht, über Dr. Joseph G o e b b e l s zu sprechen. Sein Sterben in Berlin gemeinsam mit seiner Frau und fünf Kindern mildert, rein menschlich gesehen, alles Vergangene. Trotzdem bleibt seine Wirksamkeit von 1925 bis zum Zusammenbruch eine geschichtlich zu erforschende Kraft in der Entwicklung der nationalsozialistischen Revolution. Und daß diese offen und geheim von größtem Einfluß gewesen ist, weiß ich genau, wenn auch noch lange nicht in allen Einzelheiten. Da auch meine Tätigkeit einst einer solchen Untersuchung unterzogen werden wird, möchte ich mein persönliches und sachliches Verhältnis zu einem Manne etwas eingehender darstellen, den ich als den Mephisto unserer einst so geraden Bewegung bewertet habe. Nach Wiedererstehen des „VB“ 1925 erhielt ich Besuch eines Pg. aus dem Rheinlande. Er sagte mir, dort lebe ein intelligenter bescheidener Schriftsteller, der sicher gern am „VB“ mitarbeiten wolle. Ich schrieb an die angegebene Adresse Dr. J. Goebbels. Bald darauf kam ein Aufsatz in Form eines offenen Briefes an den Grafen R e v e n t l o w (oder eine andere Persönlichkeit). Ich fand ihn temperamentvoll und veröffentlichte ihn. Dann kam ein neuer gleichartiger Beitrag. Etwas theatralisch, sagte ich mir; er erschien aber ebenfalls. Weitere Aufsätze gleicher Natur habe ich dann (vielleicht noch mit einer Ausnahme) nicht mehr abdrucken lassen. Sie hatten für mich einen so gekünstelten Charakter, daß sie mir nicht innerlich echt erschienen.

Nach längerer Zeit kam Goebbels nach München und sprach im Bürgerbräu. Hitler und ich waren zugegen. Sein Äußeres ist bekannt, ich brauche es nicht zu schildern; ich habe es jedoch damals ohne jede Voreingenommenheit aufgenommen. Goebbels sprach effektiv, mit bewußt zugespitzter Theatralik. Wiederholte meist Hitlers Gedankengänge, besonders jenen stets durchschlagenden Hinweis, daß ein Volk, das zu fünfzig Prozent auf der bürgerlichen, zu fünfzig Prozent auf der proletarischen Seite stehe, durch diese Kräftebindung zu keiner gemeinsamen großen Leistung mehr fähig sei. Diesen Zustand umzuwandeln in eine Front des Zusammenwirkens, sei die Aufgabe der neuen Bewegung. Hitler und ich sahen uns zustimmend nickend an. Ich war durchaus bereit, auftretende Gefühle zurückzustellen. Es verging eine längere Zeit der Rednertätigkeit, dann ernannte Hitler Goebbels zum Gauleiter von Berlin. Und kaum hatte er diesen Posten erhalten, da begann etwas, was die Uressenz aller seiner Reden und Taten gewesen ist: das Zurschaustellen seiner Person in einer seinen jeweiligen Machtmitteln entsprechenden Weise. Zunächst verkündete seine Pressestelle, Hitler habe „seinen besten Mann“ in die Reichshauptstadt geschickt. Dann versandte sie eine Schilderung

eines Besuchs von Goebbels in Sanssouci. Wie er, „auch ein Mann von kleiner Figur“, die Stufen hinaufging zum Schloß . . .

Hier schien sich mir schon jener typisch egozentrische Zug zu zeigen, den ich, anfangs gänzlich unbefangen, bald bemerken mußte und mir später immer neu zu erklären bemüht war. Der Inhalt von vielem, was Goebbels sagte und schrieb, liegt in einem drastischen Wort Wilhelm K u b e s beschlossen, als er das Buch „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei“ kritisierte: „Ich über mich“.

Nachdem Goebbels eine Zeitlang in Berlin tätig gewesen war, erhielt ich plötzlich von ihm eine Beschwerde über den „VB“. Dort sei eine Ankündigung erschienen, daß die Sektion X. der Münchener Partei in dem und dem Gasthof eine Tanzunterhaltung veranstalte. Die SA-Männer Berlins, schrieb Goebbels, erheben die Hände und sind empört über derartige Dinge in dieser ernsten Zeit. Ich schrieb ihm zurück, er solle mich mit solchen jugenhaften Äußerungen in Frieden lassen. — Wie ich dann hörte, benahm Goebbels sich damals wie ein Asket, rauchte nicht, trug eine dunkle Bluse in der Art des Russenhemdes und sprach dementsprechend. Seine Propaganda gegen „das System“ war in der weltstädtischen Bevölkerung zweifellos wirksam. Die ätzende Art seiner Vorträge schien dem Berliner Witz entgegenzukommen, ein begabter Zeichner („Mjölnir“) prägte in immer neuer eindringlicher Wiederholung die Typen marxistischer und jüdischer Gegner in Goebbels Zeitung „Der Angriff“. Rein energiemäßig gesehen, hatte Goebbels eine große Aktivität und außerordentliche Zähigkeit entwickelt. Auch an Mut hat es ihm nicht gefehlt, denn sicher wäre er bei nicht von der SA abgewehrten Überfällen gänzlich wehrlos gewesen. Hitler sagte mir einmal, Goebbels habe ihm mitgeteilt, daß er doch alle Kraft sammeln müsse, wenn er in einer roten Gegend spreche.

Dann erfuhr ich, daß Goebbels bei seiner Auseinandersetzung mit Strasser die Herkunft dessen Mutter in einer Weise bezeichnet hatte, die Strasser schwer diskriminieren mußte. Empört schrieb ich an den gerade in Berlin weilenden Hitler, derartige Methoden dürften nicht geduldet werden. Auch Schwarz sei der Meinung, daß solch ein Mann vom Berliner Posten abberufen werden müßte (Abschrift dieses Briefes in meinen beschlagnahmten Akten). Hitler sagte mir nach seiner Rückkehr, die Herren m ü ß t e n eben zusammenarbeiten. Goebbels gab dann Strasser eine Erklärung ab — und später fiel nicht Goebbels, sondern der wertvollere Strasser zerbrach.

Hitler war zunehmend auf Reisen zu Reden und politischen Unter-

handlungen. Ich weiß, daß er mich mit Absicht davon fernhielt, er konnte mir wohl kaum vergeben, daß ich nach dem November 1923 den grundsätzlichen Kurs gegen seinen Willen bestimmt hatte, auch wenn er später der Wahlbeteiligung zustimmte. Ebenso wußte er, daß ich m e i n e Ansicht über den Streit von 1924 aufrechterhielt, namentlich in Beurteilung der Esser, Streicher, Dinter, Hanfstaengl. (Ich nehme vorweg, daß er Esser später wegen offenkundiger Unzulänglichkeit von jeder politischen Tätigkeit selbst ausschalten mußte, daß er Dinter ausschließen, Streicher beurlauben mußte. Hanfstaengl zwang er durch eine bestimmte Behandlung, außer Landes zu gehen. Ein sauberer, klarer Entschluß — 1925 — hätte so manches spätere erspart.)

Ich sprach Hitler manchmal im Restaurant „Victoria“, da wir beide — ich nur eine Zeitlang — in der Nähe des Max-Monuments wohnten. Er war aber selten auf der Redaktion, so daß ich praktisch in der Behandlung der politischen Themen im „VB“ auf mich selbst gestellt war.

Goebbels heiratete dann die schöne und sympathische Magda Quandt und richtete sich in deren Wohnung ein gepflegtes Heim ein. (Ich war am kritischen 13. 8. 1932 notwendigerweise zehn Minuten dort.) Hitler war Trauzeuge, verkehrte gern im Hause Goebbels am Reichskanzleiplatz; sehr verständlich in seinem Junggesellendasein. Dieses rein Persönliche, später verstärkt durch die vielen Kinder, die bei jeder Gelegenheit mit Hitler fotografiert wurden, bildeten jenes Band, das Hitler an Goebbels festhalten ließ, trotzdem dieser — wie ein guter Kenner, H a n k e , mir einmal später sagte — dreimal auf dem politischen Totenbett gelegen hatte.

Mittlerweile kam die Affäre des Stennes-Putsches in Berlin. Nach allem, was i c h später hörte, ist Goebbels nicht so ganz unbeteiligt an diesem Versuch gewesen, Hitler von der Führung auszuschalten. In Berlin war zeitweise nur die Schriftleitung des „VB“ mit Arno S c h i c k e d a n z die einzige völlig treue Parteistelle. Dort hielt Hitler Besprechungen ab, und dann eroberte er sich das Herz der ja bloß überrumpelten Berliner Partei sehr schnell wieder. Aber Goebbels' Treueversicherungen in München, im „Zirkus Krone“, machten trotz aller Glätte einen unwahrhaftigen Eindruck. Hanke, damals nahe bei Goebbels, später sein Staatssekretär, dann in Unfrieden von ihm geschieden, hat mir anlässlich obiger Bemerkung angedeutet, daß Goebbels dem Hauptmann Stennes nicht ferngestanden hätte.

Als Hitler zur Unterdrückung der Röhm-Revolution Dr. Goebbels nach Wiessee mitnahm, verstand man das in der Partei vielfach so, daß Hitler

ihm habe vor Augen führen wollen, wie er jetzt mit Putschisten umzugehen gewillt sei (Stennes war damals schon Instruktionsoffizier bei Tschiangkaischek). 1933 zeigte es sich, daß die anderen für ihre Verwendung bei einer Machtübernahme gut vorgesorgt hatten. Wenn Goebbels nicht gleich drankam, so hatte er doch schon eine feste Zusage für ein später ganz neu zu errichtendes Ministerium. Er erhielt es auch, und zwar in einer Form, die nicht nur mich, sondern viele wirklich ernst für Kultur und Kunst interessierte Menschen innerlich erschütterte: politische Propaganda mit Kunst verbunden! Ich verstand sehr wohl, daß Kunst in Händen eines Studienrats leicht zu gouvernementhaft behandelt werden konnte. Aber sie war doch seit jeher in allen ihren tieferen Erzeugnissen eine Sache des B e k e n n e n s , nicht Angelegenheit der T a k t i k der Politik.

Die später vom Führer unterzeichneten Vollmachten setzten Goebbels ins Exekutivzentrum für das ganze deutsche Nachrichtenwesen und die geistige Volksbeeinflussung. Ich habe nie ein Hehl in Gesprächen daraus gemacht, daß ich diese Lösung im G r u n d s a t z für falsch hielt, und doppelt falsch, dieses wichtige Instrument in die Hand von Goebbels zu legen. Die Jahrestagungen seiner sogenannten Kulturkammer habe ich n i e besucht.

W e n hatte dieser Mann in der Reichshauptstadt als Künstler gefördert: Hanns Heinz E w e r s und Arnolt B r o n n e n . Beide denkbar morbide Persönlichkeiten. Als dieser Ewers 1932 bis 1933 einen Roman über Horst Wessel zu schreiben begann, habe ich bei Hitler Einspruch eingelegt; Hitler kannte H. H. Ewers wohl kaum genügend. Mein Hinweis, ein derart angefaulter Mann müsse seine Finger von Horst Wessel lassen, beantwortete er mit der Bemerkung, ein solches Werk erschließe der Bewegung vielleicht doch neue Kreise. Goebbels hatte ihm wahrscheinlich von einem großen Einfluß des Ewers in Künstlerkreisen erzählt. Als Goebbels dann später von der neuen Kulturkammer begrüßt wurde, feierte ihn Ewers im Namen der Kunstschaffenden. Dann verschwand er in der Versenkung. Bronnen hatte üble sodomitische Szenen geschrieben, ein innerlich zerspaltenener Mensch. Goebbels hielt ihn später eine Zeitlang als Intendant des Fernseh-Senders, aber auch da wurde er unmöglich und verschwand endgültig. Im Laufe dieser Jahre ist aus dem Munde von Dr. Goebbels kein originales, schöpferisches Wort über die Kunst gesprochen worden, wohl aber hörte man Phrasen vom Lorbeer auf Künstlerstirnen und glatte Passagen aus Gesprächen mit dem Führer.

Seitdem Goebbels Herr der Propaganda war, wurde die deutsche

Öffentlichkeit in wohlpräparierten Abständen mit Bildern von ihm versehen: Goebbels beim Führer am Kamin auf dem Obersalzberg, auf dem Weihnachtsmarkt mit seiner Tochter, am Schreibtisch in wichtigen Besprechungen, bei einer Rede in Berlin, Köln, Hamburg usw. Seine Reden mußten immer sehr lang wiedergegeben und nach Stichworten kommentiert werden. Das große Werk der NSV (WHW), ein ausschließliches Verdienst von Hilgenfeldt, wurde von Goebbels im Sportpalast erörtert und in seinen Leistungen vorgezeigt. Hilgenfeldt durfte nur das „Heil“ auf den Führer ausbringen.

★

Ich hatte eine derartige Entwicklung befürchtet. Im „Mythus“ hatte ich die Partei symbolisch einen „Deutschen Orden“ genannt und gesagt, wenn auch bei Beginn einer Neugestaltung „lutherhafte Naturen“ überwiegen müßten, so sollte dem „Bismarck-System“ im Interesse der Zukunft zu Gunsten des „Moltke-Systems“ entsagt werden: an Stelle des Konzentrierens aller Funktionen an einer Stelle und der damit notwendig verbundenen Hinabdrückung der anderen, die Förderung des Prinzips des pflichtbewußten Widerspruchs, wie ihn der Chef des Generalstabs bei einem Befehlshaber gegebenenfalls selbst protokollarisch niederlegen mußte. Ich sagte ferner, hier für jeden etwas erfahrenen Nationalsozialisten deutlich auf Goebbels gemünzt, im Zentrum des Ordens müsse absolute Gradlinigkeit herrschen, hier müßten alle sonstigen, auch propagandistischen Rücksichten zurückstehen. Das ist leider nicht geschehen. Früher verstand man in Deutschland überhaupt nichts von Propaganda, jetzt übertrieb man sie und schrieb ihr eine viel zu große Macht der Menschenformung zu. Vielleicht hätte sie im nationalsozialistischen Staat auch vieles erreicht, wenn sie klug und gut gewesen wäre. Im Unterschied zu manchen am Führertisch hielt ich sie weder für das eine noch das andere. Immer wieder empfand ich gegen die Prägungen einen inneren Widerspruch, sah keine vernünftige Hinlenkung zu dem oft Notwendigen und Guten. Ich habe das beim Führer einmal deutlich zum Ausdruck gebracht und gesagt, daß diese Reaktionen auch bei anderen zu bemerken wären, was ein betretenes Schweigen am Tisch, beim Führer ein Vertiefen in seine vegetarische Speise zur Folge hatte. Lange Zeit wurde z. B. noch im Kriege die Fassade der Warenauslage in den Geschäften durchgehalten. Bei allen Inhabern und Angestellten wurde, wenn immer wieder die Käufer kamen, um nach den ausgestellten Gegen-

ständen zu fragen, ein millionenfacher zermürender Bedienungsunmut hervorgerufen, da es die Artikel doch nur noch in der Auslage gab. Schließlich wurde diese Täuschung aufgegeben. Oder die Propaganda sprach nicht von Magermilch, wie es der Wahrheit entsprach, sondern wählte einen ganz anderen Ausdruck: Anlaß zu jahrelangem Spott in allen Milchläden. Das waren Ausflüsse eines das anständig-gesunde Fühlen des deutschen Volkes unterschätzenden Denkens.

Im Kriege schrieb Goebbels in der großen Wochenzeitung „Das Reich“ stets den Leitaufsatz, der dann noch zweimal über alle Sender verlesen wurde. Zweifellos eine Energieleistung, an die nicht jedesmal mit kleiner Kritik herangetreten werden sollte. Aber wenn ich aus dienstlichem Pflichtgefühl mich überwand, das Geschriebene manchmal genauer zu lesen, dann fand ich namentlich die Polemik gegen unsere Gegner derart formatlos, daß ich Göring zweimal Beschwerdebriefe schickte. Ich sagte ihm, er sei doch Vorsitzender des Ministerrats für die Reichsverteidigung, er müsse dafür sorgen, daß der deutsche Propagandaminister nicht „Chur-chill an den Rockschoßen“ hängen bleibe. Göring versicherte später, er hätte das dem Führer gesagt, dieser habe erwidert, Rosenberg hätte recht, es sei Quatsch, was Goebbels schreibe. Aber es änderte sich nichts.

Wenn der Führer in Berlin weilte, dann war Goebbels täglich bei ihm zu Mittag. Wenn ich etwa in vierzehn Tagen oder drei Wochen auch beim Führer speiste, saß er fast ständig auch da. Er bemühte sich, irgendein Erlebnis anzubringen, einen boshaften Witz über einen Abwesenden zu erzählen. Das war bei ihm erprobte Methode, den Führer zu unterhalten und langsam Vorbehalte gegen bestimmte Menschen großzuziehen. Er konnte manchmal ganz unterhaltsam sein, spielte charmant den Kunstbegeisterten, wenn der Führer z. B. über etwas sehr Schönes der neuen Skulptur sprach, oder erhöhte geschickt Sarkasmen, die der Führer über irgendein Ereignis zum besten gab. An den Abenden pflegte der Führer oft den einen oder anderen zu einem langen Gespräch am Kamin einzuladen: Goebbels, Ley und einige andere waren hier außer der üblichen Tafelrunde bevorzugt. Ich kann darüber nichts aussagen, weil ich nicht ein einziges Mal dazu eingeladen worden bin. Hier wurde sicher die Seite des Gefühls gepflegt. Entschlüsse der leidenschaftlichen Seite sind bestimmt in diesen Stunden geboren worden. Goebbels führte über die Gespräche mit dem Führer ein fortlaufendes Tagebuch, um sie einst durch eine gefilterte Veröffentlichung zu verwerten. Da sein „Vom Kaiserhof zur Reichskanzlei“ wenig Befähigung zur exakten Darstellung und Erfassung des Konkret-Wesentlichen gezeigt hatte, konnte ich mir leicht ausmalen,

wie die Darstellung der vom Führer ausgesprochenen Anschauungen ausgefallen wäre. Außerdem natürlich die Herausstellung des innigen Verhältnisses von „unserem Doktor“ zum Führer.

Goebbels erreichte es sehr bald, daß Darré seine Dienstwohnung im Garten seines Ministeriums an der Wilhelmstraße durch Führeranordnung räumen mußte. Das Haus wurde niedergerissen und ein neues für Goebbels errichtet. Es wird sicher sehr schön ausgestattet worden sein, ich bin nie darin gewesen. So hatte er sein Ministerium gegenüber der Reichskanzlei, sein Diensthause an der Wilhelmstraße, seine Privatwohnung auf Schwanenwerder, wo der Führer, wie ich hörte, auch seine Zimmer hatte; die Kinder gratulierten in seinem Namen dem Führer, täglich war Goebbels zum Mittag . . . mit tausend Wurzeln hatte er sich am Starken festgesaugt, der sich nicht mehr befreien konnte, ohne sich selbst bloßzustellen. Trotzdem ist es, auch nach Stennes, ein paar mal doch beinahe soweit gewesen. Da hier jedoch familiäre Dinge eine Rolle gespielt haben, sehe ich keine Ursache, dies zu behandeln.

Ich habe mich bemüht, auch Goebbels rein menschlich Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Er war, durch seinen Klumpfuß, aus allem Wettstreit der Knaben, von allen ihren Freuden geschieden. Er mußte mit Schmerz — und schließlich mit Neid — beobachten, wie sie alle stark und gesund in das Leben traten. In Heidelberg als Student konnte Goebbels zusehen, wie die Burschen hinausfahren, mit den Mädels spazierten. Alle seine Energien mußten sich in einem Brennpunkt sammeln: diesen Gesunden, Frohen, Geraden zu zeigen, daß er auch etwas leisten könne. Die Revolution fand ihn glühend. Stürtz und andere haben mir erzählt, wie sie damals gleichsam Parallelrollen zur französischen Revolution spielen wollten. In Opposition zur Geltung zu kommen, das erstrebte auch Goebbels, als er sich mit Aufsätzen und Reden anmeldete. Aber, das will ich durchaus festhalten, er hat doch Deutschland geliebt. Das hat auch ihm die Wende zu Hitler gegeben. Es war jenes Gute, das auch in Goebbels vorhanden war und seinem äußerlichen Gehaben die Ausstrahlungskraft eines wirklich doch zuzugestehenden Echten gegeben hat.

Die Entwicklung der nationalsozialistischen Bewegung zur stärkeren Betonung des Gesunden, die rassenhygienischen Überlegungen, die Rassenfrage überhaupt, hatten die menschliche Stellung von Goebbels immer schwieriger gestaltet. Ich glaube aber, daß alle bereit gewesen sind, für diese persönliche Lage Verständnis aufzubringen und Leistungen von Goebbels anzuerkennen, um so mehr, als er sich eines derartigen Schutzes erfreute, wie ihn der Führer Goebbels dauernd angedeihen ließ. Dieser

antwortete nun nicht auch mit Achtung und Anerkennung, sondern mit immer stärkerem Einsatz der ihm anvertrauten staatlichen Mittel zur Aufzwingung seiner Person in der dauernden öffentlichen Behandlung in Film, Rundfunk und Presse, welche anderen nach Möglichkeit, je nach seinen Sympathien, gesperrt wurden. Ich habe am Führtisch seitens Goebbels nie ein gutes Wort über einen anderen gehört, wohl aber immer die Unterstützung, wenn eine Kritik ausgesprochen wurde.



Trotz aller offensichtlichen Führerförderung lebte in der Partei eine steigende gesunde Abwehr, die in zwei besonders klaren und für die Disziplin der Parteigenossen ganz ungewöhnlichen Demonstrationen deutlich zum Ausdruck kam. Es waren dies die etwa 700 Menschen umfassenden Versammlungen der Kreisleiter, also jener, die, unmittelbarer als die Gauleiter, mit dem Volk in ständiger Berührung lebten. Goebbels wollte sich einmal als ein besonders alles Überblickender hinstellen und hielt keinen Vortrag, sondern ersuchte, ihm Fragen zu stellen. Bei der Beantwortung war er zum Teil oberflächlich, bei mangelnder Aufklärung wollte er die anderen hochfahrend behandeln. Die Reaktion waren dann doch Zwischenrufe, Scharren und Pfeifen. Goebbels mußte wütend abziehen. Mutschmann sagte mir, man müsse im Lande immer wieder reparieren, was von Goebbels an Schaden angerichtet würde. Bürckel erklärte mir mehrfach, kein Propaganda-Ministerium sei besser als ein solches. Nachdem eine lange Zeit verstrichen war und eine neue Kreisleitertagung in Sonthofen stattfand, wurde von höchster Stelle befohlen, sich jeder mißbilligenden Äußerungen zu enthalten. Goebbels versuchte mit einer langen Rede Boden zu gewinnen. Es rührten sich etwa zehn Hände. Unter kaltem Schweigen verließ er diesmal den Vortragssaal, was ihn nur zu weiteren Anstrengungen veranlaßte, seine Person im Vordergrund der Berichterstattung zu erhalten.

Ein erschütterndes Beispiel für diese ungesunde Sucht und die Verständnislosigkeit für die allgemeine charakterliche Ablehnung dieses Mißbrauchs öffentlicher Mittel war sein Familienfilm während des Krieges. Ich habe ihn nicht gesehen, mein persönlicher Referent Dr. Koeppen hat mir jedoch mit schamrotem Kopf darüber berichtet. Familie Goebbels in Schwanenwerder, hackenschlagende Diener, die Königskinder inmitten von zahlreichen Spielsachen und Seidenkissen. Im deutschen Volk war der alte soziale Neid weitgehend überwunden, niemand verargte einer führenden

Persönlichkeit eine entsprechende Dienst- oder Privatwohnung. — Aber dieser Versuch, inmitten des Krieges derartig aufdringliche Vorführungen durchzusetzen, zeigte, daß diesem Mann tiefere Gefühle von Anstand und Rücksicht allmählich gänzlich abhanden gekommen waren. Koeppen erzählte mir, der Film hätte vielfach lauten Protest hervorgerufen, er selbst hätte voller Wut und Scham das Kino verlassen. Nach einiger Zeit soll dann der Film zurückgezogen worden sein.

Jede gerechte Beurteilung geschichtlicher Entwicklungen wird unterscheiden zwischen Worten und Taten einer Kampf- oder Kriegszeit und den staatlichen Maßnahmen, die ein siegreiches Regime durchführt. Eine solche Beurteilung wird auch Nachwehen einer Revolution und die Folgen stets vorhandener menschlicher Leidenschaften als unausweichlich in Rechnung stellen. Um so mehr erschien es allen als ein Zeichen großer Besonnenheit, daß der Führer nicht nach Rache und Guillotine rief, sondern sich bemühte, seine Revolution in das Bett einer neuen festen Staatlichkeit zu lenken. Eine erst in Zukunft mögliche erschöpfende Darstellung wird feststellen können, inwieweit die provokatorische Tätigkeit der überall unterstützten Emigranten hierin eine Änderung herbeiführte, auch wohl gewisse Enttäuschungen im Innern, oder auch dauernde, auf seinen Gefühlen spielende Einflüsse, die bei ihm nicht selten kluge, vorsichtige Konzeptionen durchkreuzten. Nach allem, was ich beobachten konnte, ist es hier Goebbels gewesen, der beim Führer gerade jene Gefühle gereizt hat, Handlungen radikaler Art als besonders „echt revolutionär“ darstellte, wohl um den Nationalsozialismus nicht „verbürgerlichen“ zu lassen. So stand denn Goebbels hinter allen Exzessen so peinlicher Art wie der Bücherverbrennung, dem Boykotttag, vor allem aber hinter der anti-jüdischen „Aktion“ vom 9. bis 10. November 1938.

Selbst unsicher im begründeten Urteil über die ganze Tiefe des Kulturverfalls, suchte er nach einem Effekt und setzte diese Buchaktion mit theatralischer Rede und Filmwochenschau in Szene. Als ich am 10. 11. 1938 im Wagen durch Berlin fuhr, sah ich viele zerschlagene Fensterscheiben, einige Zeit später eine ausgebrannte Synagoge. Ich sprach in meiner Dienststelle über die unwürdige Art derartiger Exzesse, hörte, Goebbels sei der Initiator gewesen, Göring hätte aber eingegriffen. Zuerst glaubte ich, diese „Aktion“ hätte sich auf den Gau Berlin beschränkt, dann erfuhr ich, daß sich das gleiche auch in anderen Gauen abgespielt habe.

Alle Herausforderungen von außen, wie die Morde in der Schweiz und in Paris, hätten uns nicht aus der Ruhe bringen dürfen. Andererseits war es angesichts der ganzen Tätigkeit im Auslande nicht leicht, diese Ruhe zu

bewahren. Aber e i n e r hätte das können müssen. Bei solch schwankender Lage entscheiden oft k l e i n e Gewichte den Gang der Geschichte. Und Goebbels ist es — neben ein paar andern — gewesen, der, immer gegenwärtig, s e i n Gewicht stets auf die Seite aufzischender Gefühle legte.

Er war dabei gar nicht echt gefühlvoll. Mit seinen Mitarbeitern ging er kalt um, er glaubte darin etwas „Staatsmännisches“, so etwas wie „Staatsraison“ zu sehen.

In seiner Kriegspropaganda hatte er sich vollkommen festgelegt für sein Verbleiben in seinem Gau und mit verwandten Versprechungen. Seine Lage war in jeder Hinsicht Ende April ausweglos geworden. Er wußte im Grunde ja doch, trotz aller Betäubungsversuche, daß seine Stellung n u r durch den Führer gesichert war. So zog er die Konsequenzen. — Es bleibt trotz allem eine menschliche Tragödie, mit seinen eigenen Kindern in den Tod zu gehen. Darauf hatte auch ich mich mit meiner Familie vorbereitet, ehe ich durch Befehl am 20. 4. 1945 nachts nach Norden verwiesen wurde. Und es ist a u c h eine Tragödie, den Siegern als Anklägern ein Jahr lang täglich ins Gesicht sehen zu müssen und an der Stelle von Goebbels und anderen für d a s angeklagt zu werden, was sie in erster Linie mit verursacht haben.



Er war nicht der einzige, sondern d r e i sind es nach und nach geworden, die den Nationalsozialismus in die Gefahr der Entartung brachten. Außer Goebbels noch Heinrich Himmler und Martin Bormann.

Mit Heinrich H i m m l e r ist es mir gänzlich anders ergangen als mit Joseph Goebbels. Er erschien im Gefolge Strassers, erinnerlich später als Fahnenträger der sogenannten „Reichskriegsflagge“ vor dem Münchener Kriegsministerium am 9. 11. 1923. Dann wurde er Vertreter von Goebbels in der Propaganda, um später die SS, d. h. die Schutz-Staffel, zu übernehmen. Diese Aufgabe erforderte tapfere und umsichtige Männer, denn unsere Redner zu bewachen und Gefahren von ihnen abzuwenden, sie persönlich zu begleiten, war damals nicht ein Amt für Streber, sondern verlangte mutigen Einsatz. Daher konnte niemand auch nur die geringste Gefahr einer Verbindung zwischen Himmler und der SS erblicken. Auch nicht, als er sie straff auszubauen begann, selbst nicht, als er später die Polizei in den Ländern und im Reich übernahm.

H i m m l e r stammte aus einer extrem klerikalen Lehrerfamilie. Er entzog sich diesem Einfluß und erklärte sich als Gegner dieses ganzen politischen Katholizismus, ja des römischen Priesterwesens überhaupt. Er

war Landwirt; wir sprachen uns auf Bauerntagen in Goslar. Da waren ebenfalls gleichlaufende Gedanken, Himmler betonte auch stets seine mir verwandte Haltung. Eine gemeinsame Sympathie hatten wir in der Erforschung der Vor- und Frühgeschichte. Ich hatte im KfdK Professor Reinerth (Tübingen) als Mitarbeiter, der schon 1932 ein Reichsinstitut für deutsche Vorgeschichte gefordert hatte, und, als Schüler Kossinnas, eifrig, besonders seit 1933, für dessen Errichtung unter seiner Leitung wirkte. Himmler gründete nun sein sogenanntes „Ahnen-Erbe“, als Forschungs-Stiftung. An sich hätte ich gegen ein solches wissenschaftliches Interesse nichts einzuwenden gehabt, aber wie er dieses im Laufe der Jahre zeigte, gab mir von dieser Seite einen wenn auch lange nicht vollständigen Einblick in die Untergründe in seinem Charakter.

Ein Dr. Teudt hatte sich ein großes Verdienst um die Erforschung der sogenannten Externsteine erworben und eine Gesellschaft zur Förderung der Arbeit gegründet. Darauf hatte Himmler sein Auge gerichtet. Durch deutlichen Druck, am Gauleiter vorbei, wurde Teudt veranlaßt, diese Gesellschaft in das „Ahnen-Erbe“ einzugliedern; damit war er ausgeschaltet, er übergab sein Material, wurde „Ehrenpräsident“ seines früheren Vereins; später durfte er aber selbst keine Führungen mehr veranstalten, weil Himmlers neue Forscher andere Ansichten vertraten als er. Ich erfuhr diese Dinge nach und nach. Sie zeigten den Machteinsatz der für ganz andere Zwecke geschaffenen SS bzw. der Polizei, die ja jetzt dahinter stand, und die Verwandlung einer Forschungsgemeinschaft in ein Instrument persönlichster Absichten. — Hand in Hand damit ging die Ernennung einer großen Anzahl von sogenannten „Ehrenführern“. Schon Röhm hatte damit in der SA begonnen, Himmler führte es fort, um durch dieses Mittel Beamte, Wissenschaftler, Schriftsteller usw., die weder mit dem Kampf der Partei noch allgemein mit dem Nationalsozialismus etwas zu tun hatten, an sich zu binden, sie dann abhängig zu machen, ihre Kräfte für die SS, schließlich für sich in Dingen einzusetzen, die mit den Aufgaben der SS aber schon gar nichts Gemeinsames aufwiesen.

Ich habe ihn darüber mehrfach zur Rede gestellt. Er antwortete, ich müsse verstehen, daß die Polizei es leider nur mit den dunklen Seiten des Daseins zu tun habe; um hier einen Ausgleich zu schaffen, wolle er seine ihm Unterstellten an wissenschaftlichen Fragen interessieren. Er möchte mir in meiner Aufgabe nicht in den Weg treten, aber er bäte auch mich, Verständnis für seine Lage aufzubringen. Ich habe ihm geantwortet, daß ich mich über das geschichtliche Interesse freue, aber es als nicht möglich erachte, wenn er Einfluß nehmen wolle auf Personalfragen und seine

Organisation für Dinge einsetze, die für diese Zwecke nicht eingerichtet worden sei und auch kaum als wissenschaftlich kompetent angesehen werden könne. — Himmler ist in diesen Jahren zweimal am Nachmittag bei mir im Hause gewesen, wo diese Fragen nochmals durchgesprochen wurden. Aus der Forschungs-Gemeinschaft e. V. war mittlerweile ein Amt der SS geworden, sein Chef, der ehrgeizige Professor Wüst, tat sich im Einsatz der SS besonders hervor. Himmler sagte mir, er würde Wüst veranlassen, mich aufzusuchen, um alle Mißverständnisse auszuräumen. Es ist aus allen diesen Besprechungen nichts geworden, weder besuchte mich Dr. Wüst, noch stellte Himmler seine Bemühungen ein, auf dem Weg über die Uniform Wissenschaftler seiner Autorität einzufügen.

Nach dem Anschluß Österreichs kündigte das „Ahnen-Erbe“ die Übernahme einer großen Anzahl neuer Zeitschriften gänzlich verschiedenen Inhalts an: sie waren also in der gleichen Weise „übernommen“ worden wie einst der Verein des Dr. Teudt. Im Verlauf des Krieges, besonders als He y d r i c h nach Prag ging, wurde der Plan, eine „SS-Universität“ zu gründen, in dem Sinne gefördert, daß Prag diese Hochschule bekommen sollte. Himmler war sehr genau bekannt, daß der Führer mir die „Hohe Schule“ als künftige zentrale Forschungs- und Lehrstätte übertragen hatte und daß es nicht nur ein Gebot kameradschaftlicher Loyalität, sondern dienstlicher Verpflichtung gewesen wäre, sich mit mir ins Einvernehmen zu setzen. Er tat das Gegenteil; ich konnte später seine Wirksamkeit nicht mehr anders auffassen, als daß Himmler, noch ehe sich die „Hohe Schule“ etabliert hatte, die für uns in Frage kommenden Forscher in der SS zu binden und weite Forschungszweige zu beherrschen suchte: mich also auch abhängig von seinen Wünschen machen wollte, um gleichsam eine „Partei-SS-Forschung“ einzurichten.

In der weiteren Verfolgung dieser Absichten gründete er den Nordland-Verlag, in dem Romane, Werke zur Judenfrage usw. erschienen, zum Teil eine Auswertung einst von der Polizei beschlagnahmter Bibliotheken marxistischer und anderer Emigranten und Institutionen. Er ließ die nicht ihm verpflichteten Forscher in diesen Büchereien nicht arbeiten, sondern begann, wiederum von der Polizei her, Forschung zu betreiben. Neben dem Politischen drohte hier die große geistige Gefahr einer Dogmatik, und mein Verhältnis zu Himmler wurde immer gespannter. Ich habe mir bei Beurteilung Himmlers dann kein Blatt vor den Mund genommen und mehrfach gesagt: „Man kann zehnmal aus der römischen Kirche austreten und doch ein Jesuit sein.“

Dienstlich hatte ich nur mit dem Schulungsamt der SS unmittelbar zu tun. Dieses gab die sogenannten SS-Leithefte heraus, gegen die sich nichts einwenden ließ. Sie waren von charakterlich guter Haltung, in Schilderungen aus Geschichte und Gegenwart wurden Beispiele pflichtbewußten Wirkens erläutert. Aussprüche großer Männer ergänzten dies in oft sehr wirksamer Weise. Das gleiche galt von manchen Veröffentlichungen des Nordland-Verlages. Dann hörte ich, daß Himmler für die SS Heilkräutergärten anbauen lasse. Das erschien mir gut und gesund; das später von ihm herausgegebene Heilkräuter-Buch soll ebenfalls einwandfrei gewesen sein.

Hinzu kam, daß in der SS aus alter Zeit viele ausgezeichnete Männer ihren Dienst taten, zweifellos getragen vom anständigsten Willen, Volk und Reich zu dienen. Der Polizei als neuer Truppe wurde das beste Verhalten zum Publikum eingeschärft, der Schupo sollte ein Helfer und Freund des Volkes sein. Der Gummiknüppel, ein Werkzeug, das wir aus der Kampfzeit gehaßt hatten, wurde abgeschafft. Dies und manches andere waren wieder Dinge, die zweifellos als Zeichen eines positiven Wollens und psychologischen Verstehens aufgefaßt werden mußten.

Daß die Polizei rückfällige Verbrecher bis auf weiteres in Haft nahm und eine Anzahl krimineller Gegner in Konzentrationslager brachte, erschien durchaus natürlich. Die NSDAP hatte über 300 einzeln Gemordete, 40 000 Verwundete durch kommunistische Gewalttaten, Hunderttausende waren aus Arbeit und Brot gejagt worden. Eine Entladung der Gefühle wäre wie in jeder Revolution möglich gewesen. Daß man hier nur einige Tausende eingesperrt hatte, wurde als durchaus richtig aufgefaßt, wobei gewisse Ausschreitungen als eben unvermeidbare Einzelerscheinungen anzusehen wären. Viele Zehntausende ließ man ruhig ausreisen.

Es wurde mitgeteilt, daß unter 800 verhafteten kommunistischen Funktionären die Vorstrafen im Durchschnitt vier Jahre Gefängnis bzw. Zuchthaus ausmachten. Zudem wurden vom 30. zum 31. Januar 1933 in Berlin ein SA-Führer (Maikowski) und ein Polizist ermordet. In anderen Städten kamen noch das ganze Jahr über politische Mordtaten vor. Daß hier nur mit fester Hand vorgebeugt werden konnte, erschien uns als ein Gebot staatlicher Selbsterhaltung und als Ausschaltung persönlicher Racheaktionen seitens der Bewegung selbst. Auch die Niederschlagung des Röhm-Putsches wurde so gewertet, daß der Führer Ordnung wollte. Mir fiel in seiner Reichstagsrede über diese Angelegenheit auf, daß er unter den Erschossenen auch mehrere Angehörige der SS erwähnte, welche Gefangene mißhandelt hatten. Das konnte nur als Hinweis verstanden werden, um eine tadellose Haltung aller Wachmannschaften sicherzustellen.

Die Greuilmeldungen des Auslandes über Morde unsererseits, wie sie angeblich in Massen vor sich gingen, wurden der Öffentlichkeit mit Empörung mitgeteilt und im vollen Bewußtsein einer geübten Beherrschung gegenüber Gegnern eines vierzehnjährigen Ringens auch so aufgenommen. Ein entscheidender Grund, warum sie auch später nicht geglaubt wurden, als sich jenes abzuspielen begann, was sich, heute zweifellos, unter der Herrschaft des Heinrich Himmler und einer Anzahl großenwahnsinniger Unterführer in so erbärmlicher Weise als Tatsache herausgestellt hat.

*

Als ich das Ost-Ministerium erhielt, merkte ich die politische Gegenwirkung Himmlers; Heydrich stets als treibende Kraft dahinter. Gegen meinen Widerspruch erhielt die Polizei völlige Unabhängigkeit. Die noch rein theoretisch vorhandenen Bindungen wurden in der Praxis auch noch abgestreift und Befehle ausgeführt, die ich erst jetzt in Nürnberg zur Kenntnis erhielt. Aber daß hier gegen den „Theoretiker“ Rosenberg eine systematische Unterminierungsarbeit begann, wurde immer deutlicher fühlbar, wenn ich auch — noch immer in alten Kameradschaftsvorstellungen befangen — diese Methoden erst nach und nach zu erfassen begann. Denn, wenn ich Himmler sprach, war er die Liebenswürdigkeit selbst, erzählte alles mögliche, tat, als ob er meinen Ansichten großes Gewicht beilegte. Auch der Verbindungsmann zu ihm, SS-Obergruppenführer Berger, betonte nicht nur eine persönliche Verehrung (ich glaube selbst heute noch, daß dies ehrlich war), sondern auch den Willen zur sachlichen Verständigung, wobei er seine Gegnerschaft gegen das System Heydrich deutlich zum Ausdruck brachte.

Einmal hatte ich allerdings — gleichsam als Vision — ein unheimliches Gefühl. Berger hatte mich und Schickedanz in sein Dienstgebäude zu einem Glase Wein geladen. Von meinem Sessel aus sah ich auf ein vergrößertes Photo Himmlers, das im Nebenzimmer hing. Unwillkürlich mußte ich immer wieder hinsehen. Und da fiel mir ein, daß ich Heinrich Himmler nie hatte richtig in die Augen schauen können. Stets blieben diese zwinkernd hinter seinem Zwicker verborgen. Jetzt aber sahen sie mich vom Lichtbild unbeweglich an. Und ich glaubte in ihnen eines zu sehen: Heimtücke. — Ich sprach mit Schickedanz am nächsten Tag darüber. Und Himmlers anderes Wesen glaubten wir bei der Überprüfung seiner uns bekannten Handlungen deutlicher zu erkennen: auf Grund der polizeilichen Machtposition durch Abschreckung und Versprechungen Position

um Position zu sichern, um, in allen Dienststellen verankert, schließlich — so oder so — die Nachfolgerschaft Hitlers anzutreten. Ob es sich um Verlage, Kunstanstalten, medizinische Zeitschriften, Volkstumsfragen, Porzellanmanufakturen, KZ-Lager, Anpflanzungen der Kog-Sagys-Gummiwurzeln, schließlich um den Aufbau der Waffen-SS handelte, alles das war nur, wie ich später sagte, ein „Punktesammeln“.

Die SS war schon lange nicht mehr nur eine Auslese durch Härte, sondern auch teilweise ein Sammelbecken von Ehrgeizlingen aller Berufe geworden, um mit Hilfe der Macht sonst sachlich nicht berechnigte Positionen zu erlangen. Ob auf dem Gebiet der Volkskunde Typen wie H a r m - j a n z Professorentitel erhielten und ein Professor W u e s t freie Bahn für Ausschaltung unliebsamer Wissenschaftler bekam, das diente alles dem gleichen Zweck, wie die später in Erscheinung tretende Gegnerschaft gegen Lutze, gegen mich, gegen manche Generale, welche den Einbruch von Himmlers Einfluß in das Heer abzuwehren bemüht waren.

Mir war diese Entwicklung auch ohne Kenntnis der näheren Vorgänge unheimlich geworden. Als ich einmal einige Minuten den Führer unter vier Augen sprechen konnte — 1942, es war das letzte Mal —, sagte ich ihm, Himmler habe soviel Aufgaben, er könne sie unmöglich überblicken, was ich in Fragen der volksdeutschen Umsiedlung im Wartheland sehe, zeige böse Vorgänge. Der Führer verstand, sagte aber kurz, Himmler habe seine Aufträge bisher immer gut ausgeführt . . .

Meine Konzeption der Ostpolitik — bei der Unvermeidbarkeit des Konflikts — ist in diesem Prozeß dargelegt worden. Vielleicht kann ich es noch genauer tun, verweise nur auf meine Rede vom 20. 6. 1941 (Dokument 1058-PS). Diese wurde abgelehnt; Himmler brambarbasierte — mit Koch und Bormann — nach allen Himmelsrichtungen. Was ihn nicht hinderte, als doch Freiwilligen-Bataillone der Ostvölker aufgestellt wurden, alles in Bewegung zu setzen, um sie unter seinen Befehl zu bringen. Bei den Esten und Letten ging es schnell, sie rangierten unter den germanischen Völkern. Bei den anderen, früher so verspotteten „Asiaten“ suchte er im FHQ den General der Freiwilligentruppen zu ersetzen, mit dem ich ein gutes Verhältnis hatte. Bei den Kosaken war es gelungen, wenigstens für den Einsatz auf dem Balkan. Mit dem zwei Jahre beschimpften russischen General W l a s s o w — den einzusetzen ich mir ab 1943 die größte Mühe gegeben hatte — wurde dann Ende 1944, durch Himmler veranlaßt, ein großes Theater gemacht, was in dieser Form alle übrigen tapfer kämpfenden nicht russischen Völker des Ostens vor den Kopf stoßen mußte. Himmler kannte nichts vom Osten, was er allmählich über Berger hörte, war

oberflächlicher Art, und — das glaube ich heute, wenn er meine Konzeption sogar als richtig ansah, so wollte er sie verwirklichen, gleich, mit welchen Mitteln, einmal ohne, dann mit Wlassow, alles nur, um in krankhafter Sucht die Macht auszuüben.

Das also war der Werdegang des Fahnenträgers vor dem Kriegsministerium vom 9. November 1923, der dann, auf der Flucht ergriffen, durch Zerbeißen einer Giftampulle sich bei der Verhaftung das Leben nahm, der unter dem Vorwand, für germanische Werte zu kämpfen, einen gänzlich ungermanischen Zug in die ihm anvertraute tapfere SS brachte und diesen Namen befleckt hat, der gern Gespräche über Gedanken und Absichten anderer führte, um bald darauf das gleiche als Konkurrenz aufzubauen, der beauftragt war, das Reich im Inneren zu sichern, und durch sein Wirken Empörung gegen die Führung des Reiches hervorrufen mußte, zuerst bei den Feinden, das konnte man in jedem Fall verstehen, dann bei Halbgewonnenen, dann bei uns, die eine ehrliche große Sache nicht verunstaltet sehen wollten. Der Krieg aber verhinderte eine Änderung, steigerte vielmehr die Macht dieses Mannes in einer selbst 1939 noch nicht zu ahnenden Weise. Und um den Chef des Staates lagerte sich ein Nachrichtenapparat, der den Willen Hitlers, schon vorher verhängnisvoll abgebogen, in die Richtung einer weltgeschichtlichen Tragödie führte, deren Ergebnis die Zertrümmerung eines tausendjährigen Kampfes um das Heilige Deutsche Reich war. Versuche ich mir das Typische an Himmlers Erscheinung zu vergegenwärtigen, was sich in den oft so ganz verschiedenen Äußerungen seines Wirkens zeigt, so ist es der zur exekutiven Macht gelangte Sektierer. Daß Himmler dies auf dem Gebiet der Wissenschaft war, wußte ich lange, gerade hier hatte ich ihn ja am bemerkbarsten erlebt, aber daß dies sein ganzes Wesen überall durchdrang, ist, das muß ich gestehen, mir erst hier angesichts seiner Reden über „die Slawen“, „die Asozialen“ usw. voll zum Bewußtsein gekommen.

Seine wissenschaftliche Sektiererei hatte ich als unbequem, manchmal als aufreizend empfunden, aber ich war auch der Überzeugung, daß ihre Erzeugnisse nach einiger Zeit abgetan sein würden. Ich erlebte ja auch in meinem eigenen Amt manches Ausschlagen. Als ich z. B. das große, in vielem ausgezeichnete Werk „Geschichte der deutschen Stämme“ in den vorliegenden Druckbogen überflog, da fand ich einiges, worüber man sicher den Kopf schütteln konnte. Dann stieß ich aber auf eine Stelle, bei der ich den Humor verlor, und sagte Professor Reinerth, der betreffende Bogen müsse neu gedruckt werden, ich würde sonst kein Vorwort schreiben und müßte gegebenenfalls klar von dem Behaupteten abrücken (es

handelte sich um einen Vergleich mit der Akropolis zu Athen). Das geschah dann auch.

Als ich dann sah, welche merkwürdigen Käuze von Himmler gefördert wurden, dachte ich an jene Erscheinungen, die von 1920—23 in München auftauchten und verschwanden, an das merkwürdige Klopff-Geist-Christentum Dinters, das vergangen war, usw. Im großen Experimentiersaal der Geschichte kommen und gehen die merkwürdigsten Gestalten, ich fühlte es jedoch als meine Aufgabe, vom geistigen Gesicht der Bewegung die amtliche Billigung aller unerprobten Versuche fernzuhalten. In einem besonderen Fall konnte ich das sehr deutlich und für Himmler in peinlicher Form tun.

Die sogenannte Hörbigersche Welt-Eislehre hatte viele Köpfe beschäftigt. Eine Hypothese, mit der sich auseinanderzusetzen Angelegenheit der exakten Forschung war. Möglich, daß sie im Wesen falsch war, wahrscheinlich aber doch, daß bei der Forschung nach dieser Richtung manches entdeckt werden konnte, was man sonst nicht gefunden hätte. Das ist Schicksal so vieler Hypothesen. Himmler stürzte sich denn auch auf die Jünger Hörbigers. In seinen Zeitschriften erschienen Aufsätze darüber, Bücher wurden verfaßt und gefördert, selbst die Zeitschrift der Frauenschaft mußte für die Darstellung dieser Gedanken herhalten. Wenn das mit der notwendigen Zurückhaltung als Unterrichtung über Debatten der Wissenschaft geschehen wäre, so hätte ich keinerlei Einwendungen gemacht. Aber diese Aufsätze waren so abgefaßt, als sei es geradezu Sache der alten nationalsozialistischen Kämpfer, sich für Hörbiger und seiner Jünger Lehre einzusetzen. Darauf erließ ich an die ganze Partei ein Rundschreiben, wonach es nicht Sache der Bewegung sei, amtlich zu kosmo-physikalischen Lehren Stellung zu nehmen. Kein Nationalsozialist könne verpflichtet werden, seine Zugehörigkeit damit zu verbinden. Diese Desavouierung hatte denn auch zur Folge, daß die Debatten dahin verlegt wurden, wohin sie gehörten: in den Kreis der Naturforscher.

Ich fühlte mich deshalb für die Zukunft verpflichtet, die kommende „Hohe Schule“ nur in exakter Methode zu leiten, nur wissenschaftliche Leistungen und Auseinandersetzungen zuzulassen. Unterstützt wurde ich hier von Professor Dr. A. B ä u m l e r , der eine heilsame Kritik an vielen Dingen meiner eigenen Dienststelle ausübte, da auch ich gern manchen seine eigenen Gedanken verfolgen ließ. Daß dabei Bäumler, Professor der Philosophie, selbst auch subjektiv sein mußte, zog ich in Betracht. Jedenfalls hoffte ich, daß Himmlers wissenschaftliches Sektierertum in Zukunft versinken würde, wie alles Ähnliche früher.

Daß es sich hier um einen allgemeinen Charakterzug handelte, alles zu übertreiben, sich zu überschlagen und bei Verfolgung hemmungsloser Ziele alle Rücksichten fahren zu lassen . . . War es eine sträfliche Unterlassung, dies nicht schon 1933 erkannt zu haben? Darauf muß man fragen: durfte man Himmler die heute offenbare Grausamkeit zuschreiben? Welches Recht hätte einer von uns gehabt, ihm einen derartigen Vorwurf zu machen? Hatten wir nicht selbst auch unsere Unzulänglichkeiten? Mußte ich mir nicht auch selbst sagen, daß Einseitigkeiten auch bei uns vorhanden waren und daß sie beim Erkennen möglichst korrigiert wurden? Konnten die Teilnehmer an der französischen Nationalversammlung ahnen, daß ein Mann unter ihnen, Robespierre, sie einst köpfen lassen und ein ungeheures Blutbad herbeiführen würde?

Nein! Historische Entwicklungen entziehen sich der sicheren Beurteilung. Bei vielem Erkennen und Bemühen und auch Gelingen bleibt ein großer Teil unenträtselbares Schicksal.

Schließlich hatte sich gegen Himmlers Polizeiregime schon ein großer Unwille in fast allen Gauen erhoben. Gegen den „Orden der SS“ stellte sich die Partei immer bewußter ein, trotz aller nun einmal nicht zu vermeidenden dienstlichen Rücksichtnahme und auch angesichts vieler einsichtsvoller SS-Führer, welche durchaus bemüht waren, alte menschlich-kameradschaftliche Beziehungen zu erhalten.

Doch es war zu spät. Der Sektierer siegte über die Idee. Es wird lange dauern, bis diese aus den Trümmern des Reiches geläutert wieder emporzusteigen vermag.

★

Im Frühjahr 1944 war ich bei Dr. Meyer in Dahlem zu Gaste. Anwesend war auch Dr. Klopfer, Bormanns Staatssekretär, der die rechtlichen Beziehungen zwischen der Partei-Kanzlei und den obersten Reichsbehörden zu bearbeiten hatte. Klopfer war, soweit ich ihn kennengelernt hatte, ein sachlicher Mensch, der als ziemlich junger Pg. sicher stolz gewesen war, diese Stellung einnehmen zu dürfen. Die Gefühle Bormann gegenüber waren um diese Zeit schon vollkommen eindeutig. Ich wohnte damals nach Zertrümmerung meines Hauses im Hotel Esplanade am Potsdamer Platz. Meinen Fahrer hatte ich nach Hause geschickt und fuhr im Wagen Klopfers. Bei dieser Fahrt erzählte ich ihm folgende Geschichte.

Ob er wüßte, woher Wort und Begriff einer „Camerilla“ stammten? Nein? Also, im Palast des Königs Philipp II. von Spanien befand sich

neben großen Sälen ein achteckiges kleines Zimmer. Dort trug der Geheimsekretär etwa allwöchentlich dem Herrscher alles Wichtige oder alles, was er als wichtig ansah, vor. Und Philipp entschied dann, worauf diese Meinung als Königs-Befehl in die Lande ging. Die Wirksamkeit des Geheimsekretärs wurde derart berüchtigt, daß man diese Art von politischer Beeinflussung nach dem „kleinen Zimmer“, der camerilla, benannte. Ob Klopfer verstehe, was ich damit sagen wolle? Er erklärte, er verstehe ausgezeichnet . . .

So weit ungefähr war es in der Führung des Reiches auch gekommen. Aus einem lebensoffenen Menschen war ein mißtrauischer, sich allmählich auf wenige Vertraute zurückziehender Oberster Befehlshaber im Bunker seines Hauptquartiers geworden. Und gerade diese taugten nicht dazu, gerade sie waren es nicht wert, in jenen Schicksalsjahren Rat zu erteilen und Einfluß auszuüben.

Der Weg Martin B o r m a n n s war aber auch von der kühnsten Phantasie nicht vorauszusehen.

In München hatte ich seinen Namen kaum gehört. Verheiratet mit der Tochter Walther B u c h s, des Obersten Richters der Partei, war er Leiter der Hilfskasse im Braunen Haus. Dies war ein Unternehmen, das Unterstützungen Hilfsbedürftiger zu bearbeiten hatte. Plötzlich lasen wir 1933 alle mit großem Erstaunen: M. Bormann zum Stabsleiter des Stellvertreters des Führers ernannt und zum Reichsleiter befördert. So kam ich mit ihm in Beziehung. Wenn ich Heß aufsuchte, war er manchmal dabei — später fast immer. Ab und zu schrieb er mir über Parteiangelegenheiten. Ich hörte, er gehe mit dem Personal und auch sonst mit Menschen grob um. War ich in diesen Jahren beim Führer zum Mittagessen, so tauchte später neben Goebels auch regelmäßig Bormann auf. Heß war dem Führer offenbar auf die Nerven gegangen, und Bormann besorgte die notwendigen Anfragen und Weisungen. Von diesem Punkte aus begann das Wirken für seine „Unentbehrlichkeit“. Während der Gespräche am Tisch kam die Rede auf irgendein Ereignis — Bormann zog sein Taschenbuch heraus und machte eine Notiz. Oder der Führer ärgerte sich über eine Äußerung, eine Maßnahme, einen Film — Bormann notierte. Wenn irgendeine Angelegenheit unklar erschien, stand Bormann auf und kam bald wieder zurück: er hatte seinem Büro den Auftrag gegeben, s o f o r t nachzuforschen, zu telefonieren, zu telegraphieren, fernzuschreiben . . . Es kam dann vor, daß, noch vor Beendigung des Essens, Bormann eine aufklärende Antwort geben konnte. Das waren sicher Eigenschaften, wie eine jede führende Persönlichkeit sie benützt, und an

einer derartigen prompten Berichterstattung wäre nichts auszusetzen, wenn sie mit voller Sachlichkeit und persönlicher Desinteressiertheit ausgeübt worden wäre. Nun ist das natürlich ein Idealbild, jeder wäre bereit gewesen, einen Teil allzu menschlichen Ehrgeizes auch Bormann zuzubilligen.

Die Dinge waren auch nicht schlimm, solange Heß noch da war. Als dieser aber nach England flog, ernannte der Führer keinen neuen Stellvertreter, übertrug aber Bormann „wie bisher“ die neue Partei-Kanzlei. Rein theoretisch war Bormann nicht mehr als vorher, da er aber jetzt unmittelbar unter dem Führer stand und dessen Weisungen der Partei mitteilte, hatte er praktisch mehr Einfluß als Heß. Denn: jeder Brief Bormanns mußte zum mindesten als in Übereinstimmung mit der Ansicht des Führers angesehen werden. Unter dem Motto, daß der Führer die Leitung der Partei wieder stärker selbst in die Hand nehmen wolle, erhielt Bormann eine Vollmacht nach der anderen. Er wurde der alleinige Bearbeiter der Probleme der Kirchenpolitik für die Partei. Dr. Ley nahm er die Bearbeitung der Personalien der hohen Partei-Führer und Amtsleiter ab: Gauleiter und ihre Stellvertreter wurden nunmehr von Bormann vorgeschlagen — ein Hinweis für alle, sich nicht mit ihm zu überwerfen. In Meinungsverschiedenheiten zwischen Reichsleitern spielte er den Schiedsrichter. Das Oberste Parteigericht wurde durch Führererlaß gebunden, alle wichtigen Entscheidungen dem Führer, d. h. Bormann vorzulegen. Das bedeutete, umgekehrt, auch das Durchführen eines Bormann notwendig erscheinenden Verfahrens. Die Reichsleiter- und Gauleitertagungen wurden von Bormann einberufen, der sie auch leitete. Hier mußte er nun doch einige Worte des Dankes an die Vortragenden sprechen — ein verlegenes Stottern: im Grunde seiner Seele wußte er nur zu genau, daß er seiner Stellung nicht gewachsen war.

Wenn ich ihn persönlich sprach, so kam selten ein länger formulierter Widerspruch über seine Lippen. Als ich ihm sagte, sein Rundschreiben über das Christentum sei doch nicht von der notwendigen Form, im übrigen als Parteientscheidung überhaupt nicht möglich, war er sehr betreten. Was nicht hinderte, daß er — wenn er selbst diktierte — andere formatlose Schreiben hinausjagte. Er drückte sich gern um klare Festlegungen. Später schrieb er meistens ganz anders, als er mündlich ohne Widerspruch zugesagt hatte.

Alle waren sich einig darüber, daß er eine ungeheuer robuste Natur und ein unermüdlicher Arbeiter war. Er war dauernd beim Führer, notierte sich alles, diktierte, führte gar lange Protokolle (immer in ver-

größerer Form), ließ sich mit den Gauleitern verbinden, jagte seine Mitarbeiter in München und in Berlin oft mitten in der Nacht aus den Betten, um in den Akten des Büros noch bestimmte Feststellungen zu treffen. Er brauche das natürlich „sofort“!

Lammers Zug war etwa drei viertel Stunden vom FHQ entfernt. Es kam deshalb vor, daß der Führer Bormann auf s t a a t l i c h e m Gebiet Weisungen erteilte, die weiterzugeben Sache des Chefs der R e i c h s - Kanzlei gewesen wäre. So entstand der neue Titel Bormanns „Der Sekretär des Führers“. Mit diesem Briefbogenkopf konnte er nun nach allen Richtungen und an alle Ressorts schreiben.

Mit Himmler hatte Bormann ein enges Bündnis geschlossen — und umgekehrt. Bormann hatte ein lebhaftes Interesse daran, daß Himmlers Berichterstattung, die nicht zu vermeiden war, mit der seinigen harmonierte — und umgekehrt. Beide waren aber darin einig, in dies Gehege um den Führer niemand hereinbrechen zu lassen, alle anderen Reichsleiter und Minister lahmzulegen — und das andere der Zukunft zu überlassen.



Daß der Führer mich mit der Leitung der Ostpolitik betrauen wollte, erregte das Gemüt beider auf das heftigste. Da aber dagegen unmittelbar nichts auszurichten war, wurde es m i t t e l b a r versucht. Zunächst stellte ich fest, daß der Führer, der anfangs der von mir geäußerten Konzeption nicht widersprach, später eine andere, ganz radikale Einstellung verkündete und dabei eine Denkschrift erwähnte, die doch die Ostfragen anders beurteile als „manche unserer Herren“, womit ich gemeint war. Diese auch später noch einmal erwähnte geheimnisvolle Denkschrift habe ich niemals zu Gesicht bekommen. Hier begann also mein mühseliger Kampf um eine großzügige Konzeption des schicksalsschweren Ostproblems. Stückweise wurde das Notwendigste erreicht, Wesentliches nicht, kostbarste, unwiederbringliche Zeit ging für immer verloren. Aber Martin Bormann vertrat die Reichsinteressen fest und hart gegenüber dem weichen Rosenberg, der vielleicht doch mehr slawische Sympathien hätte, als zur Führung der Ostpolitik in Kriegszeiten gut wäre . . . Und Himmler bestärkte diese Anschauung vom harten Krieg und forderte den alleinigen Befehl auch in der Bandenbekämpfung.

So nach und nach wurde mir das Spiel klar, gegen dessen unterwertige Tatsächlichkeit ich mich innerlich wehrte. Menschen, die i c h herangezogen hatte, wurden durch „Meldungen“ angegriffen. Bei Bormann waren solche

SD-Nachrichten wie unantastbare Schwüre. Er forderte daraufhin bei mir Abberufungen. Er kam hier nur an den Falschen, auch als er hinzufügte, wenn er diese Meldungen an den Führer weiterleiten würde, so stände ein Abberufungsbefehl sicher zu erwarten. Ich sagte ihm, daß ich gar nicht daran dächte, sondern u n t e r s u c h e n werde. Das fiel nun derart blamabel für unsere Spitzel aus, daß selbst Bormann hier zurückzog und auf bessere Gelegenheiten wartete.

Einmal erhielt ich ein Schriftstück, das mir den B e w e i s für ein niedriges Zusammenspiel erbrachte. Für den Fall der Übernahme einer Zivilverwaltung östlich von Weißruthenien war eine vorbereitende Arbeit eingeleitet worden unter dem Namen „Aufbaustab R“ (Rußland). Zu diesem Zweck waren auch bestimmte Persönlichkeiten für den Einsatz vorgesehen. Eine davon hatte nun ein Schreiben mit allgemeinen Richtlinien erhalten, das, unbekannt wie, in die Hände der SS gefallen war. Darüber schrieb nun ein SS-Führer an den SS-Obergruppenführer Berger einen längeren Brief, den mir dieser — hochanständig — nur zur persönlichen Kenntnisnahme zeigte. Am Schluß dieses Schreibens, in dem der Vorfall geradezu als gefährlichste Vernachlässigung von Staatsgeheimnissen hingestellt wurde, hieß es, Berger solle den Fall genau Bormann erzählen, dieser ihn dann dem Führer melden, wobei Sorge dafür zu tragen sei, daß ich nichts von der ganzen Sache erführe, um keine Gelegenheit zu erhalten, sie beim Führer zu bagatellisieren. Hier bewegten wir uns also schon in Niederungen und in einem Schlingengewächs, aus dem es schwer war, noch herauszukommen.

Als der Krieg eine weitere Zusammenlegung der Ämter, Zeitungen und Zeitschriften notwendig machte, wurde Bormann für die Partei mit der entsprechenden Vollmacht ausgestattet. Ich erklärte mich zu größter Einschränkung bereit, wenn dies überall geschähe und meine Arbeit von k e i n e m andern übernommen würde. Mir war klar, daß Bormann jetzt seine langgehegte „Partei-Reform“ weitertreiben wollte. Diese ging sicher dahin, praktisch nur e i n e n Reichsleiter anzuerkennen — nämlich sich selbst —, die anderen nur als Chefs der Ressorts, ihm untergeordnet. Dies nicht sofort, von mir, Goebbels u. a. hat er das wohl selbst nicht im Traum gedacht, aber derart, daß bei Tod oder Rücktritt der Neue nicht mehr den Rang des Verschwundenen einnehmen sollte. So wurde nach Lutzes Tod dessen Nachfolger nicht Reichsleiter, der neue Reichsjugendführer A x m a n n auch nicht. In dieser Richtung sollte die Partei „weiterentwickelt“ werden — also zum genauen Gegenteil dessen, wofür wir gekämpft hatten.

Bormann hatte keine einzige Idee ausgesprochen oder verteidigt. Er hatte keine Menschen geführt. Er war ein reiner Bürochef. Keiner kannte ihn in der Partei oder im Volk. Niemand konnte mit seinem Namen eine Vorstellung, einen Begriff, eine Leistung, eine Persönlichkeit verbinden. Auch solche Menschen sind im Betrieb einer großen Bewegung notwendig. Ich habe mitten in der Kritik, die mir stets mit Wut über diese Entwicklung vorgetragen wurde, gesagt: es sei ein Verhängnis; auch Bormann wäre zu gebrauchen gewesen, er hätte gesunden Menschenverstand, wohl auch Sinn für praktische Maßnahmen, er hätte an seiner Stelle sogar segensreich wirken können. Denn: wenn ein Staatsoberhaupt noch Chef der Partei, Reichskanzler und Oberster Befehlshaber der Wehrmacht ist, kann es einfach nicht mehr soviel Menschen hören wie früher. Da muß er einige Eckermanns haben, schnell arbeitende Bürochefs. Hätte Bormann diese v e r m i t t e l n d e Aufgabe erfaßt, so wäre ihm ehrliche Mitarbeit und allgemeine Achtung sicher gewesen. Seine Leistung wäre in Ehren später genannt worden. Jetzt seien ihm viele Gauleiter zwar über manche Unterstützung gegenüber staatlichen Stellen verbunden, aber das von ihm angesteuerte Ziel müßte sie ebenfalls, wie mich, in entschiedenster Gegnerschaft finden.

Ich hatte an Bormanns Büro deutlich antworten lassen und sagte seinem mich besuchenden Stabsleiter auch unverhüllt meine Meinung. Bormann pflockte zwar etwas zurück; aber mich erfüllten Sorgen über die Entwicklung, die unsere Idee, das Reich genommen hatte.

Ich hatte in der Partei über das kleinräumliche Denken gesprochen, als unseliges Erbe des Dreißigjährigen Krieges, das wir jetzt endlich überwinden sollten. Dann, als deutliche Antwort, schrieb ich im „VB“ einen Leitaufsatz gegen „ideenlose Praktiker“ und für ein vertieftes Durchdenken der Probleme, wozu eine große Erziehungsarbeit notwendig sei. In der Partei-Kanzlei wurde der Aufsatz gleich richtig verstanden. Er stellte aber nur Positionen fest und konnte nichts mehr ändern, jedenfalls nicht mehr im Kriege. Die Entwicklung schrie nach einer Reform der Bewegung, aber in genau umgekehrter Richtung als sie Goebbels, Himmler und Bormann repräsentierten.

*

In Erkenntnis dieser Forderungen der Zukunft fand eine immer enger werdende Fühlungnahme mit der Reichsjugendführung statt. Auch die HJ hatte in ihrer Leitung einen Überschwang: die allseitige Förderung der

Jugend, der Stolz auf vielen mutigen Einsatz, Frische und Zukunftswillen hatten manche übertriebenen Wünsche — auch seitens Schirachs — gezeitigt. Aber die Jüngsten empfanden mit Recht, daß die für eine Kampf- und Revolutionszeit notwendigen disziplinären Formen entschieden gelockert werden mußten. Man konnte nicht immer mit dem Koppel durchs Leben gehen. Über diese Fragen und vor allem über die Entwicklung der Partei zur Diktatur des Vorzimmers wurde eingehend gesprochen. Meine Mitarbeiter, z. T. selbst schon aus der HJ gekommen, schlossen gewissermaßen ein revolutionäres Reform-Komplott für die Zukunft.

Ich erklärte, ich würde auf die alten Tage wieder Revolutionär werden, um zu erhalten, wofür wir gekämpft hätten. Wäre ich heute jung, so würde ich aus diesem System sicher herausspringen. Diese innere Stimme genüge mir, wie sie mich einst in anderer Zeit gezwungen hätte.

Mitte April 1945 kam Axmann zu mir ins Haus, sprach noch mit Hoffnung auf Widerstand in den Bergen. Ich schwieg. Dann, was ich glaube, ob die Idee falsch wäre oder ob die Anwendung nicht richtig gewesen sei? Die Frage der Millionen! Ich sagte ihm, eine große Idee sei von kleinen Menschen mißbraucht worden. Himmler bedeute ein böses Symbol dafür. Axmann meinte, die heutige Jugend müsse ja die ganze Zukunft tragen. Sie anerkenne das große Wirken der Weltkriegsgeneration, sie könne sich aber jetzt nur an einigen festhalten. Sie hoffe, daß ich ihr einst mit Rat zur Verfügung stehen werde. — Ich war ehrlich ergriffen und verstand den Schmerz einer Generation, die kaum ein frohes Jugenddasein hatte verbringen können, die dem Tod millionenmal ins Auge geschaut hatte und nun vor einem düsteren Schicksal stand.

An diese Stunde mit Axmann habe ich oft gedacht. Im Frühjahr 1946 lasen wir, er und einige seiner Mitarbeiter seien verhaftet worden, weil sie unter dem Deckmantel wirtschaftlicher Unternehmungen eine neue Organisation hätten aufbauen wollen.

Ob Schirach an diese Menschen gedacht hat, als er seine schwächlichen Aussagen vor dem Gericht machte, die fragen ließen, ob er im Innern wirklich je Nationalsozialist gewesen ist?

Den Führer zu sprechen, war zur Unmöglichkeit geworden. Jede Anfrage wurde von Bormann mit dem Hinweis auf Überlastung mit militärischen Problemen abgewiesen.

An die Gauleiter erging von ihm der Befehl: Siegen oder fallen!

Als der Führer sich das Leben genommen hatte, so sagte der Zeuge Kemka hier vor Gericht aus, sei Bormann in der folgenden Nacht am

Bahnhof Friedrichstraße gewesen. Deutsche Panzer seien gekommen, Bormann ging gerade neben einem, Kemka etwa vier Meter hinterher. Plötzlich ein Knall, der getroffene Panzer zerspringt, eine Stichflamme geht hoch, Kemka sieht im Augenblick des Hinfallens, wie Bormann seitwärts in die Luft fliegt. Mehr weiß er nicht. Endgültig ist das Rätsel über Bormanns Tod noch immer nicht gelöst, obgleich die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß er bei dieser Explosion ums Leben kam.

Kürzlich hörten wir, seine schöne und freundliche Frau sei gestorben. Sie hinterlassen neun Kinder. Auch diese werden mithelfen, ein neues Deutschland vertiefter Innerlichkeit zu bauen, gehütet von harten Werten der Seele und des Charakters; ihnen muß das heutige Schicksal zur Warnung für immer dienen.



Daß der Gauleiter E r i c h K o c h einmal über sein beschränktes Gebiet hinaus eine Rolle spielen könnte, die schon in die Weltpolitik hineinreichte, hatte ich nie in Betracht gezogen. Koch war einst während des französischen Überfalls auf das Ruhrgebiet Nationalsozialist geworden. Er stammte aus Barmen-Elberfeld, der Doppelstadt mit den 150 Sekten, wurde Eisenbahnbeamter und beteiligte sich an dem passiven Widerstand gegen die Poincaré-Franzosen. Etwa 1928 wurde Koch von Hitler zum Gauleiter von Ostpreußen ernannt. Wie er dort im einzelnen gewirkt hat, vermag ich nicht begründet zu erklären: man hörte von rigorosen Methoden, andererseits von guter wirtschaftlicher Initiative nach der Machtübernahme. Ostpreußen war es jedenfalls, das als erster Gau die Überwindung der Arbeitslosigkeit zu melden vermochte. Einige Male, da ich Koch gesprochen hatte, erweckte er den Eindruck eines unbekümmerten „alten Nazi“, etwas großsprecherisch zwar und geräuschvoll, aber doch von einer gewissen Gutmütigkeit. Dann hatte ich allerdings einige Erlebnisse, die mich sehr mißtrauisch über Kochs Urteilskraft und Charakterhaltung werden ließen.

1933 und in folgender Zeit war die Politik des Bolschewismus gegen den Nationalsozialismus aus verständlichen Gründen außerordentlich heftig und wurde unsererseits ebenso hart erwidert. Koch nahm nun eine merkbar andere Haltung ein, offenbar um aufzufallen. Sein geistiger Büchsenspanner war damals ein Schriftsteller W e b e r - K r o h s e, Vertreter einer sogenannten Landschaftspolitik, d. h., er wollte Außenpolitik von der Tatsache der großen Ebenen des Ostens aus treiben, wozu Polen

ebenso wie Ostdeutschland gehörten. Es kam der Einfluß der Gedanken Moeller v a n d e n B r u c k s hinzu, einem Verehrer des sogenannten „östlichen Geistes“, vertreten damals durch den Dichter S c h w a r z. Koch veröffentlichte in diesem Sinne eine Anzahl Aufsätze, Weber-Krohse war ein paarmal in meinem Amte; ich wies ihn kameradschaftlich auf das sachlich Unhaltbare dieses Wirkens hin, auf die Unkenntnis, die über den Osten doch offenbar vorliege, und bat ihn, Koch zu unterrichten. Ich habe mich dann lange nicht darum bekümmert. Koch aber ließ seine Zeitungsartikel später als Buch unter dem Titel „Aufbau des Ostens“ (Korn-Verlag, Breslau) erscheinen. Dort wurde die Einheit des großen Raumes gepredigt, die Hoffnung auf die Jugend Dostojewskis und des Johann Hus (!) ausgesprochen, die Jugend Sowjetrußlands als das Morgenland der deutschen Jugend bezeichnet usw. . . .

Ein anderes Beispiel. Die Wirtschaftsverhandlungen mit Brasilien waren ins Stocken gekommen, weil wir Kaffee, Baumwolle usw. mit Waren bezahlen wollten, Brasilien aber Devisen verlangte. Ich hatte im Außenpolitischen Amt (APA) einen Mitarbeiter, der lange Jahre in Brasilien gelebt hatte und fließend Portugiesisch sprach. Dieser nahm nun persönliche Fühlung mit brasilianischen Vertretern auf, wurde zweimal nach Rio de Janeiro eingeladen und mit besonderer Zuvorkommenheit empfangen. Frau und Tochter des Staatspräsidenten waren in Berlin zu Gäste. Schließlich kamen sehr günstige Abmachungen zustande. Irgendwie war Ostpreußen zum Schluß eingeschaltet worden. Ohne von der Tätigkeit meines Amtes etwas zu wissen, kam Koch zu mir in das Büro. Er erklärte, er habe eine ganz große Sache abgeschlossen: einen Vertrag mit Brasilien. Er wurde — aber nur für eine kurze Zeit — stumm, als ich ihm sagte, wie die Dinge gelaufen waren.

Auch andere Erfahrungen ließen mich in Koch immer mehr einen eitlen Großsprecher erblicken. Aber er war ein Günstling Görings, der große Stücke auf Kochs wirtschaftliche Fähigkeiten setzte. Als das Problem einer Ostverwaltung akut zu werden begann, tauchte die Kandidatur Kochs auf: als „bester Kenner“ von Göring gefordert, von Bormann unterstützt. Ich sah Koch damals schon als gefahrvoll an wegen der erkannten Sprunghaftigkeit und der schon deutlich werdenden Anschauung, sich „von Berlin“ nicht „hereinreden“ zu lassen. Mein Bemühen ging dahin, Koch zunächst aus dem Baltikum fernzuhalten, was auch gelang, dann ihn für das eigentlich russische Gebiet in Aussicht zu nehmen, um auch für die wichtigere Ukraine eine andere Kraft zu erhalten. Ich sah dafür S a u c k e l oder B a c k e vor. Wie ich später hörte, hatte Koch sowohl Göring be-

arbeitet als auch Backe und Funk besucht mit der Bitte, sich für ihn einzusetzen. Er hatte auf seine geglückte Schweinezucht in Ostpreußen hingewiesen und erklärt, er würde das im Großen im Osten auch tun und das Reich in einem riesigen Umfange versorgen. So drang denn Göring in der Besprechung vom 16. 7. 1941 durch, und Koch wurde zum Reichskommissar für die Ukraine ernannt. Die Tatsache, daß ich mich gegen ihn ausgesprochen hatte, wurde ihm mitgeteilt und erregte in der Brust des Gernegroß erst recht bösertige Gefühle und Absichten, wie ich sehr bald merken sollte.

Ich sehe auch heute noch nicht klar, ob die bereits erwähnte Denkschrift über die Ukraine den Führer in seiner Haltung entscheidend beeinflusst hatte, oder ob diese nur Anlaß war, und nun die Tätigkeit der auf solche Stimmung Achtenden mit voller Kraft in der Arbeit gegen mich einsetzen konnte — das wird wohl noch lange unklar bleiben. Jedenfalls aber war Koch, der früher die Sowjetjugend als unser Morgenland gelobt hatte, jetzt der Rabiaste für die „notwendige Härte“ des Reiches, für die Ablehnung einer ukrainischen zentralen Verwaltungsführung und gegen die wissenschaftlich-kulturelle Autonomie. Ich habe etwa achtmal beim Führer den Versuch unternommen, eine Änderung dieser Haltung herbeizuführen. Zweimal hörte ich vom Führer ein auch von Koch herum-erzähltes Argument: einmal bereits sei Deutschland der Ukraine entgegengekommen: 1918. Die Antwort sei die Ermordung des deutschen Generalfeldmarschalls von Eichhorn durch ukrainische Nationalisten gewesen. Es sei eine Gefahr, mitten im Kriege eine politische Zentralisierung zuzulassen. Ich sagte kurz, die Meldung über Eichhorns Ermordung erscheine mir falsch. Ich ließ dann im Potsdamer Staatsarchiv feststellen, wie die Dinge damals vor sich gegangen waren. Danach ergab sich einwandfrei, daß der deutsche Feldmarschall von einem russischen Sozialrevolutionär namens D o n s k o i ermordet worden war, mit Hilfe zweier Juden, deren man nicht habhaft werden konnte. Donskoi konnte ergriffen werden und wurde im August (?) 1918 hingerichtet. Ich teilte diese Feststellungen dem Führer Ende Mai 1943 über Bormann mit, weiß aber nicht, ob dieser sie dem Führer weitergegeben hat. Im übrigen war das ja überhaupt kein politisches Argument.

Koch und ein kleiner Kreis um ihn bramarbasierten über die Zurückgebliebenheit der Slawen usw., was mich, als ich davon hörte, zu entsprechenden Instruktionen veranlaßte, Redensarten über falsches Herrentum zu unterlassen und ich anständige Haltung, Gerechtigkeit gegenüber den Ukrainern anbefahl sowie den Erlaß über eine umfassende Schul-

ordnung herausgab. Bei allen Verfügungen bemühte sich Koch, irgendwelche Änderungen anzubringen, um auch bei ihrer Durchführung seine Selbständigkeit zu dokumentieren. Auf meinem Besuch 1942 provozierte er Mitarbeiter von mir mit einem Spektakel; 1943 versuchte er überall, in Gesprächen mit den Feldmarschällen Kleist und Manstein, bei Besichtigung von Fabriken und Gebietskommissariaten sich vorlaut einzuschalten, alles aus der manischen Sorge, nur ja nicht selbst als der Inspizierte, sondern als Mitinspizierender zu erscheinen.

*

Der untermittelgroße Koch ging, die Hände in den Taschen, mit größtmöglichen Schritten im Garten auf und ab, betonte, welche Maßnahmen er verfügt hätte, wie Riecke ihm die Durchführung seines großen Schweinezuchtplanes vereitelt hätte und vieles mehr. Einen Generalkommissar fuhr er grob an, einem Gebietskommissar, der ausgezeichnet wurde, gab er nicht die Hand — alles Manieren eines wildgewordenen Kleinbürgers, der, allein für sich, nicht allzulange in dieser Stellung geblieben wäre. Aber er war ein vorgeschobener Partner Martin Bormanns, der mich auf zweimalige Anfrage, ob die Reichskommissare hinter meinem Rücken bei ihm Denkschriften über mich eingereicht hätten, ohne Antwort ließ.

Daneben wirkte Himmler in gleicher Weise. Leistungen der überwiegend tüchtigen Gebietskommissare und Landwirtschaftsführer wurden auf die „Energie“ Kochs zurückgeführt, während sie sich gerade aus der Vernunft dieser unteren Stellen ergaben, die in unmittelbarer Beziehung zu der Bevölkerung standen. Wie ich 1945 hörte, hätte der Führer über die „treuen Augen“ Kochs gesprochen. Dessen an sich schlechtes Theater im FHQ war also immer von Wirkung gewesen.

Vielleicht hat der Führer am Ende doch das Unselige seiner Haltung erkannt? Der tüchtige Gebietskommissar Schmerbeck hatte später — das ging wieder über Bormann — einen großen Bauauftrag bei der Verteidigung Hollands erhalten. Dieser Auftrag wurde gut ausgeführt. Bormann schrieb sich dieses zugute, und während ich im November 1943 zuletzt zum Vortrag kommen konnte, wurde Schmerbeck zu Bormanns Glorie Ende 1944 dorthin geführt. Er erzählte mir über dies Gespräch später folgendes: der Führer sprach Schmerbeck für seine Arbeit den Dank aus und fügte mit dem Hinweis auf dessen Ritterkreuz zum Kriegsverdienstkreuz hinzu, er sei ja auch schon ausgezeichnet worden. Schmerbeck: er habe diese Auszeichnung von seinem Reichsminister Rosenberg. Nur,

weil er dessen Weisungen befolgt habe, hätte er in der Ukraine Erfolge erzielen können. Hätte er auf Koch gehört, so wäre er bald vom Volk erschlagen worden. — Der Führer schwieg, sehr peinlich berührt, und sprach dann über etwas anderes.

Ich will mich mit diesen wenigen Anmerkungen begnügen. Es widerstrebt mir, alles das auszumalen, was sich an Beschämendem, Spießhaftem, Arrogantem und Dummem abgespielt hat. Es war eine unwürdige Tragödie, daß ich mich mit dieser vorgeschobenen Person herum-schlagen mußte, während andere, vom Hintergrunde aus, selbst unverantwortlich, die Unterstützung des Staatsoberhauptes für diesen aufgebläsenen Mann sicherten. Im Nürnberger Prozeß sind viele Einzelheiten darüber behandelt worden, vieles andere liegt noch in meinen beschlagnahmten Akten. Ich verweise darauf. Sie alle schildern einen Kampf um eine großzügige Konzeption der Ostpolitik mit dem Ziel der Eingliederung der Völker Osteuropas in das Schicksal des ganzen Kontinents — gegen eine die ganze Großräumigkeit in primitiver Weise verkennende Denkungsart.

Ich vermerke nur noch, daß der Führer Koch noch Ende 1944 an Stelle des — halb wirklich, halb politisch — erkrankten Lohse im Ostland einsetzte. Lammers teilte mir dies neben der Weisung mit, ich solle Koch in seiner Entfaltung nicht behindern. Koch versammelte nun in Riga alle Verwaltungsführer, stützte seine Kinnbacken in die Hand und erklärte, er sei gewohnt, daß seine Befehle befolgt würden. Wer sich danach nicht richte, den werde er zerbrechen. Dann folgten seine üblichen großsprecherischen Tiraden, obwohl es klar war, daß es sich überwiegend nur noch um Evakuierungsfragen handeln konnte. Ich teilte das Protokoll dieser Sitzung Lammers mit und fügte klare Worte über diese neue „Entfaltung“ Kochs hinzu.

Wenn nun überhaupt jemand den Befehl Bormanns: „Siegen oder fallen!“ hätte erfüllen müssen, so dieser großmäulige Gauleiter von Ostpreußen; aber als in den Trümmern des ehrwürdigen Königsbergs gekämpft wurde, saß er in Pillau. Als der Kommandant die Reste seiner Division übergab, kam von Bormann — offenbar auf Kochs Ersuchen — die Meldung in die Presse, der General wäre wegen Feigheit zum Tode durch den Strang verurteilt worden, der Gauleiter sei vollkommen überrascht worden, da er sich in einem anderen Kampfabschnitt befunden habe; der stellvertretende Gauleiter und die Kreisleiter führten den todesmutigen Kampf um Königsberg weiter. Koch aber saß beim vollbepackten Schiff in Pillau und verließ dann seinen Gau in schnellster Fahrt. Ich weiß,

daß er in Flensburg gewesen ist, dann von dort mit unbekanntem Ziel abgefahren sein soll. Ich habe ihn nicht gesehen. Seitdem ist nichts mehr von ihm zu hören gewesen.

Des Herrgotts Tiergarten ist groß, und die Möglichkeiten einer revolutionären Zeit sind vielgestaltig. Von jenen genannten vier, die ich als die entscheidenden Symbole einer Erkrankung des Nationalsozialismus in wachsendem Umfange erkannte, ist zu sagen, daß jeder von ihnen im **b e g r e n z t e n** Raume hätte wirksam bleiben können. Unter eindeutigen Oberbefehl eines weitblickenden Kopfes und einer jede Illoyalität sofort ahndenden Führung wäre die **A u s a r t u n g** verhindert worden. Man hätte annehmen können, daß gerade bei einer Autorität, über die Adolf Hitler verfügte, diese Strenge hätte mit Leichtigkeit eingehalten werden können. Gerade er aber ließ ihren Mißbrauch der Macht zu, erblickte in der Kritik daran ein Urteil über sich selbst. **S i e** haben die Verlockung der Macht nicht ausgehalten. Hitler verlor die Stetigkeit der Führung. Deshalb führen **a l l e** Fragen von **a l l e n** Seiten letzten Endes immer zu ihm.

VI. OFFIZIERE

In einer tragischen Lage sahen sich im Nürnberger Prozeß die deutschen Offiziere: früher unpolitisch, aber selbstverständlich kaisertreu, dann nach den ersten Strudeln der Novemberrevolution auf die „überparteiliche“ Insel der Reichswehr gerettet, ab 1933 in einem neuen Staat. Viele standen außerhalb der kleinen Wehrmacht in verschiedensten Berufen, verbittert gegenüber der Novemberrepublik, alte Tradition im Herzen, voller Mißtrauen aber auch gegenüber den neuen nationalsozialistischen Gedanken und den unbürgerlichen Methoden des nun einmal entbrannten politischen Kampfes.

Ich bin nicht Offizier gewesen, kann und will deshalb keine generellen Urteile über Struktur, Lebensformen, Typen des preußisch bestimmten deutschen Offizierkorps abgeben, aber doch einiges Wesentliche und Persönliche vermerken, das zur Vervollständigung einer späteren Schilderung

des jetzt historisch gewordenen Verhältnisses zwischen Nationalsozialismus und Preußentum in seinem umfassenden Sinne dienen kann.

Wir Balten waren sicher alle große Verehrer des preußischen Staates, aber in unserer Lebensweise durchaus nicht preußischen Stiles. Der skandinavische Einschlag, die andere Umwelt, erschufen eine unbefangene Form und großzügigere Denkweise, als sie die kampfesharte preußische Staatsethik hervorgebracht hatte. Aber ich — wie wohl alle anderen — habe in Preußen den Erben des früheren Ritterordens gesehen, die Geschichte von Fehrbellin bis Sedan mit innerster Anteilnahme und Parteinahme gegen alle Gegner Brandenburgs verfolgt. Friedrich II. erschien mir von Jugend an als eine Gestalt halb mystischen Formats, und Geschichten der Freiheitskriege habe ich immer wieder gelesen. Die Krisis ab 1871 ist mir nicht verborgen geblieben, den literarischen Niederschlag habe ich noch in den letzten Schülerjahren in mich aufgenommen. Auf der einen Seite eine sich immer schärfer absondernde Kaste — um den Gehalt von früher noch dadurch erhalten zu können, auf der anderen Seite das Hineingleiten alter Geschlechter in den Berliner Neureichtum mit allen Nebenerscheinungen dieser einzelnen, aber sich summierenden „Assimilationen“.

Dieses angegriffene Offizierkorps ist zum großen Teil auf den Schlachtfeldern des ersten Weltkrieges geblieben; ein neues wuchs im Kriege heran. Die Kameradschaft über alle Stände hinweg, über alle Klassen und Parteien hinaus, war sicher das große Erlebnis. Aus ihr wurde das Wort Frontsozialismus geboren. Aus diesem aber einen Nationalsozialismus zu gestalten, hatte der Frontsoldat, der Meldegänger und Gefreite Adolf Hitler beschlossen.

Die geschichtliche Wahrheit fordert die Feststellung, daß mitten in einer Zeit, da man deutschen Offizieren die Achselstücke herunterriß, ein Hauptmann Berthold von verhetzten Menschen ermordet wurde und eine Welle des Pressehasses sich über den Offizier ergoß, es gerade Hitler gewesen war, der in Volksversammlungen für dessen Ehre unentwegt eintrat. Ich habe diese Kundgebungen besucht, die Sprechabende, die Versammlungen im Hofbräu, im Zirkusgebäude am Marsfeld, in denen er für historische Gerechtigkeit sprach und dies auch in roten Städten gewagt hat. Ebenso deutlich aber sprach er zu Bürgern gegen die Reaktion, die rückwärts schaute, anstatt den Mut aufzubringen, neue Wege einzuschlagen. So fanden sich denn bei Hitler Freikorpsoffiziere, die im Baltikum und in Schlesien gekämpft hatten, bayerische Offiziere, die, ergrimmt über die Würdelosigkeit der neuen Republik, nach einer Wende Ausschau hielten.

Um sie herum entstanden die „Einwohnerwehr“, die vaterländischen Verbände, „Oberland“, „Reichskriegsflagge“ usw.

Der Ausgang des 9. 11. 1918 riß eine tiefe Kluft auf, die Verteidigungsrede Hitlers aber schuf erneut versöhnende Ausblicke für das künftige Verständnis.

Die wichtigste Persönlichkeit unter den Offizieren dieses großen vaterländischen Lagers in Bayern war zweifellos Oberstleutnant Kriebel. Eine hohe, breite Gestalt, kühne Adlernase, unter buschigen Brauen scharfe graublau Augen. Härteste großdeutsche Gesinnung, aber mit bayerischem Humor und überlegenem Sarkasmus. In China kommandiert gewesen, dann Weltkrieg, schließlich Mitglied der deutschen Friedensdelegation in Versailles. Voll Empörung über die dortige Behandlung, voll Verachtung für die Würdelosigkeit vieler Mitglieder der neudeutschen Vertretung und voll Haß gegen das verräterische Regime der Weimarer Republik. Trotzdem ein Mann beherrschter Formen, dessen Leidenschaft aber in der Rede elementar durchbrechen konnte. Ich hörte einmal eine Ansprache von ihm auf dem Königsplatz zu München: wuchtig, soldatisch, deutlich, kleistisch. Er wurde im Herbst 1923 militärischer Organisator des „Hitler-Putsches“. Am 9. 11. 1923 marschierte er neben Hitler, gerade vor mir. Ich hörte, er hätte vor der Feldherrnhalle nachher die Polizei angeschrien: „Ihr Schufte habt auf Ludendorff geschossen!“

1933 wollte Hitler Kriebel in die Staatsarbeit einfügen, und zwar als Generalkonsul in Schanghai. Dieser Versuch führte zur ersten Empörung Hitlers über das Auswärtige Amt und seine verschiedenen Räte. Er sagte mir einmal: „Es hat über ein Jahr gedauert, bis ich als Reichskanzler Kriebels Ernennung durchsetzen konnte.“ Das war allerdings ein starkes Stück. Das A. A. rekrutierte sich aus Adelskreisen und verschiedenen „Ringen“ der privilegierten Korps, und wenn sich diese Absonderung später auch gelockert hatte, so wachte es doch über seiner Isoliertheit gegen die anderen Reichsressorts. Anscheinend hatte man dem neuen Kanzler gegenüber seine Kraft zeigen wollen, obgleich Kriebel ja keineswegs hervortretender politischer Kämpfer gewesen war und eigentlich seiner Herkunft nach, besonders unter von Neuraths Ministerschaft, alle Voraussetzungen auch für das nichtnationalsozialistische A. A. mitbrachte. Wer aber den Geheimrat Koepcke als Zeugen im Nürnberger Prozeß erlebt hat, kann sich ungefähr jenen Typ vorstellen, der von Holstein her die Geschicke des A. A. entscheidend bestimmte. Klein, verbissen, erzählte dieser Rat, wie man von Anfang an „das Nazisystem“ sabotiert und mit allen Mitteln den Einfluß der Partei abgedrängt hätte. Hitler

war sicher geneigt, hier nichts zu überstürzen, aber nach dieser offenkundigen Mißachtung einem Wunsche gegenüber setzte nun auch er dem Bestreben von Heß keinen Widerstand mehr entgegen, Einfluß auf das A. A. zu nehmen. (Allerdings brachte der ins A. A. gesetzte Erbprinz von Waldeck dafür nicht die notwendigen Voraussetzungen mit.)



Kriebel war nun doch in Schanghai. Als er dann später auf Urlaub nach Berlin kam, traf ich ihn in der Reichskanzlei zum Mittag beim Führer (damals kam ich noch manchmal hin). In der Beurteilung des Ostens zeigte sich bei Kriebel, daß er, wie alle deutschen Offiziere, von Oberst Bauer bis Falkenhause n, als „Chineser“ zurückkam. Im Verlauf ihres Wirkens hatten sie alle offenbar den Eindruck erhalten, daß sich das chinesische Volk unter der Führung einer außerordentlich harten Persönlichkeit zu sammeln begann und über die Familienverbundenheiten hinaus, ja gegen diese, einen Staatswillen entwickelte. Die dauernden Kriege hatten eine große Schicht Soldaten hervorgebracht, die sich bekriegten, aber immerhin das Schießen lernten. Etwa 1934 sprach ich in Berlin einen aus China kommenden reichen Italiener, der für Mussolini in Rom eine große Zeitung finanzierte (ich glaube, es war der „Tevere“). Er erklärte, China beginne zu erwachen, jede neue Generation werde mehr Soldaten stellen, und schließlich stünde China als wahrhaft große Macht da, stärker als Japan. Tschiangkaischek hat sich den deutschen Instrukto ren gegenüber sehr entgegenkommend gezeigt und Oberst Bauer verehrt. Die althergebrachten Formen und sichere Kultur hatten das ihrige getan, um die deutschen Offiziere, ohne Ausnahme, den Standpunkt vertreten zu lassen, auf lange Sicht vor allem mit China zu rechnen. Demgegenüber vertrat Hitler den Standpunkt, daß Japan — jedenfalls für absehbare Zeit — die stärkere Großmacht darstelle, selbst enttäuscht sei über das Ergebnis von 1914/18, somit revisionsgeneigt und unter bestimmten Umständen ein Bündnispartner von Format. Ich glaube, daß es über dieses Problem zwischen dem Führer und Kriebel zu lebhaften Unterhaltungen gekommen ist, ohne daß eine Übereinstimmung zu erzielen war.

Dieses ostasiatische Problem hatte auch mich seit langem beschäftigt, zeigten sich doch schon auf der Washingtoner Konferenz 1921/22 erhebliche Sprünge im alten britisch-japanischen Bündnis; der dauernde Bürger-

krieg in China aber, von zwei interessierten Seiten geschürt, erwies sich als ein Ringen um den Einfluß in diesem Riesenraum, das nicht zur Ruhe kommen wollte. Im „Mythus“ bin ich darauf eingegangen. Der Ferne Osten ist gewaltsam erschlossen worden. Überall, wo das Europäertum aufgetreten ist, hat es geherrscht, aber auch neue leidenschaftliche Formen eines bis dahin schlummernden Nationalgefühls geweckt. Japan antwortete mit dem Kaiser Meiji, China mit dem Aufstand der Boxer. Die imperialistische Handelspolitik schuf gärende Zentren in alten Hafenstädten, die Kanton-Revoluten der 20er Jahre waren, jetzt unter der roten Fahne, die Zeichen einer neuen, die Welt erfassenden Erschütterung. China wurde Aufmarschplatz Anglo-Amerikas und ersehntes Ziel der Moskauer Weltrevolution.

Japan empfand das, so oder so, als Einkreisung, suchte einen Durchbruch für Ansiedlung seines Menschenüberschusses und politische Sicherung der Mutterinseln. Entscheidend auch für Deutschland war, w o h i n Japan sich ausrichten würde: nach dem Kontinent oder nach dem Süden, den Philippinen zu. Im ersten Falle wiederum, ob nur auf die Mandchurei oder auch gegen China. Expansion nach Süden und nach China war gleichbedeutend mit schwerstem Konflikt mit den USA, also auch mit England (angesichts des nun einmal herrschenden Willens zur Sicherung des chinesischen Absatzmarktes); Festsetzung in der Mandchurei bedeutete spätere Auseinandersetzung mit der Sowjetunion, aber nicht auch unbedingt Zwist mit dem anglo-amerikanischen System. Ohne genaue Analyse des deutschen Verhältnisses zu diesen zwei Mächtegruppen konnte ein unbedingtes Zusammengehen mit Japan große Gefahren in sich bergen. Hoffte Deutschland auf eine großangelegte Verständigung mit England, dann war dessen Ausgleich mit Japan die Voraussetzung auch eines deutsch-japanischen Zusammengehens, was den Verzicht Japans auf den Süden und China und Beschränkung — höchstens — auf Mandschukuo bedeuten mußte. Das war dann aber auch Rückendeckung für Deutschland gegenüber der Sowjetunion.

In Japan kämpften schon lange zwei Gruppen; das Heer richtete die Augen auf den Kontinent, die Marine auf die südlichen Inseln. Japan erschloß Mandschukuo wirtschaftlich, aber das Siedlungsergebnis war minimal, wogegen das Land durch Chinesen unterlaufen wurde. Nichtsdestoweniger vertrat z. B. die Kwantung-Armee 1933 unter General K o i s o konsequent die kontinentale Lösung, wohl in Erkenntnis der anderen Gefahren. 1941 stand Japan vor der Entscheidung: es wählte den Weg nach Süden und ließ die Sowjetunion unbehelligt.

In meiner Europa-Rede in Rom, 1932, habe ich keinen festen Standpunkt eingenommen; ich ließ offen, w e r die Vorherrschaft in Ostasien einmal haben würde, Japan oder China, oder ob beide ein Bündnis miteinander schließen würden. Jedenfalls trat ich auch diesem Problem gegenüber ein für eine allseitige Verständigung und Anerkennung der Lebensrechte der b e i d e n großen ostasiatischen Völker. Eine einseitige Bindung konnte für das schwache Deutschland nur gefährlich werden, da die Sicherheit, w e l c h e Wendung Japan nehmen würde, für uns im Ernst nicht gegeben war. Merkwürdigerweise schien sich der Führer aber hier geradezu festgebissen zu haben, ähnlich wie gegenüber dem Italien Mussolinis, das schließlich doch das g l e i c h e italienische Volk bedeutete. Die in China gewesenen Generale erschienen ihm „eingewickelt“, wie er es auch sonst an anderen Stellen später glaubte beobachten zu können.

Für Kriebel hatte der Führer, wie ich hörte, eine höhere Verwendung in Aussicht genommen, als der alte Mitkämpfer plötzlich starb. Der Führer ersuchte mich, im „VB“ für Kriebel einen Nachruf zu schreiben, was ich auch aus voller Überzeugung tun konnte, da Deutschland mit ihm einen untadeligen Soldaten, einen glühenden Patrioten, einen „u n b e d i n g t e n Deutschen“ verloren hatte. Der Trauerakt fand statt vor der Feldherrnhalle in München. Alle Bilder der ersten Kampfzeit zogen an mir vorüber, als das Leben des Toten geschildert wurde, um ihn dann der Erde seiner Heimat zu übergeben.

*

Ein ganz anderer Typ war Hauptmann Ernst R ö h m. Ein jüngerer, ausgemachter Revolutionär, aggressiv, aktiv, der sehr schnell zu Hitler gefunden hatte und am 9. 11. 1923 ebenfalls führend mittat. Stets lebenswürdig, aber dem Zivilisten gegenüber, der noch fremd in Bayern war, doch etwas reserviert. Er soll außerordentlich musikalisch gewesen sein und ein besonders herzliches Verhältnis zu seiner Mutter gehabt haben. Nach dem „Hitlerputsch“ ging er nach Bolivien und organisierte das dortige Heer, um dann, zurückgekehrt, die Führung der SA zu übernehmen. Es kamen die bekannten Enthüllungen über seine widernatürliche Veranlagung, deren Richtigkeit kaum noch zu bezweifeln war. Es schien, als ob sie in Südamerika zum Durchbruch gekommen wäre, und aus dem einstigen Hauptmann Röhm wurde ein ganz anderer Mann. Merkwürdige Freunde stellten sich ein, wie H. H. E w e r s, der glaubte, auch mir einen Besuch machen zu müssen. Er erzählte später in Berlin, überall sei er in

München gut empfangen worden, nur von mir nicht; er war mir persönlich ebenso unsympathisch erschienen wie seine Werke.

Vor meiner Reise nach Rom, 1932, besuchte ich Hitler und fragte ihn, ob er Röhm nicht entfernen wolle, es sei doch angesichts unserer Haltung eine Unmöglichkeit, ihn zu belassen. Hitler selbst war sehr unglücklich, konnte sich aber nicht zur Entlassung entschließen. In Berlin mied ich nach Möglichkeit einen Verkehr mit Röhm, obwohl unsere Büros nahe beieinander lagen. Ich stellte aber fest, daß die von ihm beeinflussten SA-Führer ein oft herausforderndes Verhalten an den Tag legten. Die Art des Autofahrens schien mir dabei besonders charakteristisch. Das Herumrasen in einer Großstadt zeigte eine Mißachtung anderer, die tiefer lag als eine allgemeine Gedankenlosigkeit.

Es war etwa 14 Tage vor dem später so ereignisschweren 30. Juni 1934. Ich wohnte noch in der Tiergartenstraße und ging zu Fuß in mein Büro an der Margaretenstrasse, wobei ich die Standartenstraße passieren mußte. Ich bemerke aus einem Augenwinkel, daß Röhm vorfährt, gehe aber weiter. Da ruft er: „Herr Rosenberg, warum schneiden Sie mich denn so! Kommen Sie doch zu einer Tasse Kaffee herüber!“ Ich gehe nun doch auf ihn zu. Er führt mich in den Stall mit seinen Reitpferden, klopft einem freundlich auf den Hals und sagt melancholisch: „Die Tiere sind doch besser als die Menschen...“ Sein „Büro“ war elegant ausgestattet, das Frühstück mit allen Feinessen eines Feinschmeckers: bei einem Stabschef unserer SA! Danach sprachen wir über die außenpolitische Lage. Später erkannte ich, daß Röhm mich offenbar aushorchen wollte, was ich selbst täte oder ob ich von seinen Unterhandlungen etwas wüßte.

Die Abrechnung mit Röhm und Genossen ist uns stets als richtig, mir nie als wirklich tragisch erschienen, wie etwa das Ende Gregor Strassers. Aber irgendwie muß auch er unglücklich gewesen sein und ist dann zu unverantwortlichen Unternehmungen getrieben worden.



Ein Name tritt mir aus der Erinnerung entgegen, nicht weil ich mit seinem Träger näher bekannt gewesen war, sondern wegen eines späteren Erlebnisses: Dietl. Während meiner langen Münchener Zeit hatte ich den damaligen Major (oder Hauptmann) nur etwa zweimal flüchtig gesehen. Eine hagere Figur, schmaler Schädel, stark vorspringende knochige Nase; jener Typ, wie man ihn oft bei oberbayerischen Bergsteigern und Sportgrößen antrifft, mit trockenem Humor und scharfem Instinkt. Im

Kriege tat er sich durch seine unbeirrbar Zähigkeit bei der Verteidigung Norwegens hervor, die ihm den Namen des „Helden von Narvik“ und das erste Eichenlaub zum Ritterkreuz eintrugen. Dann war er Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Finnland. 1944 sprach ich auf der Ordensburg Sonthofen vor Generalen über den europäischen Gedanken, wonach mir Generaloberst Dietl den Dank der Offiziere ausdrückte. Vor dem Saalausgang erwartete uns eine große Anzahl der auf der Ordensburg untergebrachten Adolf-Hitler-Schüler, die mit ihren Erziehern hierher versetzt worden waren. Jeder suchte sich einen von uns aus und sagte, er würde uns bei Tisch Gesellschaft leisten. Und so saßen wir an den langen Tischen des großen Speisesaals in bunter Reihe. Die 15- bis 17jährigen Jungen waren frisch und unbefangen, den Generalen ging sichtlich das Herz auf bei dieser Regelung, so gänzlich ungewohnt gegenüber früheren Lebensformen.

Dietl saß gleich neben meinem jungen Kameraden und sagte mit lachend-ernstem Blick: „Für euch, Jungens, kämpfen wir doch alle die Jahre, für eure gute Zukunft.“ Dann erzählte er mir, er müsse am nächsten Tag zum Führer, um Instruktionen für Besprechungen mit dem finnischen Präsidenten Ryt i zu erhalten. Und zwei Tage später lasen wir, der Generaloberst Dietl sei bei seinem Abflug von Salzburg tödlich verunglückt. Der Staatsakt fand im Schloß Klessheim statt. Der Führer sprach selbst und war so erschüttert über diesen Verlust eines Gesinnungsfreundes aus der alten Münchener Zeit, daß er manchmal kaum noch weiter konnte. Trotz allem, was ich erlebte, tat er mir jetzt leid, denn er hatte Enttäuschungen erfahren und Verluste, die an seinem Leben nagten. Sie alle sind es wohl auch gewesen, die ihn mißtrauisch, ja zynisch gemacht haben, um nicht weichmütig zu erscheinen.

Die „Adolf-Hitler-Schulen“ waren eine Gründung von Dr. L e y und S c h i r a c h. Man hatte mich hier geflissentlich ferngehalten, und ich hatte mich auch später nicht eingemischt. Ich kannte die Erfahrungen mit dem „Pauker“ als Lehrer nicht, die so viele verwünschten, und überließ es deshalb gern den andern, eine neue Form des Schulwesens auszubilden. Der Lehrplan entsprach im allgemeinen den andern Schulen, nur wurden besonders Begabte ohne Rücksicht auf Herkunft und geldliche Verhältnisse unentgeltlich aufgenommen, ohne Zwang — vielmehr mußte unter vielen Gesuchen eine Auswahl getroffen werden —, ohne jeden Zwang auch hinsichtlich des künftigen Berufs. Gute Bibliotheken, in reiferem Alter Bekanntschaft mit sehr verschiedenen Geistesströmungen, Unterstützung musikalischer Begabungen und Einrichtung von Schülerorchestern, jugend-

liche Selbsterziehung, Appell an Anständigkeit und Ehrgefühl, Selbstmeldung bei Verfehlungen, Sport und Spiel, erwartete Offenherzigkeit in allen Dingen. — Ich mischte mich zwar nicht ein, ließ mir aber vom Inspekteur der „Adolf-Hitler-Schulen“ in der Reichsjugendführung, P e t t e r, mehrmals über die Arbeit berichten. Es kam mir sehr auf d i e s e Persönlichkeit an, und da Petter ein sauberer, tadelloser Mann war, war ich zufrieden.

Im Nürnberger Prozeß aber wurde uns monatelang haßerfüllt vorgeworfen, wir hätten die Jugend vergiftet, verdorben, unser Vorhaben müsse für immer ausgerottet werden. Was werden nun jene Jungen dazu sagen, die einst in den „Adolf-Hitler-Schulen“ waren, die in anderer Art beste Kameradschaft gehalten hatten? Sie fühlen sicher die Schatten des furchtbaren Geschehens, sie kennen jetzt die entsetzlichen Befehle Hitlers und Himmlers über die Vernichtungslager. In ihnen i s t eine ganze Welt zusammengebrochen, sie w e r d e n in ihrer heutigen Not sich auflehnen gegen vieles, was geschah. Aber daß sie in ihrer Kameradschaft verdorben, in den „Adolf-Hitler-Schulen“ vergiftet worden seien, das können sie nie und nimmer zugeben. Und ich glaube, je mehr die Vertreter der siegreichen Alliierten wirklich p e r s ö n l i c h e Fühlung mit dieser Jugend bekommen, um so mehr werden sie selbst von den Vorwürfen der Prozeßankläger abrücken.

Ich habe meine Reden an die Jugend überdacht und, soweit gedruckt, neu gelesen. Ich habe die Jugend nicht „vergiftet“. Über delikate religiöse Fragen habe ich nicht gesprochen, dafür aber über Kunst und Kultur, für die Vertiefung in beste Werte, gegen alle kollektivierenden Versuche und für das Recht auf Einsamkeit, für echte Kameradschaft, für Charakterbildung und gegen merkbare Versuche, zu früh diplomatische Fähigkeiten zu entwickeln.

*

Ich hatte bis 1933 wenig Fühlung mit Offizieren, konnte die Strömungen in der Reichswehr nur von außen beobachten. Hitler wahrte die richtige und anständige Haltung, die Reichswehr nicht mit nationalsozialistischen Zellen zu durchsetzen, sondern das politische Ringen von ihr fernzuhalten. Er hat seinen Eid darüber, den er in Leipzig leistete, genau gehalten, was später zu einer heftigen Abrechnung mit dem Chef des Stabes der SA, Hauptmann von P f e f f e r, führte (der nach der Stennes-Revolt zurückgetreten war). Er wußte als ehemaliger Soldat, daß eine Truppe

nichts taugt, in der verschiedenste, sich gegenseitig ausschließende politische Gruppen tagtäglich um die Seele eines jeden Soldaten ringen. Wie Hitler mir einmal gelegentlich sagte, hatte ihm der Oberbefehlshaber des Heeres, General Frhr. v. H a m m e r s t e i n, mitgeteilt: „Herr Hitler, wenn Sie legal zur Macht kommen, soll es mir recht sein. Im andern Fall würde ich schießen.“

Das Nachspiel bestand in folgendem: Pfeffer hatte sich, wie Hitler befriedigt feststellte, nach seinem Rücktritt 1931 sehr loyal verhalten. Nach 1933 erhielt er dann eine Stellung im Büro von Heß und kam auch wieder in die Reichskanzlei. Es traf sich dabei zufällig, daß Hitler mit einigen Generalen zusammensaß und Pfeffer zugegen war. Und da erzählte dieser mit aller Harmlosigkeit, er hätte früher doch mit Reichswehr-offizieren verschiedentlich Unterhandlungen gehabt. Dem Führer stieg, wie er mir sagte, das Blut zu Kopf. Er hatte vor dem Leipziger Prozeß Pfeffer mehrmals gefragt, ob er sich an seine Weisungen gehalten hätte, was dieser dann stets kategorisch bejahte. Auf die empörte Frage Hitlers nun, warum er ihm die Unwahrheit gesagt hätte, antwortete Pfeffer, er habe den Führer nicht beunruhigen wollen . . .

Dieser Vorfall setzte nun den Führer dermaßen in Wut, daß er Pfeffer zunächst sein Haus verbot und dann aus der Partei ausstieß. Er fühlte sich vor den Offizieren desavouiert, sich selbst in einer Angelegenheit betrogen, bei der es um seinen Eid und um das Schicksal seiner Bewegung gegangen war. Er malte sich aus, w a s geschehen wäre, wenn die Offiziere, mit denen Pfeffer Beziehungen hatte, etwas verlautbart hätten. Auch dieses Erlebnis hatte Adolf Hitler einen inneren Stoß gegeben, zeigte ihm mir aber von einer Seite, die keinen Zweifel an seinem Wort gestattete. Und wenn ich mir nun die hier in Nürnberg verlesenen späteren Ansprachen vor der Generalität über seine Politik und die öffentlichen Reden ins Gedächtnis zurückrufe, so stehe ich vor einem psychologischen Rätsel. Ich kann mir das alles auch nur so erklären, daß er etwa bis Ende 1937 an einer Verständigung mit den Westmächten gearbeitet hatte, immer noch in der Hoffnung, daß nach 15jähriger Mißachtung aller deutschen Wünsche und der Klagen unterdrückter Volksdeutscher ein g r o ß z ü g i g e r Bündnisplan doch noch Verständnis finden würde. Dann hat er offenbar die Hoffnung verloren. Die Leidenschaft siegte über die Vernunft; ein Schicksal nahm seinen Gang, wie es furchtbarer nicht denkbar ist.

★

Als Reichskanzler nahm Hitler größte Rücksicht auf die Wehrmacht. Nicht nur, weil diese Hindenburg unterstand, sondern aus der Erkenntnis, daß nur hier die technischen Voraussetzungen für eine kommende Zeit der Stärkung gegeben seien. Die SA war ein politisches Schutzinstrument, aber nicht Waffenträger, und es sollte so bleiben. Für viele SA-Führer war das eine schwere Enttäuschung, die zur Entwicklung der Röh̄m-Revolte führte. Ihre Unterdrückung und auch das spätere Verhalten mußten die alten Offiziere beruhigen, und viele fanden dann auch innerlich den Weg zum neuen Obersten Befehlshaber.

Zuerst gewann Hitler die Herzen von Blomberg und Hindenburg. Er bevorzugte jenen bei jeder Gelegenheit, lud ihn oft auf den Obersalzberg ein; Blomberg seinerseits beantwortete dies mit einer echten Verehrung (woran die späteren Ereignisse nichts ändern). Der feierliche Staatsakt in der Potsdamer Garnisonkirche am Sarge Friedrichs des Großen hat den alten Generalfeldmarschall sicher tief ergriffen. Er muß hier in der jungen Revolution eine Bestätigung jener Werte gefunden haben, denen er selbstlos ein langes Leben gedient hatte. Das söhnte ihn mit vielem Ungewohnten aus — und daß der 30. Januar 1933 nicht mit Barrikadenkämpfen, sondern mit einem Fackelzug vor ihm endete, muß den alten Patrioten tief beruhigt haben.

Daß an seiner Tafel die letzten Jahre über heftig gegen Hitler gearbeitet worden war, ist klar. Wie, darüber erzählte mir dieser einmal folgendes: „Hindenburg bemerkte in einem Gespräch, als Leutnant sei er nach der Schlacht bei Königgrätz auch durch meinen Geburtsort Braunau gekommen. Ich sagte ihm: „Herr Generalfeldmarschall, hier liegt eine Verwechslung vor, meine Geburtsstadt liegt am Inn, an der bayerischen Grenze. Sie gehörte vor knapp 100 Jahren noch zu Bayern!“ Da schwieg der Alte und sagte zu sich: „Also hat man mich auch hierin über Hitler belogen!“ — Man hatte Hitler in der ostpreußischen Reaktion als „Böh̄m̄m̄aken“ bezeichnet und Braunau am Inn zum Braunau in Böh̄m̄en gemacht.

Das Verhältnis zwischen Hitler und Hindenburg wurde immer besser. Hitler besuchte den Feldmarschall auf seinem Gut Neudeck in Ostpreußen. Sie fuhren im Jagdwagen spazieren. Die anfänglich kränkende Bedingung, der neue Kanzler dürfe nur in Gegenwart des Vizekanzlers von Papen Vortrag halten, wurde vom Reichspräsidenten selbst aufgehoben. Ich hatte das Gefühl, daß auch Hitler zu Hindenburg eine aufrichtige Verehrung empfand. Das, was er ihm zusagte, hat er auch bis zum Schluß gehalten: die Belassung Dr. Meißners als Chef der Präsi-

dialkanzlei und Franz Seldte als Arbeitsminister. Er sagte einst am Tisch, Seldte habe sich loyal erwiesen und auch er werde ihn nicht fallenlassen.

Gerade wegen Seldte aber holte ich mir einen von den zwei Zornesausbrüchen von Hitler, die ich mit ihm im Laufe von 25 Jahren erlebte. 1933 hatte die Oberste SA-Führung Unterhandlungen mit dem „Stahlhelm“ wegen eines neu anzustrebenden Verhältnisses. Aus diesem Grunde brachte der „VB“ aus der Feder des Chefs vom Dienst, Hauptmann W. Weiss, einen Spitzenaufsatz über Seldte. Hitler war darüber nicht zufrieden und sagte: „Weiss kann es nicht besser wissen, aber Sie müßten es wissen, daß wir nicht derartig über Seldte schreiben können.“ Nach einigen Tagen ging ich abends, mit den Redaktionsarbeiten fertig, ins Weinhaus Habel, um zu Abend zu speisen und mir anschließend den Umbruch des „VB“ anzusehen. Da sitzen am Nebentisch der Drucker Adolf Müller und der „Reichsbildberichterstatter“ H. Hoffmann: ich solle doch nicht so stolz allein bleiben und mit ihnen ein Glas Wein trinken, daraus wird — natürlich — eine größere Bowle und ein längerer Abend. In die Redaktion ging ich nicht mehr, es waren ja schließlich alle Aufsätze durchgesehen worden.

Am nächsten Morgen kommt Rudolf Heß mit stärksten Zeichen der Aufregung. Sie seien gerade im Flugzeug unterwegs nach München gewesen. Der Führer ließ sich den neuen „VB“ geben und sieht auf der ersten Seite ein Bild von F. Seldte. Er sei sehr erregt gewesen über die Mißachtung seiner Weisung, hätte sofort umkehren lassen und Heß zu mir geschickt, um mir dies zu sagen.

Wie konnte ich wissen, daß W. Weiss nun ein offenbar schon früher vorliegendes Bild von Seldte bringen würde!

Es war gerade vor meiner Londoner Reise (Mai 1933). Als ich Hitler nach der Rückkehr darüber berichtete, war er über den Vorfall ganz ruhig und sagte nur, es ginge nicht, daß, wenn er schon in einem konkreten Fall moniere, dies gleich darauf nicht beachtet würde. Ich verzichtete darauf, ihm den Abend mit Müller und Hoffmann zu schildern, und nahm diesen Verweis zur Kenntnis.

Als Hindenburg starb, schrieb ich im „VB“ den Gedenkaufsatz und war zum Mittag beim Führer. Er sprach sehr ernst über den Verstorbenen und fügte hinzu: „Ihr Aufsatz ist sehr gut, der beste von allen Gedenk-artikeln.“ Die Beisetzung fand im Tannenberg-Denkmal statt; sie ist mir genau in Erinnerung. Alles, was Namen in Deutschland hatte, war versammelt, alte Tradition und junge Revolution als Kameraden, innerlich

bewegt vom wahrhaft historischen Werdegang des toten Feldmarschalls, der über Königgrätz zur Kaiserkrönung nach Versailles ging, zur Höhe eines militärischen Ruhmes führte, aber auch zum Zusammenbruch des Reiches. Hindenburg — der neu in den Dienst des Reiches berufen wurde, als die Gründer der Weimarer Republik mit ihrer Schöpfung nicht mehr fertig wurden, um nun in streng legalen Formen eine deutsche Revolution mit ins Leben zu führen . . .

Es sprach zunächst der protestantische Feldebischof. Er sah a l l e s um sich versammelt, ein Auditorium, das ihn hätte veranlassen müssen, sämtliche geistigen Kräfte zusammenzufassen im Dienst eines Gedenkens, aber auch angesichts kritischer Zuhörer. Und er sprach: lebenslos, verknöchert, fast nur in Aneinanderreihung meist alttestamentarischer Zitate. Es war keine deutsche Rede, sondern ein wirkungsloses Stammeln. Die lutherische Kirche erlitt an diesem Tage eine schwere Achtungseinbuße.

Dann sprach Hitler: mit anderem Gehalt, strenger Form, in ehrfurchtsvoller Weise, und schloß: „Toter Feldherr, gehe nun ein in ein Walhall!“ Hindenburg wurde würdig geleitet nicht von den Vertretern der geistigen Tradition, sondern vom Gestalter einer ihm einst so fremden Revolution. Diese Verbindung Hitlers mit Hindenburg ist zweifellos eine Leistung großen menschlichen Taktes Hitlers gewesen, die man nicht einfach als ein „Einfangen“ hinstellen kann. Es w a r eine schöne Seite seines Wesens, die sehr behutsam sein konnte, da, wo sie echte Achtung, wirklichen Respekt empfand. Das alles trat dann in den Jahren der Enttäuschungen immer mehr zurück.

Diese Enttäuschungen kamen (neben den außenpolitischen Absagen) auch aus den Kreisen des Offizierkorps.



Die blutige Abweisung der Röhmer-Revolution hatte der Wehrmacht bewiesen, daß der neue Kanzler nur e i n e n Waffenträger anerkannte und eine Usurpation durch Nicht-Militärs eindeutig ablehnte. Hinzu kam dann etwas, was mir wieder besonders durch Erzählungen des Admirals W a g n e r in Mondorf (Luxemburg) vor die Erinnerung trat. Ich kannte ihn nicht von früher, nun waren wir beide interniert. Er lag krank, und ich mußte einen Bluterguß im Fußgelenk durch längere Ruhe behandeln. So lagen wir zusammen auf den Feldbetten, als er vom 1. Mai 1933 als von einem für ihn besonders ergreifenden Erlebnis sprach. Vorher eine Hetze gegen die Offiziere, Schimpfereien, wenn sie sich im Gesichtskreis

der roten Aufmärsche des 1. Mai zeigten. Und plötzlich: marschierende Kolonnen der Arbeiter und überall freundliche, kameradschaftliche Zurufe. Es sei auch für ihn der Beweis einer von innen her erzielten Gesinnungsänderung, der Überwindung des Klassenhasses gewesen. — Er hatte, wie viele Tausende mit ihm, nicht nur den Ausbruch des Hasses 1918 erlebt, sondern auch alle die nie abbrechenden Angriffe der marxistischen Zeitungen und Zeitschriften. Es muß auf den anständigen Offizieren wie ein Alpdruck gelegen haben, im Bewußtsein einer erfüllten Pflicht zu leben, aber als Gesamtheit sich dauernd angegriffen zu sehen, ohne sich wirklich wehren zu können. Nun war das alles abgefallen — aus Hassern waren Kameraden geworden.

Es gab aber (wenn man von Typen wie Groener absieht) noch andere. Das waren jene, die zwar über die Weimarer Republik vergrämt waren, Stellungen als Vertreter irgendwelcher Unternehmungen hatten, in Banken saßen, aber, mürrisch, nicht nach vorn, sondern rückwärts blickten. Sie sahen nur die Vergangenheit, da Stand und Uniform Ansehen bedeuteten und festgefügte Formen alle Fragen beantworteten. Viele von diesen saßen auch in den Stäben der Reichswehr, zahlreiche im „Stahlhelm“ oder daheim auf ihren Gütern. Als nun die Wehrhoheit des Reiches wiederhergestellt war, wurden die ehemaligen Offiziere wieder zu Übungen eingezogen, viele reaktiviert und schnell befördert. Und bei dieser Aufstellung des Offizierkorps kamen diese Ewiggestrigen in großer Anzahl an bestimmende Stellen. Sachlich war es so, daß das nationalsozialistisch geführte Reich viele Tausende aus Büro und Handelsgeschäften wieder in ihren alten Beruf zurückführte, daß der 14 Jahre so oft beschimpfte deutsche Offizier wieder vorn und in Achtung stand.

Sicher waren jene zahlreich, die das sahen und ehrlich anerkannten, aber daß daraus innere Folgerungen gezogen wurden, war kaum zu spüren. Man ließ sich gerne beschenken, wollte aber nicht sehen, daß dieses Geschenk durch Opfer vieler Tausender anderer für ein neues Staatsideal errungen worden war. Man war nur bestrebt, die alten Formen, geistig und disziplinar, wieder aufzunehmen, wie man sie 1918 verlassen hatte, am Nationalsozialismus das herablassend als gut anzusehen, was dieser Tradition entsprach, sich jedoch gegen alles zu wehren, was einer neuen Geisteswelt angehörte und woraus doch eigentlich der Sieg über Marxismus und Arbeitslosigkeit herstammte. Man dürfe sich nicht parteipolitisch binden — dies früher verständliche Wort wurde eine bequeme Ausrede, und Blomberg, der sich redlich Mühe gab, sachlich und personell zu vermitteln, war nicht selten Gegenstand witzelnder Bemerkungen.

Er tat das vor allem dadurch, daß er anlässlich der Zusammenkünfte höherer Offiziere in Berlin führende Nationalsozialisten bat, vor diesen Offizieren über ihr Arbeitsgebiet zu sprechen und alle nachher zu einem kleinen Bierabend einlud. Auch ich habe ein paarmal Vorträge gehalten in dem Bemühen, die charakterliche Verwandtschaft der guten Überlieferung mit dem neuen Wollen darzustellen, aber auch die geschichtlich anderen Voraussetzungen seit 1918 aufzuzeigen, die eben auch andere Antworten forderten, als sie früher gegeben wurden, wollte man nicht in die gleichen Wege einmünden, die bereits einmal zum 9. 11. 1918 geführt hatten. Es war dabei nicht zu vermeiden, sich auch mit den geistigen Grundlagen der alten Parteigruppen zu befassen, denen die Zuhörer ja irgend einmal nahegestanden haben mußten, wobei ich es vermied, das religiöse Gebiet zu behandeln. Das habe ich auch sonst getan, nur einmal in einigen Sätzen die Vergangenheit gestreift, was in der Zeitung vermerkt wurde. Blomberg sprach mich daraufhin einmal an und sagte nur: „Reichsleiter, Sie sagten neulich: ‚Das Christentum ist schon dadurch geadelt, daß Deutsche daran geglaubt haben.‘ Ich danke Ihnen sehr für diese Formulierung, ich finde sie sehr glücklich!“ — Ich meinerseits hatte damit ausdrücken wollen, daß das Christentum a u c h durch den Glauben der Deutschen geadelt sei, das heißt, daß die heute noch Gläubigen noch einen w e i t e r e n Adel hineinlegen oder in ihm finden könnten. Für die anderen aber konnte das Schwergewicht eben in der e i g e n e n durchaus freien Haltung liegen. Der Satz hatte also geschichtliche Berechtigung und zeigte Verstehen und Anerkennen b e i d e r Lager.

Nun war es auf diesem Gebiet durchaus nicht so, wie es auf Grund einer viel späteren Entwicklung — unter Himmler/Heydrich — gekommen war und worauf B o r m a n n — wie jetzt klar ist — immer wieder engherzig lossteuerte, daß die Wehrmacht geistig-religiös „von der Partei“, dem „Nazisystem“ vergewaltigt wurde. Vielmehr lagen die Dinge durchaus umgekehrt. Hier handelte es sich vor allem um das Problem des sonntäglichen Kirchganges, das böses Blut machte und auch bei mir in seiner Behandlung bittere Gefühle hervorrief. Jene, die später über religiöse Intoleranz — zum Teil mit Recht — sich beklagten, fanden es selbstverständlich, Soldaten, welche die Kirchen verlassen hatten, einfach zum Kirchgang zu befehlen. Das gehörte eben zum Dienst, andere religiöse Überzeugungen als der Glaube der beiden Konfessionen wurden nicht zur Kenntnis genommen, ja jene, welche dagegen im Namen einer doch auch einst vom Protestantismus vertretenen Gewissensfreiheit protestierten, wurden verschiedensten Schikanen unterworfen. Da unter ihnen

die meisten Nationalsozialisten waren, so rächten sich reaktivierte reaktionäre Offiziere — die doch ihr neues Amt n u r dem Nationalsozialismus verdankten — für ihre früheren politischen Niederlagen (Deutschnationale Volkspartei, Deutsche Volkspartei, Zentrum) durch besonders harte Behandlung unserer begeistert zur Wehrmacht geeilten jungen Mannschaft — was sich später sogar im Kriege durch offene Zurücksetzung bei Beförderungsvorschlägen fortsetzen sollte.

Ich erhielt manche Klagen vorgetragen, die ich an Heß weiterleitete. Es wurde dann mit vieler Mühe erwirkt, daß niemand zum Kirchgang gezwungen werden dürfe. Als Antwort darauf erfuhren wir, daß die Betreffenden dafür — am Sonntag — zum Dielenwaschen und ähnlichen Dingen befohlen wurden. Trotz Verbots dieser Schikanen durch doch so gläubige Christen sind immer wieder Meldungen darüber eingegangen. Hier liegt eine der Ursachen für so manche spätere Konflikte — ein Anknüpfungspunkt für Bormann, zur Gegenoffensive vorzugehen, um die geistliche Betreuung in der Wehrmacht immer mehr einzuschränken, was genau so eng war wie das Verhalten der bezeichneten Offizierskreise.

Es konnte nur e i n Standpunkt der nationalsozialistischen Haltung entsprechen: es kann sich ein jeder religiöse Stärkung und Trost d o r t suchen, wo er es wünscht, niemand darf aber gezwungen werden, sich einen solchen bei den vorhandenen Konfessionen suchen zu m ü s s e n. Das Vertreten religiöser Überzeugungen ist Sache eines jeden einzelnen, politische oder gar polizeiliche Macht darf weder für noch gegen eine solche Überzeugung eingesetzt werden.

Adolf Hitler hat stets diese Ansicht vertreten und, wie Feldmarschall Keitel sagte, alle Versuche Bormanns hier eindeutig abgelehnt. Die Wehrmachtsgeistlichen sollten im angeforderten Umfang erhalten bleiben, was auch bis zum Schluß eingehalten worden ist. Der Führer unterschied in diesem Falle richtig zwischen einzelner religiöser Überzeugung und politischer Staatsraison.

*

Welchen Glauben e r s e l b s t hatte, darüber hat er sich mir gegenüber nie ganz deutlich ausgesprochen. In seinen Reden sprach Hitler oft von der „Vorsehung“ und vom „Allmächtigen“. Ich glaube durchaus, daß über das darinliegende Pathetische hinaus er innerlich die Überzeugung eines in den Grundlinien vorgezeichneten Schicksals hatte, ohne dabei dogmatisch die Macht der Umwelt und den Anteil persönlichen

*Rosenberg im Gespräch mit dem ersten
Landesdirektor der estnischen Selbstverwaltung
Dr. Mäe und Generalkommissar Litzmann*



Litauische Bauern begrüßen Rosenberg





Ein Besuch der Universität Köln

*Bei der Tagung der Journalisten-Verbände in
Wien mit dem japanischen Gesandten Sakuma
und Gauleiter Dr. Jury*



Willens festlegen zu wollen. Inmitten dieser Vorsehung erblickte er sich in steigendem Maße selbst als mit einer Mission betraut. Das war spürbar, als er 1925 aus Landsberg zurückkehrte, und steigerte sich dann nach der Machtübernahme, bis dieser Glaube am Schluß des Krieges geradezu peinliche Züge anzunehmen begann. Dieser Glaube, daß, wie Bismarck einst auserwählt worden sei, die Norddeutschen in e i n e m Reich zu einigen, er als Süddeutscher die Mission auferlegt erhalten habe, die Süddeutschen — Österreich — in das Reich zu führen, war sicher tiefste Überzeugung, bei deren Ausführung sich viele Mittel des politischen Alltags, Vorsicht im einzelnen, doch mit dem unwiderstehlichen Drang zur einmaligen Lösung verbanden.

Der christlichen Gottesvorstellung gegenüber verhielt Hitler sich in privaten Gesprächen durchaus ablehnend, obgleich ich nur zwei- oder dreimal in den vielen Jahren Äußerungen darüber gehört habe. Einmal sagte er zu mir: „Man sehe sich doch einen Zeuskopf an. Welch eine Vornehmheit und Erhabenheit spricht aus diesen Zeugen!“ Über das Abendmahl: „Es ist ein Zustand primitiver Religion, daß man seinen Gott mit den Zähnen zerbeißt.“ Gegen die Gotik machte er geltend, in ihr sei alles Dunkle und den Geist Vernebelnde verkörpert. Nur die Raumwirkung des Straßburger Münsters ließ er später gelten.

Als ich bei einem dieser Gespräche äußerte, die Kirchen dürfe man nicht zerstören, man könne sie nur nach und nach mit neuen Menschen füllen, sagte er: „Das ist sehr weise von Ihnen, so zu denken.“

In Grundsatz und innerer Haltung hatte Hitler sich also von Kirchen und Christentum klar entfernt, zollte jedoch seiner ersten Erscheinung volle Gerechtigkeit, sprach jedem das Recht persönlicher Überzeugung zu, schützte die Wehrmacht in allen ihren Wünschen konfessioneller Betreuung. Ja, er bemühte sich, durch Errichtung eines Kirchenministeriums und die Einsetzung eines protestantischen Reichsbischofs den Evangelischen in ihrer Zersplitterung die Möglichkeit einer sie alle umfassenden sozialen Form zu geben. Aus diesem Anlaß empfing er eine Abordnung der protestantischen Bischöfe. Später sprach er über diese Zusammenkunft mit unverhohlener Verachtung: „Man sollte meinen“, sagte er bei einem Mittagessen, „die Herren hätten verstanden, daß ein Empfang bei einem Kanzler unter gegebenen Umständen doch eine würdige und feierliche Angelegenheit sei, aber da kamen sie in ihren Talaren, denen man teilweise noch den Altersspeck ansah, und das Wichtigste von allem waren ihnen ihre — Deputate. Man muß schon sagen, wenn in gleicher Weise die katholischen Bischöfe gekommen wären, dann hätten sie ein anderes Format gezeigt.“

Zum Reichsbischof wurde der ehemalige Militärpfarrer Müller ernannt. Er hatte früher bei der Marine gepredigt und war dann zu General Blomberg nach Ostpreußen gekommen, als dieser dort kommandierte. Es war also eine gewisse Vertrauenskundgebung nach der Wehrmachtseite. Allerdings erschien bald fraglich, ob er die geeignete Person war. Wenig bekannt, fand er die Orthodoxen in Opposition und wurde dann schließlich, ohne abberufen zu werden, auch vom Kirchenminister Kerrl in unschöner Weise behandelt.

Der Führer lehnte später alle weiteren Versuche, den Protestanten organisatorisch helfen zu wollen, deutlich ab und ließ die Dinge treiben wie sie wollten. Eine religiöse Reform durchzuführen, hat er stets abgelehnt. Immer hat er betont, Politik treiben und religiöse Gesellschaften gründen seien durchaus verschiedene Dinge: „außerdem“, fügte er hinzu, „haften unserer Bewegung doch zuviel der Biergeruch der Massenversammlungen und die Schlägereien der Saalschlachten an. Durch Reden und Aufsätze kann man auch keinen Reformator züchten. Ist aber einer da, dann wird er sich schon mit Grollen und Donnern von selbst bemerkbar machen.“



Ein Offizier, an dem ich Haltung und Entwicklung bester preußischer Tradition glaubte feststellen zu können und mit dem ich öfters zusammengekommen bin, war der spätere Generalfeldmarschall Hans v. Kluge. Bei meinen Besuchen in Westfalen hatte ich ihn kennengelernt. Ein mittelgroßer straffer Mann, hohe Stirn, leicht gebogene Nase, kalte blaue Augen, reserviert und wortkarg allgemein, aber ich nahm auch an, mir persönlich gegenüber besonders. Denn daß man mich im Offizierkorps sehr zurückhaltend bewertete, wußte ich und konnte auch nichts anderes bei diesem konfessionell bestimmten Kreise erwarten. Mein „Mythus“ hatte erheblichen Widerspruch gefunden, die gerade nach der Machtübernahme in großer Anzahl erscheinenden Gegenschriften aus beiden konfessionellen Lagern sind dort sicher Gegenstand vieler Gespräche gewesen. Von dem zentralen Gemeinschaftswerk der römischen Kirche gegen mich — den „Studien“ — weiß ich, daß es von den jeweiligen bischöflichen Ordinariaten auch an alle führenden militärischen Stellen kostenlos verschickt worden war, um mich „wissenschaftlich“ zu erledigen.

Ich füge hier ein, daß ich meine politische Stellung nie ausgewertet habe, diese theologischen Gegner mit staatlichen Mitteln zu verfolgen —

das Gegenteil dessen, was die Ankläger in Nürnberg als selbstverständlich erwartet hatten und sicher über den Nachweis erstaunt gewesen waren, daß ich bei all meiner Ablehnung allen Meinungsfreiheit zugebilligt habe.

Ich war deshalb einigermaßen verwundert, als ich von General von Kluge gebeten wurde, vor seinen Offizieren in Münster zu sprechen, folgte aber dieser Aufforderung sehr gern. Ich sprach dann im dortigen Rathaussaal über die geistigen Entwicklungen unserer Zeit und die Gründe, die zum Entstehen der nationalsozialistischen Bewegung geführt hatten. Nach dem Vortrag sagte Kluge zu mir: „Herr Reichsleiter, gestatten Sie ein offenes Wort. Sie wurden uns als ein besonders fanatischer Mensch geschildert, und ich gestehe, einige Befürchtungen gehabt zu haben. Aber was Sie sagten, ist so interessant und begründet, daß ich Ihnen sehr dankbar bin.“ Beim späteren Abendessen begrüßte mich dann Kluge nicht nur, sondern tat etwas, was für die Konvention des Offizierskorps damals noch ganz ungewöhnlich war: „Ein dreifaches ‚Heil‘ für den Reichsleiter Rosenberg!“ Ich verstand, daß hier eine spröde Form, die ihre Stärken, aber auch große Schwächen hatte, zu schmelzen begann.

Dies fühlte ich auch ein anderes Mal. Gauleiter Dr. Meyer in Westfalen-Nord veranstaltete alljährlich Mitte Januar Gedenkkundgebungen zu den Lipper Wahlen von 1933. Im Umfang gering, waren sie doch historisches Symptom dafür gewesen, daß die NSDAP die vorhergehenden Krisen überwunden hatte und alle Spekulationen der Gegner ohne Grundlagen waren — Grund genug für den rührigen Dr. Meyer, die Erinnerung an sie nicht einschlafen zu lassen. Ich sprach nun mehrere Jahre hindurch auf der großen Schlußkundgebung in der Flugplatzhalle bei Detmold. Mit anderen amtlichen Vertretern war auch General von Kluge stets anwesend. Nach meiner Rede sagte er zu mir: „Ich habe Sie jetzt schon dreimal hier über den Nationalsozialismus sprechen hören, aber jedesmal war es eine ganz andere Rede. Da ich selbst auch sprechen muß, weiß ich, was das bedeutet. Ich danke Ihnen sehr dafür!“

Dann traf ich von Kluge 1940 in Paris. Mit General von Epp tranken wir bei Ritz eine Flasche Sekt, und von Kluge erzählte über den Vormarsch seiner Armee. Besonders erinnerlich ist mir dabei sein Bericht über die Rettung der Kathedrale von Rouen. In der Umgebung dieser Stadt hatten sich harte Kämpfe abgespielt, ein großer Häuserkomplex um die Kathedrale brannte, das Feuer drohte auf dieses Wunderwerk der Gotik überzugreifen. Da entschloß sich von Kluge, die brennenden Gebäude zusammenschießen zu lassen. Das geschah, das Feuer sank in sich

zusammen, bald darauf konnten die anderen Schutzmaßnahmen durchgeführt werden. Diese Tatsachen kamen mir wieder ins Gedächtnis, als die unerhörten Anklagen gegen unsere Generale über Barbarei, Kirchen- und Kulturzerstörungen in Nürnberg erhoben wurden.

Ich fuhr einige Tage später über Compiègne auch nach Rouen. Über der Stadt erhob sich die hohe Nadel dieser normannischen Kathedrale, mit jenem charakteristischen Umgang am Helm, den ich mir als Wiedergabe eines Mastkorbes identifizierte. — Ich wollte später in der Kunstgeschichte feststellen lassen, ob diese Deutung richtig war —. Dann sah ich mir das Zeugnis eines großen Bauwillens aus der Nähe an: wild und ungebärdig in manchen Formen, aber, wie die ganze gotische Baukunst, von ungeheurem Höhendrang.

Im Jahre 1944 wurde die Kathedrale bei der anglo-amerikanischen Invasion durch alliierte Bomber zerstört.

Dann sah ich von Kluge, den jetzigen Feldmarschall, in Smolensk. Nach dem Kommando über die 4. Armee war er Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Mitte geworden. Es war im Spätsommer 1942, ich besuchte als Ostminister Weißruthenien. Schon in Minsk waren schwere Spuren des Kampfes festzustellen gewesen, aber Smolensk erschütterte mich doch. Der weit überwiegende Teil der Stadt lag in Trümmern, nur der Kathedralbezirk ragte hoch und unversehrt aus den Zeugen des furchtbaren Krieges heraus. Der Befehlshaber des rückwärtigen Heersgebiets unterrichtete mich zunächst über die allgemeine Lage, über seine Maßnahmen zur Wiederbelebung des Schulwesens, die wirtschaftlichen Verhältnisse, die Abwehr der teilweise starken Bandengefahr auch durch russische Freiwilligenverbände selbst. Es war dies der alte General von Schenkendorf, der sich mit großem Eifer seiner Aufgabe unterzogen hatte. Dann fuhr ich in Kluges Hauptquartier in ein durch Mücken entsetzlich durchschwärmtes Birkenwäldchen. Kluge, merklich gealtert, war ernst, voll spürbar gehobenem Selbstbewußtsein. Knapp schilderte er die schwere Lage in dem furchtbaren Winter 1941/42, erwähnte kurz seine Telefonate mit dem Führer und fügte hinzu: „Ich glaube, daß meine vierte Armee das Reich gerettet hat!“

Kluge hatte dann einen schweren Autounfall, der ihn für lange Zeit aus der Front zwang. Zum Trauerakt anläßlich des Todes von Dietl war er in Schloß Klessheim bei Salzburg anwesend. Er trat nachher auf mich zu, wir wechselten einige Worte, da fuhr ein Auto vor: er mußte zum Berghof. Wie wir dann erfuhren, wurde er zum Oberbefehlshaber der Westarmeen ernannt. Nach dem 20. Juli 1944 hörte ich seine Stimme

im Rundfunk. Er verurteilte das Attentat mit großer Schärfe, der Ton seiner Stimme aber war matt. Dann erfuhren wir von seinem Selbstmord. In Nürnberg sagte mir Keitel — oder Jodl —, in seinem Abschiedsbrief an den Führer hätte er gesagt, dieser habe nicht gewußt, wie nahe er ihm in vielem gestanden habe.

Ob Kluge kapitulieren wollte oder ob das nur Behauptung war, weiß ich nicht. Jedenfalls war hier in tragischer Weise ein Soldatenschicksal abgeschlossen worden, das im Zusammenbruch des Kaiserreichs, im Durchhalten in der Republik, in härtester Pflichterfüllung und großer Leistung für das Reich ein symbolisches Beispiel für viele Tausende abgibt. Eid und Erkenntnis der militärischen Lage, Anerkennung eines Neuen, ehrlich sich selbst, seiner kühlen Natur abgerungen, und Ablehnung der Auswüchse dieses furchtbaren Krieges standen sich gegenüber. An diesem Seele, Charakter und Einsicht zerreißen den Konflikt ist er zerbrochen, zerbrochen worden. Unpathetisch, herb, posenlos ist er einen wahrhaft schicksalhaften Weg gegangen, den in anderer Weise, hier vor Gericht geführt, die Feldmarschälle von Rundstedt, Keitel, von Manstein, von Brauchitsch und andere ebenfalls gehen müssen.

Einmal konnte ich einen Wunsch Kluges erfüllen, was mir hier in Nürnberg dauernd als besonderes Verbrechen vorgehalten wurde. Als 1944 die Heeresgruppe Mitte eine Rückverlegung der Front voraussah und in diesem Raum die Bevölkerung kampfgefährdet erschien, ließ er das Ostministerium bitten, doch die Kinder von zehn bis vierzehn Jahren rechtzeitig in Obhut zu nehmen. Nur bei mir, ließ er sagen, sei eine loyale Behandlung des Problems gesichert. Als mir auch von anderer Seite dies, unter der Betonung der menschlichen Schwächung des Gegners, befürwortet wurde, lehnte ich ab, weil ich nicht in den Verdacht einer Kinderverschleppung kommen wollte. Als die Bitte aber nochmals wiederholt wurde, ich zum mindesten eine Teilevakuierung doch nicht verhindern konnte, stimmte ich unter den gesicherten Bedingungen einer Betreuung, Pflege auch durch einige weißruthenische Frauen, Briefverkehr mit den Eltern usw., zu. (Im Prozeß unter dem Zeichen 031-Ps behandelt worden. Siehe meine Zeugenaussage und Plädoyer.) Fünftausend Kinder kamen nach Dessau, wo ich mich selbst von ihrer guten Unterbringung überzeugte. Alle waren in sauberer Kleidung, die jüngeren in Schulen mit russischen Lehrerinnen oder in einem Kindergarten am Walde untergebracht. Eine weißruthenische Frau dankte mir mit Tränen in den Augen. Die Junkerswerke hatten für die älteren Jungen Zeichnungen aller Werkzeuge herstellen lassen mit russischem Text und deutscher Bezeichnung unter

Beifügung der Aussprache in russischer Sprache. Das Verhältnis zu den deutschen Arbeitern war ein sehr gutes, im Unterschied zu den Italienern, die vorher dagewesen waren.

Als ich wieder nach Berlin zurückfuhr, sagte ich dem Leiter der Jugendabteilung des Ostministeriums, der sich der ganzen Betreuung angenommen hatte: „Wenn unsere Jungen eine derartige berufliche Ausbildung erhalten könnten, wäre es schön, aber sie müssen sich jetzt im Schießen üben.“



Die Großsteingräber sind seit langem ein besonders gepflegtes Objekt vorgeschichtlicher Forschungen. Die Besetzung Nordfrankreichs ermöglichte es nun, die geheimnisvollen Steinsetzungen in der Bretagne einer genauen Untersuchung zu unterziehen. Unter Leitung von Dr. H u e l l e wurde diese mit größter Sachkunde im Verlauf mehrerer Wochen durchgeführt, und ich benutzte eine kurze Arbeitspause, um mir diese Forschungen ebenfalls anzusehen. Der Weg ging über Städte, die mir aus der Geschichte vertraut waren, nicht nur mit französischen, sondern europäischen Erinnerungen. Chartres, die Frühgotik, unter der Kathedrale vorchristliche Katakomben: schwarzdunkel, die Altäre nur matt beleuchtet, ein Versinken in jene Mutter Erde, die so vielen Religionen zum Ansatz ihres Glaubens wurde. Diese Verehrung der chthonischen, mütterlichen Gottheiten zieht sich vom östlichen Mittelmeer bis zum Atlantik. Überall setzten die indogermanischen Völker dagegen ihre Götter des Lichtes, des Himmels und bauten über den Höhlen der Überwundenen ihre Tempel. In Chartres war noch beides zusammen; auf den Gebetsgrüften der Vorzeit aber erhob sich nicht etwa nur ein Symbol der siegreichen christlichen Kirche, sondern der Turm als Zeichen groß-europäischer Charakterhaltung. — Orléans, vielfach zerstört, das Denkmal der Johanna aber unversehrt. Sie ist in Frankreich in Stein gemeißelt wie keine andere Gestalt, Symbol des Werdens der französischen Nation im Kampf gegen England. Hoch ragte Blois empor, umrankt von allem, was Religionskrieg in Frankreich bedeutet. Wir stiegen jene allen Architekten bekannte offene Treppe zu den Sälen empor, wo einst Katharina Medici ihre Intrigen spielte, wo der Guise auf königlichen Befehl ermordet wurde. Aus den Fenstern ein wunderbarer Fernblick, die Stadt selbst ohne Kontur, mit grauen Dächern, die so gar keinen Charakter zeigen. Über Tours die Loire entlang — ein versandeter Strom.

Rechts der erhöht angelegten Straße die Einzelhöfe der Bauern. Von vier Gebäuden der Gehöfte verfällt offenbar stets eines. Angers, drei unvergeßliche Eindrücke! Zuerst die Burgfestung der Anjou. Ein ungeheurer rechteckiger Komplex aus Zyklopengemäuer, an den Ecken und den Wänden runde Steinwülste, nach unten sich vergrößernd, gleich den Füßen eines Riesenelefanten. Von früheren Kastellen wenig zu sehen. Jedoch bleibt der Eindruck eines harten Herrscherwillens. Sicher werden Franzosen und Deutsche dieses Soldatengeschlecht mit ganz verschiedenen Augen sehen: die einen denken mit Stolz an die Herrschaft in Süditalien, an die Anjous, die einst auch Könige in Ungarn waren, die andern aber erinnern sich mit düsteren Gefühlen an die Ermordung Konradins in Neapel. Dann die frühgotische Kathedrale. Einschiffig, bereits licht und frei, wie es die Gotik auch schon zu Beginn gewesen ist, aber in allem noch gemäßigt — ein außerordentlicher Raumeindruck. Das Museum: über allem die Gobelins, aus romanischer Zeit in einfachen Flecken; aber mir schien, das Monumentale ist nicht Sache eines Wandteppichs. Dafür aber die gotischen Gobelins geradezu eine Offenbarung, und zwar jenes Naturalismus, der, neben der strengen Stilisierung des Menschen, in allen Giebelfeldern der Portale sich Raum zu schaffen weiß. Hier singende Frauen und Pagen, umrankt von Blüten und Blättern. Und in den Zweigen jublieren die verschiedenen Vögel des Waldes. Alles wunderbar komponiert, sicher gezeichnet, berückend in der Farbe. Schließlich mußten wir doch weg, und ich sagte meinen Kameraden, beim Anschauen derartiger Kostbarkeiten könnten einem tatsächlich Diebesgelüste kommen.

Untergebracht waren wir für ein paar Tage im alten Schloß du Plessis Mace, nicht weit von Angers, das der Besitzer — ein französischer Gelehrter — uns freundlich zur Verfügung gestellt hatte. Der Donjon zerstört, eine Erinnerung aus englischer Zeit. Die Trakte aneinandergefügt, ohne sonderliche Einheit, eine gotische Galerie für die Damen: um sich die Turniere im Hofe anzusehen. Rundherum ein verschlammter Graben, leere Felder. Es fehlte wohl an Mitteln oder am Willen, diesen Besitz wirklich zu pflegen. Im Innern eine reiche Bibliothek, Antiquitäten. Wir stehen in dem Zimmer, in dem nach hundert Jahren Krieg der Englisch-Französische Friede unterzeichnet wurde.

Dann nach Vannes, wo ich unsere Gelehrten treffe und zugleich den Kommandierenden General von Kortzfleisch kennenlerne. Er zeigt sich an den Forschungen sehr interessiert, hatte in seiner Familie verschiedene Wissenschaftler. Links von mir von Lancelles, Weltkriegsoffizier, auch reaktiviert, aber, da Nationalsozialist, in der Beförderung

zurückgesetzt. Schon lange Major, hatte er, fast ein Jahr nach Kriegsbeginn, jetzt endlich als Oberstleutnant ein Regiment erhalten — wieder ein Beispiel, welche Reibungen in der jungen deutschen Wehrmacht anscheinend vorhanden waren. (In späterem Verlauf tat sich Lancelles durch besondere Tapferkeit hervor, erhielt das Ritterkreuz und fiel dann im Kampf.) General Kortzfleisch begleitete mich zu den Menhirs. Da lag ein 25 Meter hoher Monolith, in drei Stücke zerbrochen. Einst mußte er, aufrecht, ungeheuer gewirkt haben — ein Zeichen für die damaligen Seefahrer. Dann ein Hünengrab großen Ausmaßes, wie ich ähnliche von Oldenburg bis Rügen besichtigt habe. Die mehrere Kilometer langen Steinsetzungen aber waren nur hier zu sehen. In etwa sechs Reihen, zum Teil aus Riesengraniten gebildet, umfassen sie Gänge, die ich mir nur als Prozessionsstraßen deuten konnte. Einer dieser Straßenzüge war durch einen Halbkreis geschlossen, der ein Grab barg.

Hier wurde nun genau gezählt und gemessen, jede Einzelheit registriert, frühere französische Forschung herangezogen. Wie immer die letzte Deutung dieser Anlage auch ausfallen mag, es hat ein großer Wille geherrscht, um die Riesenfindlinge auf diese Entfernungen nach einem bestimmten Plan zu errichten. Und es muß auch schon sinnreiche Methoden gegeben haben, um sie überhaupt fortbewegen zu können. Die wissenschaftlichen Ergebnisse sind später von Dr. Huelle in seiner Schrift „Die Steine von Carnac“ niedergelegt worden.

Dann vergingen die Jahre. Neue Divisionen wurden 1944 aufgestellt. Kortzfleisch wurde Befehlshaber des Wehrkreises (?) Brandenburg. Ich erhielt von ihm die Bitte, vor Offizieren und Soldaten einer dieser neuen Divisionen zu sprechen. Ich tat das sehr gerne und fuhr in das Lager im Osten von Berlin. Zu den Soldaten sprach ich über die Politik in den besetzten Ostgebieten, für die ich im Führerhauptquartier immer noch kämpfte, zu den Offizieren über den europäischen Gedanken. Der Chef der Division trug das Abzeichen „Krim“ auf dem Ärmel, das Ritterkreuz am Halse und war noch voller Hoffnung. Er war gerade vom Führer gekommen. Dieser hätte ihm gesagt, V 1 und V 2 seien nur ein Anfang, noch ganz andere Waffen würden zum Einsatz kommen. Und aus dem Gesicht dieses deutschen Offiziers sprach so viel Vertrauen und Glauben, wie Adolf Hitler eben doch immer wieder zu geben verstand.

Es war der 18. Juli 1944. General von Kortzfleisch hatte meine Rede mit einer Ansprache beschlossen. In ihr erinnerte er seine Offiziere an ihre Pflicht und versprach dem Führer und Obersten Befehlshaber unverbrüchlichen Gehorsam.

Zwei Tage später kam das Attentat, das anfänglich nur wenige Verschwörer zu umfassen schien, sich aber bald als weit angelegte, viele hohe Offiziere erfassende Planung erwies. General von Kortzfleisch geht in die Bandlerstraße. Dort hört er, der Führer sei tot, er solle sich der neuen Herrschaft anschließen. Er weigert sich empört und wird verhaftet. Er hat gehalten, was er ein paar Tage vorher versprochen hatte. Nach Erledigung des Komplotts wurde er wieder frei. Über sein weiteres Schicksal ist mir nichts bekannt. Aber sicher hat der Sturmwind auch ihn erfaßt, und er sieht irgendwo in einem Lager einer Anklage entgegen . . .

*

Auf der erwähnten Reise in die Bretagne spürte ich das Verlangen, noch weiter nach dem Süden zu fahren, in das Land der Albigenser. Kampf und Schicksal dieser großen Bewegung der Katharer — woher das Wort „Ketzler“ als Entstellung seinen Ursprung nimmt — hatten mich von jeher interessiert, später, bei eingehenderem Studium, tief ergriffen. Sie war eine merkwürdige Vereinigung westgotisch bedingten religiös-charakterlichen Freiheitswillens mit spät-iranischen mystischen Einflüssen, die über Italien, nach Berührung der Kreuzfahrer mit dem Orient, als übernommene Weisheit auch nach Südfrankreich gelangt waren. Da die Katharer, das heißt die Reinen, sich aber durchaus als Christen fühlen wollten, so wählten sie aus den verschiedenen Möglichkeiten der Evangelien sich das des Johannes. Gegen die Religion weltlich-petrinischer Kirchenmacht setzten sie die Lehre des Parakleten, des liebevollen Erlösers und Erbarmers. Sie lehnten das Alte Testament ab, vermieden alle jüdischen Namen — ein entscheidender Unterschied zum späteren Calvinismus und Puritanismus, der auch die „reine Lehre“ suchte —, verwarfen sogar den Namen Maria. Das Kruzifix erschien ihnen als unwürdiges Symbol, denn, erklärten sie, man verehere auch nicht den Strick, an dem ein Mensch, sei es auch ein Märtyrer, erhängt worden sei. Sie widmeten sich vor allem der Mildtätigkeit, lehrten religiöse Toleranz, aber begannen doch auch eine bestimmte soziale Ordnung mit verschiedenen religiösen Rangstufen, mit Diakonissinnenwürden und der rettenden Handauflegung (*consolamentum*) auszubilden.

Gegen diese bald viele Städte und Burgen erfassende Bewegung trat nun die römische Kirche an, verbündet mit dem König von Frankreich, der die zentrale Herrschaft von Paris über den ganzen Süden sichern wollte. In vielen Jahrzehnten wurden die Katharer ausgetilgt, vertrieben,

wüstester Dinge beschuldigt, bis rund eine Million Opfer das Aufflammen religiösen unabhängigen Willens unter sich begraben hatten.

Ich hatte mir längst vor dem Kriege vorgenommen, einmal streng privat Navarra und die Provence zu bereisen: Toulouse, Carcassonne, Albi, Pau, die Ruinen von Foix, den heiligen Berg Montségur, letzte Zufluchtsstätte der Katharer, die schließlich durch Verrat gefallen war.

Die Verlockung, dorthin zu fahren, war groß, aber, wie gesagt, ich wies sie, als dienstlich nicht begründet, zurück. Nun war ich drei Jahre später wieder in Paris. Aus Anlaß einer militärischen Besprechung beim Feldmarschall von Rundstedt war ausgemacht worden, daß durch meine Dienststelle einige Vorträge historischer und sozialpolitischer Art vermittelt werden sollten. Dies geschah, und ich hielt eine abschließende Ansprache. Beim späteren geselligen Zusammensein bat mich ein Offizier aus dem Stabe der 19. Armee in Avignon, vor dem dortigen Offizierskorps einen ähnlichen Vortrag zu halten, und ich ließ mich dazu überreden. Mir wurde ein Dienstwagen zur Verfügung gestellt und trotz vielfacher Eisenbahnsprengungen durch die „Maquis“ kamen wir frühmorgens in Carcassonne an, um im Auto nach Avignon zu fahren.

Da sah ich nun die noch erhaltene vieltürmige Festung. Auf altrömischen Grundmauern die große Westgotenburg, später vom französischen Königtum vollendet. Zwei wuchtige Ringmauern umschließen die Cité, die innere von starken Türmen gekrönt. An einer Seite die letzte gotische Kirche, enge mittelalterliche Gassen, winzige Gärten an verfallenen Häusern.

Ich gehe langsam von Turm zu Turm und denke an die Geschlechter, die hier in den Gefängnissen endeten, wenn sie nicht gefallen oder geflohen waren, an Raimund VI. von Toulouse, der nach Paris verschleppt und in der Notre Dame vom Bischof öffentlich mit der Geißel gepeitscht wurde — an jenen Grafen von Foix, der dem päpstlichen Unterhändler erklärte: Gott wünsche, daß der Glaube eines jeden Menschen frei sein müsse, dessen Burg geschleift worden war, so daß heute nur noch kümmerliche Reste zu sehen sind. (Ein Nachkomme schrieb später unter dem Namen Defoe den „Robinson Crusoe“.) An die kühnen Ritter von Treneabel und Mirepois denke ich, an die Albigenser Frauen mit den heute so sonderbar klingenden Namen Ermessinde, Brunissende, Eselarmonde, an die „schöne Albigenserin“ Aladais von Boisseson und die Angehörigen des Geschlechts der Bellissen; an jene 105, die nach dem Fall von Montségur sofort auf Riesenscheiterhaufen verbrannt wurden, an ihren Führer Raimund von P e r e l h a , der seinem Glauben nicht abschwor, sondern das

Liebesevangelium des Parakleten bekannte, und an jene Tausende, die in Kerkern langsam verendeten, auch hier in Carcassonne. — Von diesen Kerkern wußte der französische Führer aber nichts, als ich ihn danach fragte . . .

Dann ging es weiter durch die hügelige kahle Landschaft, über Montpellier zum Mittelmeer. In einem kleinen Ort Mittag mit einigen Offizieren, die hier Bunker bauten. Sie waren für den Fall einer Invasion in dieser Gegend offenbar skeptisch in bezug auf ihre gegenwärtige Abwehrkraft, was ich der Bemerkung entnahm, durch die Bunker könnten die Gegner wenigstens aufgehalten und die deutschen Reserven herangeführt werden. Wir fuhren weiter nach Arles. Aber mich fesselte die Landschaft wenig, selbst das blaue Mittelmeer hatte ich, obgleich zum erstenmal, nicht mit jenen Gefühlen angesehen, wie es sonst der Fall gewesen wäre. Die Gedanken von Carcassonne bewegten mich weiter. Ich dachte an die sehr gut begründete Theorie, daß der aus so vielen Quellen hervorgegangene Parsifal in vielem ein albigensischer Schlüsselroman gewesen ist. Vom Mont Sauvage ist in den Katharererzählungen mehr als einmal die Rede (zum Beispiel in bezug auf den Ritter Férau), es ist wahrscheinlich, daß dieses Monsalvatsch — als Verstümmelung des Mont Sauvage —, jene letzte Zuflucht der Monsegur ist. Viele Anzeichen sprechen dafür, daß der Ritter von Treneabel das Vorbild des Parsifal abgab, dessen Name — „Perserblume“ — auf iranischen Einfluß hindeutet, der ja bei den Katharern wirksam geworden ist. Es sind auch Ritter, welche den heiligen Gral hüten, nicht Mönche. Auf dem Mitleiden beruht das innere Motiv des Gralskönigtums, das innere Zentrum auch der Lehre vom Parakleten. Die Katholiken also, welche ergriffen den ersten Akt von Wagners Parsifal anhören, ahnen nicht, daß sie vor einer Versammlung albigensischer Ritter sitzen.

Schließlich hatte auch der Begriff eines Troubadour einst einen gänzlich anderen Klang als später. Das waren kaum oder gar nicht Liebesdichter, sondern leidenschaftliche Sänger von der Art des Volker von Alzey. Jeder große Ritter der Katharer hatte seinen Troubadour, der erbitterte Verse gegen die Gegner verfaßte und sang. Ich habe selten so fanatische anti-römische Gedichte gelesen wie diese Gesänge. Die Namen sind mir, mit Ausnahme des Peyre Cardinal, entfallen.

Es war also auch hier Geschichte sehr einseitig vom Standpunkt des Siegers geschrieben worden. Dessen Urkunden lagen vor: Prozesse, „Zeugenaussagen“, unter Foltern erpreßt, Aufbauschung tatsächlicher späterer einzelner Entartungen durch halbverstandenen spät-iranischen Orien-

talismanus. Erst ein tieferes Studium doch noch vorhandener Überlieferungen läßt ein gänzlich anderes Bild erstehen: einen dramatischen ersten großen und kriegerischen Kampf um die „reine Lehre“ des Evangeliums, nach der seit tausend Jahren immer wieder neue Geschlechter suchen, ohne sie finden zu können.



Die reiche Fassade der Kathedrale von Arles war mit Sandsäcken verdeckt, nur ein Kreuzgang gestattete ein Urteil über den Reichtum der hier ausgestreuten Steinmetzarbeiten. Unter ihnen gingen die Formen der Architektur fast ganz verloren. Die Stadt selbst: sonnig, steinig, öde. Ungeheuer, wie alles Altrömische, die Arena. Als Stadt anheimelnder: Nimes mit dem schönen kleinen Tempel und antiken Funden. Und dann Avignon, ein Zeichen einstigen politischen Wandels, ein Symbol religiösen Verfalls, ein Präzedenzfall noch immer im Schoße der Zeit liegender Möglichkeiten . . .

Der dortige General von Sodenstein empfing mich sehr herzlich, ein untergesetzter, schon älterer Herr mit einem Krückstock, froh, mit jemandem aus dem Reich hier in der Ferne etwas sprechen zu können. Nach meinem Vortrag sagte er in seinen Dankesworten, der Soldat brauche nicht nur Munition im üblichen Sinne, sondern auch geistige Stärkung und willensmäßige Stählung, und die hätte ich ihnen gegeben, wofür sie dankbar seien.

Am nächsten Morgen dann Besichtigung des tausendmal beschriebenen Papstpalastes: hohe schöne Hallen, die Gebäude aber ohne rechten Plan aneinandergesetzt, groß, aber nicht monumental, Bauten eines Exils, nicht Krönung traditionserwachsenen Schaffens. Im höhergelegenen Park brauste der Mistral, kalt und durchdringend, daß selbst die Sonne vom wolkenlosen Himmel kaum noch eine Wirkung ausübte. Auch der Beginn in Avignon war katharerisch bestimmt. Philipp de Got, Sohn eines albigensischen Kämpfers, war ein wollüstiger hoher Kleriker geworden. Mit einem großen Gefolge von Dienern, Vögeln, allerhand Getier bereiste er den Süden des Landes, neben sich seine Geliebte, ein Fräulein von Talleyrand. Er wurde unter dem Namen Klemens V. der erste Papst in Avignon. Am Königshof zu Paris stiegen zwei andere Albigensersproßlinge zu hohen Ämtern als Reichsberater des Königs auf, Plasián und Wilhelm von Nogaret. Dieser war es, der Papst Bonifaz VIII. in Anagni gegenübertrat und schwerster Verfehlungen bezichtigte. Zu

gleicher Zeit holte Philipp der Schöne gegen den Orden der Tempelritter aus. In Einzelverfahren „gestanden“ alle die ihnen vorgeworfenen obszönen Gebräuche — und Papst Klemens in Avignon mußte seine Zustimmung zur Ausrottung des Tempelordens geben.

An diese Dinge mußte ich wieder denken, als ich vom hohen Park in das Land sah, dann eine Fahrt nach Orange machte. Die dortige römische Riesenmauer, Rückwand und Windschutz eines großen Theaters, eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges — wieder ein Zeugnis altrömischer Solidität und technischer Vollendung.

Dann in den Zug in Richtung Deutschland. Als wir in Macon halten, höre ich von draußen laut nach mir rufen: es ist Wilhelm Brückner, ein alter Kamerad. 1923 Kommandeur des Regiments „München“ der SA, mitgefangen in Landsberg, dann persönlicher Adjutant des Führers, etwas phlegmatisch, aber ein treuer, anständiger Mensch, nach einem schweren Autounfall mit Schädelbruch aus der Adjutantur ausgeschieden, nunmehr Major und Kommandant von Macon. Er erzählt, daß in der vergangenen Nacht ein kleines Gefecht mit der Widerstandsbewegung stattgefunden hatte, die Schienen sprengte. Noch einige herzliche Worte, dann Abschied — auch hier wohl für immer . . .

*

Die Einschmelzung der Wehrmacht in ein neues Staatsgefüge stand 1939 erst am Anfang. Zu groß waren die politisch-sozialen Änderungen, die sich seit dem November 1918 abgespielt hatten. Das Heer konnte sich nur halten, wenn es seinen Ritus, seine Formen, seine Zucht möglichst von allen äußeren Einflüssen unverändert erhielt. Deshalb wehrte es sich, trotz mancher persönlichen Zuneigung zum nationalsozialistisch geformten Reich, gegen Eingriffe und zu starke Umformungen. Daß hierbei kastenmäßige Anschauungen sehr bestimmend waren, steht außer Frage, daß aber auch eine gesunde Ablehnung mancher Auswüchse — namentlich die so fremd gehandhabte Propaganda — mitspielte, muß gerechterweise zugegeben werden. War die alte Armee bei all den sonstigen Spannungen jedenfalls kaiserlich, so die neue Wehrmacht noch lange nicht hitlerisch und noch weniger auf ein noch nicht Tradition gewordenes System eingeschworen, das sich im Begriff „der Führer“ hätte kennzeichnen lassen.

Am Anfang des Krieges überdeckten die Erfolge die Zerklüftungen, bei den späteren Rückschlägen aber traten diese, durch viele Befehle des Führers selbst vertieft, immer deutlicher in Erscheinung. Ganz klar konnte

dem Außenstehenden — wozu ich als Zivilist auch gehörte — diese ganze tragische Entwicklung erst jetzt werden: die Auseinandersetzung eines durch strenge Kriegsregeln gebundenen Offizierkorps mit einem Revolutionär (Jodl). So sehr der Führer strengste Einhaltung aller Kriegsgesetze nach dem Westen vertrat, so erwartete er vom Osten ihre Durchbrechung und erließ Befehle härtester Art, ohne das Eintreten des Befürchteten immer abzuwarten, gegen den Widerstand seiner Berater. Und nun ergibt sich das Bild, daß die Heerführer diese Befehle nicht durchführen, ihre Verbreitung möglichst einschränken. Es entsteht bei aller Anerkennung des militärischen Gehorsams eine für das Gewissen oft furchtbare Lage. Im FHQ war eine Zeitlang mein Adjutant Dr. K o e p p e n untergebracht, um von mir als Ostminister Vermerke, Vorschläge an den Führer unmittelbar übergeben zu können. Er berichtete mir von starken Konflikten: ein Befehl sei mißverstanden worden, sagten die einen, und der Führer glaubte, er sei sabotiert. Bormann wird beauftragt, eine große Anzahl von Stenographen zu besorgen, welche die militärische Befehlsausgabe aufnehmen. Der Führer zieht sich von der gemeinsamen Tafel zurück, gibt selbst seinen nächsten Mitarbeitern lange nicht die Hand.

Irgend jemand munkelt davon, Führerbefehle nach dem Osten würden sehr schnell vom Exchange-Nachrichtenbüro aus Moskau, zum Teil mit gleichen Worten, mitgeteilt. Das klingt unglaublich, denn wer kann ahnen, daß der Chef des deutschen geheimen militärischen Nachrichtendienstes im OKW, Admiral C a n a r i s, mit dem Feinde in Beziehung steht — wie der Nürnberger Prozeß erwies. Koeppen wird sehr bald durch Bormann aus dem FHQ entfernt, denn der Führer meine, er hätte doch verhältnismäßig wenig zu tun.

Als ich 1943 im FHQ bin, speise ich allein beim Führer — Bormann selbstverständlich dabei. Unter anderm tritt eine große Verbitterung über das Offizierkorps deutlich in Erscheinung. Es sei schwer, mit den Herren über andere Dinge sich zu unterhalten, als die rein militärischen. Sie dächten auch bloß an Beförderungen usw. Die Berechtigung derartiger Aussprüche vermochte ich nicht nachzuprüfen, aber es g e n ü g t e doch, wenn sie ihr F a c h verstanden. Man konnte gerechterweise von ihnen nicht den universalen Blick Moltkes verlangen.

Während der Kampfzeit sagte der Führer mir einmal: „Um eine wirkliche Armee aufzubauen, dazu braucht man mindestens ein Jahrhundert.“ Er wollte dadurch zum Ausdruck bringen, daß militärisch-seelische Losungen feste Tradition erst im Verlauf mehrerer Generationen werden können, das Reglement, Kommandos, dienstliches Verhältnis, gesellschaft-

liche Formen usw. ganz in Fleisch und Blut übergehen müssen, um ein Funktionieren eines großen Heereskörpers in allen Lagen und bis in seine kleinsten Einheiten zu sichern. Und gerade er, mit dieser Einsicht, glaubte nach nur wenigen Jahren einer neuen Staatsformung dem Schicksal zuvorkommen zu müssen.

Die Parole hieß einst: „Mit Gott für König und Vaterland!“ Sie war ein Ruf, unter dem lange Zeiten hindurch Soldaten gekämpft hatten und gefallen waren. „Kaiser und Reich“ sagte dasselbe in neuer stolzer Überhöhung. Nie aber hatte jemand wagen können, die Losung „Reichspräsident und Republik“ auszugeben, auch die Persönlichkeit Hindenburgs konnte nicht vergessen machen, daß diese Republik nicht im Zeichen eines nationalen Aufbruchs stand, sondern aus der Tat des 9. November 1918 hervorgegangen war. Deutlich begann sich von 1933 an ein Symbol abzuheben: „Führer und Volk“, aber es hätte langer, langer Jahre bedurft, um ihm wirklich innere Kraft zu geben. Hinzu kam etwas, was ich als psychologischen Fehler empfand, aber nicht ändern konnte. War schon die für die Partei weisungsmäßig geforderte Anrede Hitlers, „Mein Führer“, für viele, auch für mich, nicht ohne gewissen inneren Widerstand hingenommen worden, so war die Einführung dieser Formel in der Wehrmacht auf jeden Fall verfrüht. Die Anrede beinhaltete bei ihrer ersten Verwendung ein sehr persönliches Verhältnis, das noch bei den alten Mitkämpfern angenommen werden konnte, aber nicht bei den höheren Offizieren. Das hätte ein hohes Alter des Führers und langjähriges Zusammenwachsen mit dem Offizierkorps zur Voraussetzung gehabt und erst dann geübte Form werden können, wenn kommende Geschlechter, von Jugend auf an sie gewöhnt, gegenüber dem Hüter des höchsten Amtes ohne psychologische Hemmungen gewesen wären. Adolf Hitler wollte zu schnell etwas, was seinem Wesen nach erst langsam reifen konnte.

Er griff auch in eine andere Form ein, im Grundsatz richtig, aber ohne jede psychologische Vorbereitung: die Anrede in der dritten Person. Es war tatsächlich für jeden, der nicht von Beruf Offizier, sehr merkwürdig, die Redewendungen zu hören: „Haben Herr Oberst . . .“, „Meinen Herr Major, daß . . .“ Der Befehl Adolf Hitlers, diese unschöne Redensart abzuschaffen, stieß beim ganzen Offizierkorps auf stille, aber einmütige Ablehnung. Man betonte, diese Form schaffe das bequeme unpersönliche dienstliche Verhältnis, sie erinnere aber auch ständig an eine Ordnung, die im Ernstfall absolute und nicht diskutierbare Voraussetzung militärischer Befehlsgebung sei. Diese Gründe hatten vieles, was zu verstehen war, aber es sprach dagegen, daß die Anrede in der dritten Person erst Ende

des 19. Jahrhunderts oder gar zu Beginn des 20. eingeführt worden war. Jedenfalls aber förderte der Befehl ihrer Abschaffung Abwehrgefühle gegen den Nationalsozialismus überhaupt.

★

Weiter kam der „deutsche Gruß“ hinzu, zuerst nur bei Meldung vor dem Führer, und, ausgerechnet nach viereinhalb Jahren Krieg, ganz allgemein — ein Fehler und ein praktischer Unsinn, denn das Emporschnellen des Armes bei zahlreichen Soldaten in belebten Straßen wirkte geradezu komisch. Der militärische Gruß war in diesem Falle viel natürlicher und zweckmäßiger. Und schließlich die allgemeine Grußform „Heil Hitler!“ überhaupt. Sie war einst Bekenntnis und Kampfruf einer Revolutionszeit, sie hätte auf Parteitag und anderen großen Kundgebungen der Gruß bleiben können, ihre befehlsmäßige Einführung verallgemeinerte, verflachte den in ihr liegenden Wert. Die Nichtanwendung des nunmehr offiziellen Grußes gab manchen Fanatikern Gelegenheit zu aufreizenden Bemerkungen und schuf nicht jene „Volksverbundenheit“, die sich das Innenministerium — von dem der betreffende Erlaß an die Beamten ausging — vielleicht in seinem Eifer vorgestellt hatte. Im Offizierkorps hat die Grußform mit dem Namen eines noch lebenden jungen Kanzlers sicher innere Ablehnung erfahren. Ein Beispiel zu anderen, auch in Zeiten stärkster Wandlungen psychologische Dinge zu werten und das richtige Zeitmaß nicht zu übersehen.

Dabei hatte Hitler anfangs durchaus nicht die Absicht, derartiges dekretieren zu wollen. Als er nämlich an jenem denkwürdigen 30. Januar 1933 von seiner Einsetzung und Vereidigung als Reichskanzler in den „Kaiserhof“ zurückkehrte, waren in seinem Zimmer eine Anzahl alter Mitarbeiter versammelt. Auch ich hatte mich eingefunden. Hitler begrüßte uns ernst und sagte: „Ich glaube jetzt, meine Herren, daß ich gerechtfertigt bin“, und fügte hinzu, wir alle sollten ihn aber nicht mit seiner Amtsbezeichnung anreden, sondern, wie bisher, mit seinem Namen. Das war nun auf die Dauer nicht möglich, alles Spätere aber auch nicht notwendig.

Nach Kriegausbruch setzte sich Keitel in anständiger Weise für ein gutes Verhältnis zwischen der Wehrmacht und der Partei ein. Ich hatte mit ihm ein Abkommen getroffen, demzufolge mir Aufsätze der Offizierszeitschriften vorgelegt werden sollten, die die Bestrebungen des Nationalsozialismus betrafen, um eventuell unrichtige Darstellungen zu korrigieren. Von meiner Dienststelle wurde eine „Lehrgemeinschaft“ aus über

hundert Professoren zusammengestellt, um geistige Interessen der Offiziere zu unterstützen. Sie sprachen im Reich und in den besetzten Gebieten über ihr Fach: Geschichte, politische Staatenkunde, Wirtschaftsprobleme Europas, Kulturfragen usw. Ich tat dies, um den nicht immer ausreichenden Rednern aus der Partei ein allseitigeres Gegengewicht zu schaffen. Als ich dem Führer am 17. November 1943 über diese Arbeit berichtete und von ihm Unterstützung durch einen Befehl erbat, sagte er mir das zu. Rund eine Woche später aber wurde die Einführung der sogenannten NS-Führungsoffiziere getroffen und Bormann beauftragt, allein von der Partei die Unterhandlungen zu führen.

Um unsere Soldaten in ihren freien Stunden und in den Lazaretten mit Schrifttum zu versorgen, rief meine Dienststelle zu einer Büchersammlung auf, die dann alle Jahre wiederholt wurde. Alle Gliederungen der Partei setzten sich ein, und es wurde ungeheuer gespendet. Das deutsche Volk spendete allein durch diese Büchersammlungen rund 45 Millionen Bände seinen Soldaten — auch ein Symbol seines ganzen Einsatzwillens, seines Vertrauens zum Führer und zum neuen Reich. Niemand, der in diesen und ähnlichen Dingen selbst t ä t i g mitgewirkt hat, wird sich überzeugen lassen, ein „Verbrecher“ zu sein.

★.

Anfang Januar 1945 fuhr ich nach Ostpreußen, um auf Bitten dortiger Armeeführer einige Vorträge zu halten. Ich schilderte besonders die Geschichte des Ostens, die Lage der Völker Osteuropas und die getroffenen Maßnahmen. Durch die geäußerten Ansichten konnten die Offiziere auch heraushören, was ich als n i c h t richtig empfand. Ich sprach in einer Zeit, da mein Rücktrittsgesuch seit drei Monaten unbeantwortet im Führerhauptquartier lag. — Keiner der Generale machte Äußerungen, die man als „defaitistisch“ bezeichnen konnte. Vielmehr sprach der drahtige kleine Generaloberst Weiss (?) sehr energisch von der Notwendigkeit einer weltanschaulichen Schulung, d e s g l e i c h e n G e n e r a l H o s s b a c h, als ich bei der Eröffnung eines solchen Schulungshauses des Heeres einige einleitende Worte an die Offiziere richtete. Goldap war einige Tage von Sowjettruppen besetzt gewesen und dann wieder befreit worden. Der die betreffende Division befehlende General berichtete über die Operation und bemerkte, das erste, was die feindlichen Truppen getan hätten, wäre die Massenvergewaltigung der deutschen Frauen gewesen.

Goldap war menschenleer, ausgebrannt bis aufs letzte, die Sowjetfront einhalb Kilometer entfernt. Im Keller einer Kaserne saßen wir mit den Offizieren der hier stationierten Bataillone zusammen, geführt von einem Ritterkreuzträger, Oberst K o e n i g. Dieser war bei Ausbruch des Krieges noch Unteroffizier, zeichnete sich überall aus, wurde schnell befördert — eine Errungenschaft des nationalsozialistischen Staates gegen überlebte Kastenformen — und brachte 1943 beim Rückzug im Osten das Bravourstück fertig, zerstreute Kompanien zu sammeln und schließlich, an der Spitze von 35 000 Mann, sich in neuen Stellungen festzusetzen. Koenig stand vor der Ernennung zum Generalmajor.

Der Sowjetangriff wurde in den nächsten Tagen erwartet. Er begann am 12. Januar.

In der ganzen tragischen Entwicklung zwischen Nationalsozialismus, Hitler und den deutschen Offizieren wird die Geschichte einst sicher nicht jene einseitige Darstellung geben, die heute aus a l l e n Lagern propagiert wird. Es gab ein gegenseitiges Verstehenwollen, es gab Fehler Hitlers, aber auch sein unentwegtes Eintreten für Ehre und Stellung des Offiziers, böswillige Kritik aus Offizierskreisen, aber auch vielfach berechnete Abwehr gegen Erscheinungen in der Partei. Im ganzen aber hat sich die junge Mannschaft geschlagen und verteidigt, wie nur je ein Soldatentum in der Geschichte es getan hat. Das Lied dieses Mutes und Opferwillens werden einst jene Kameraden dichten, die heute in Untersuchungs- oder Gefangenenlagern an das Schicksal von Volk und Reich denken und sich immer tiefer jener erinnern, die zu Lande, in der Luft und auf See für Großdeutschland kämpften. Unbekannte Gruppen werden einst Vorbild, Einzelgestalten Symbole sein für die ernsteste Pflichterfüllung im Dienste eines edlen Ideals, des D a s e i n s von Nation und Reich.

VII. ARBEITSDIENST

In meinem „letzten Wort“ im Nürnberger Prozeß hielt ich es für meine Pflicht, unter den positiven Gedanken und Werken des Nationalsozialismus besonders den A r b e i t s d i e n s t zu erwähnen. Dieser Plan eines allgemeinen Ehrendienstes lebte in vielen Tausenden längst vor dem 30. Januar 1933. Bei den sogenannten Artamanen hatte er in den zwanziger Jahren auch schon eine gewisse organisatorische Form gewonnen.

Aber seine wirkliche Gestalt, tiefere Durchbildung und Leistung ist unlöslich mit dem Namen eines Mannes verbunden: Oberst Konstantin Hierl.

Als wir, etwa vierzig Mann, Ende Mai 1945 aus vielen Teilen des Reiches als Gefangene nach Mondorf in Luxemburg gebracht worden waren, fragten wir uns alle nach dem Schicksal so vieler Kameraden und Mitarbeiter. Von einem aber war nicht einmal ein Gerücht vorhanden: von Hierl. Anfang September 1946 sehe ich nun zufällig durch die Öffnung meiner Zelle den guten alten Kopf des ehemaligen Reichsarbeitsführers: Hierl wird zu einer Vernehmung geführt.

Den ersten Weltkrieg machte Hierl, Bayer von Geburt, als Generalstabsoffizier einer Armee mit, wurde dann als Oberst in die Reichswehr übernommen. Schon um 1922 bekannte er sich zum nationalsozialistischen Gedanken, geriet in Konflikt mit der „unpolitischen“ Führung und schied aus. 1924 stellte er sich Ludendorff für dessen Versuche einer Einigung der völkischen Gruppen zur Verfügung. Das Eingreifen von Dr. Mathilde von Kemnitz, der späteren Frau Ludendorffs, in Weltanschauung und Politik mißfiel Hierl durchaus, und als Adolf Hitler wieder seine Partei führen konnte, kam er sehr bald wieder zu ihm. Er besuchte mich ein paarmal in der Redaktion, gab einen Aufsatz ab oder wir beredeten die eine und andere Frage. Hierl war ein sehr bedächtiger Mensch, er überlegte genau, sprach langsam, in kurzen Sätzen, aber alles, was er sagte, war treffend. Ich kann mich nicht entsinnen, mich mit ihm in der Beurteilung des Nationalsozialismus auch nur einmal im Gegensatz befunden zu haben. Ein mittelgroßer Mensch mit schon stark gelichtetem Schädel, kräftig vorspringender Nase und seelenvollen blauen Augen. Er pflegte oft beim Abschluß eines Satzes mit dem Kopfe zu nicken, gleichsam als Bekräftigung seiner Worte, was ihm zusätzlich den Eindruck eines Festen und Sichereren verlieh, und das haben dann die Taten seines Lebens auch bestätigt.

Unter Strasser leitete Hierl eine Zeitlang die Organisationsabteilung II, in der schon das Problem des freiwilligen und staatlichen Arbeitsdienstes sehr eingehend bearbeitet wurde. Nach der Machtübernahme wurde der Arbeitsdienst staatliche Einrichtung, die Dienstzeit von der Soldatenzeit abgezogen. Bald sah man überall Gruppen der Männer mit der Schute, in Form des alten Bundschuhhutes, und mit dem breiten Feldmesser an der Seite. Organisation und Einsatz wurden dauernd ausgestaltet, im Grunewald entstand eine große gutgebaute Zentrale, allerdings mit einem sehr umfangreichen Verwaltungsstab. Hierl war eben Generalstäbler, sehr

genau, und brauchte dafür eingehende Arbeitsteilung. Darüber ist „draußen“, bei den Jüngeren, kräftig kritisiert worden, aber ein späterer Nachfolger mit leichterer Hand hätte auf soliden Grundlagen vereinfachen können. Es geht im Leben nirgends ohne Kompensationen, und jede Stärke bringt auch ihre Schwächen mit.

Dann kam der weibliche Arbeitsdienst, das Landjahr für die Mädels, ein Experiment sozialer und menschlicher Art. Die Bauern sahen zunächst Männer und Mädchen sehr skeptisch an, bäuerlicher Instinkt, durch viele schlechte Erfahrungen in Jahrhunderten gewarnt, wehrte sich gegen noch unpopuläre Neuerungen, wie einst gegen die Einführung der Kartoffel. Sicher ist, daß der Arbeitsdienst nicht alle vor dem Einsatz voll erziehen konnte und manche ungeeignete Gestalt mitwirkte, was Verdruß bereitete. Der Arbeitsmann erkannte seinerseits auch nicht immer, daß der Geiz der Bauern der Reichtum des Volkes ist, und so gab es auch hier manche Kritiken. Hierl wollte diese auf seinen Kongreßreden auf den Reichsparteitagen gar zu gerne anbringen, aber dazu waren gerade diese Veranstaltungen nicht da. Aber bedächtig und zähe kam Hierl im nächsten Jahr dann wieder darauf zurück, bis ihm einmal einige herbe Worte gelangen, zu seiner Genugtuung und zum Unwillen W. Darrés. Trotz allem begann sich ein großes Verstehen durchzusetzen.

Ogleich der Arbeitsdienst staatlich war, bat mich Hierl, seinen Erziehungsbeauftragten (Dr. D e c k e r) an meinen Tagungen teilnehmen zu lassen, was alle Jahre in bester Harmonie gegangen ist. Ich habe unter Weltanschauung nicht etwa nur philosophisch-geschichtliche und sozialpolitische Lehrsätze verstanden, sondern auch die symbolischen Taten des Lebens. Und hier erschien mir der Arbeitsdienst als eine solche weltanschauliche Manifestation. Er war Ehrendienst, er stellte eine Staatspflicht dar, aber nicht unter dem Symbol des Schwertes, sondern dem des Spatens und der Ähre (seine Fahne). Er brachte die Arbeit an der Muttererde wieder als Lebensgrundlage allen Deutschen zum Bewußtsein, überwand durch gemeinsames Wirken den Gegensatz der Klassen, diente somit, wie keine andere Organisation, dem sozialen Frieden, der fruchttragenden Arbeit der ganzen Nation. In meinen Reden hab ich oft darauf hingewiesen und erklärt, es täte manchem Jungen der Städte gut, aus Cafés und Bars weggeholt und in Mooren und an Landstraßen zur Arbeit eingesetzt zu werden. Nach und nach würden ganze Generationen wieder das Bauerntum kennenlernen, viele Freundschaften geknüpft und die Landflucht eingedämmt werden. Für diese Ausführungen hat mir Hierl oft danken lassen, ich habe es als meine Pflicht gefühlt, den Gedanken und

die Tat des Arbeitsdienstes als ein Kernstück der nationalsozialistischen Weltanschauung darzustellen.

Auf den Parteitagen war ein Vormittag der Veranstaltung des Reichsarbeitsdienstes vor der großen Tribüne — wohl des Zeppelinfeldes — gewidmet. Neben der Ansprache Hierls und der Antwort des Führers wirkten Spruch und Gesang einer großen Lehrabteilung, was bald ein geradezu feierlicher Akt wurde. Arbeitsmädchen zogen die Fahne der Arbeit und Ernte hoch: rot, mit dem Spaten und zwei Ähren. Dann marschierte die Abteilung — in den letzten Jahren mit nacktem Oberkörper — mit geschulterten, in der Sonne tausendfach blitzenden Spaten ein.

Nach einem Lied fügte sich einmal folgendes an. Einer aus der grauen Schar fragte: „Woher bist du, Kamerad?“ Und einer antwortete: „Vom Ostseestrand.“ Nach immer neuer Art der Fragen erklang es von vielen Stellen: „Aus dem schwarzen Walde“, „Von Bayerns Bergen“, usw. Und dann riefen alle laut: „Deutschland!“ Die Lautsprecher ermöglichten dieses Hörspiel für Hunderttausende in wunderbarer Form und Eindringlichkeit. Und wieder rief der Frager: „Was warst du, Kamerad?“ Und einer antwortete: „Arbeiter!“ In immer neuer Form die Frage wiederholt, mit den Antworten: „Bauer!“, „Techniker!“, „Künstler!“... Und alle wieder zusammen: „Deutschland!“

Dann ein Abschluslied, dessen letzte Zeilen lauteten:

„Und jeder Spatenstich, den wir vollbringen,
Soll ein Gebet für Deutschland sein!“

Dem Führer, Hierl, uns allen standen die Tränen in den Augen. Wir empfanden, daß hier nicht nur eine Feier der Arbeit vor sich ging, sondern ein ergreifendes, jawohl, ein religiöses Brauchtum entstand: ein Dank an die Schöpfung, ein Versprechen zur Durchseelung der Arbeit an der Muttererde, Heiligung auch eines Spatenstiches als Symbol des aus Pflichtbewußtsein stammenden Ehrendienstes. Das war Abglanz eines metaphysischen Auftrages auf dieser Welt, auch wenn er seine faßbare Ausprägung noch nicht gefunden hatte.

Ich habe in meinen Reden zu schildern versucht, mit welchen Gefühlen ein Vater mit seinen Kindern später zu den Stätten fahren würde, wo er einst als Arbeitsmann tätig gewesen war. Dort war auf einem trockengelegten Moor ein Dorf entstanden, da blühte auf einem bewässerten Sandboden ein Roggenfeld, dort wuchs ein Wald, den er einst mit Kameraden gepflanzt hatte... Und hier wohnte einer auf einem Bauernhofe, auf dem er als Junge einst ein Bauernkind liebgelernt hatte. Ich stellte mir vor: dies drei, fünf Generationen in Land und Stadt geübt, das wäre

wahrhafte Überwindung jahrhundertealten Dünkels, jahrzehntelangen Klassenkampfes, wäre vertiefter Nationalismus, Neuverwurzelung noch vor der Versklavung durch die Weltstadt, in der Hunderttausende von Kindern keinen Baum wirklich frei wachsen gesehen hatten.



Als Konstantin Hierl 70 Jahre alt wurde, gratulierte ich ihm — es war wohl 1944 —, dankte ihm nochmals für alle Kameradschaft und für sein Werk. Er sprach einige gute sachliche Worte, war aber selbst von seinem Werk bewegt, wie ja unsentimentale Menschen meist tiefer fühlen als die leichtbeweglichen Seelen der Ekstatiker. Es war das letzte Mal, daß wir uns die Hand drückten. Jetzt wird er auch verstummen, weil vielleicht irgendwo in Europa einige vom Arbeitsdienst durch Polizei oder Wehrmacht zu irgendwelchen ihnen an sich fremden Aufgaben herangezogen worden waren oder einzelne auch Verfehlungen begangen haben mögen.

Eine wahrhafte Tat als Ausdruck eines edlen Willens ist jedoch auf die Dauer nicht zu verleugnen. Der Arbeitsdienst, als in der Arbeit symbolisierte Volkskameradschaft, war angewandter Nationalsozialismus. Fahmentücher kann man zerreißen, Werke bleiben bestehen, und auch die Erinnerung kann dauerhafter sein als Granit und Erz. Viele hatten am Arbeitsdienst mitgewirkt, aber er selbst bleibt mit dem Namen unseres Kameraden Konstantin Hierl, als seinem Gestalter, für immer verbunden.

Er steht zu einem Heinrich Himmler in starkem Gegensatz. Hierl diente einem Werk; was er tat und bildete, kam diesem zugute; er selbst wurde groß mit dieser Schöpfung. Himmler sah in der ihm anvertrauten Macht bald ein Mittel, neue Macht zu gewinnen, ja, schließlich, Werk und Namen anderer zu untergraben und ihre Leistungen an sich zu bringen. Das „Werk“ diente mehr dem persönlichen Ehrgeiz eines geistig und charakterlich, wie immer klarer wurde, unzureichenden Menschen. Hierl diente der sozialen Ehre, Himmler befleckte die nationale und menschliche Ehre. Hierls Mitarbeiter können mit Stolz auf ihren Chef und das einst gemeinsam Geschaffene blicken, Himmlers Untergebene — das sind Hunderttausende ehrenhafter tapferer Männer — mit Haß auf jenen, der sie, ohne ihre eigene Schuld, in furchtbare Taten verstrickt hat. So umfaßt das Schicksal einer Generation: Geburt der Idee, ihre Gestaltung und teilweise Verwirklichung, zugleich aber auch ihren Mißbrauch und ihre Entartung durch Menschen, die sich auch Nationalsozialisten nannten.

VIII. NATIONALSOZIALISMUS

Diese Blätter bezwecken nicht, eine allgemeine Untersuchung durchzuführen, sondern sind persönliche Erinnerungen, wie sie mir in diesen Monaten wieder auflebten. Aus dem unmittelbaren Erleben sind deshalb die kurzen Schilderungen zu verstehen. Auch das Nachstehende soll nur eine kurze Selbstüberprüfung und Bewußtwerdung über die Idee, den Staatsgedanken, die Verwirklichung des Wollens, das Positive und das Negative im Aufbau des versunkenen Staates darstellen.

Die Weimarer Demokratie mußte sich vor sich selbst durch den § 48 retten, mit dessen Hilfe Hindenburg seit 1931 das leckere Schiff gerade noch über Wasser hielt. Eine kommunistische Großmeuterei hätte aber auch diese Versuche zusammengeschlagen, wenn der Nationalsozialismus nicht für viele Millionen sonst Verzweifelter eine neue Bindung an Volk und Reich geschaffen hätte.

Die Führung Hitlers war das notwendige Ergebnis einer großen nationalen Selbstbesinnung, der Führerstaat eine organisch zu verstehende Neugründung des Reichsgedankens.

Führung ist ebenso das Gegenteil des Herrschens wie des auflösenden Chaos. Tyrann und Masse bedingen sich wie Führer und Gefolgschaft. Letztere sind nur zusammen denkbar, sie bedeuten Pflichtverbundenheit, also gegenseitige Verpflichtung. Die immer größer werdenden Vollmachten für Adolf Hitler waren einmalige Ausnahmen, nur verständlich als Ergebnis vierzehnjähriger Erprobung, sie waren deshalb nicht eine vollzogene Verwirklichung des nationalsozialistischen Staatsgedankens.

Der erste Führer konnte zur Macht gelangen wie Adolf Hitler, alle übrigen sollten für eine bestimmte Zeit gewählt werden. So war es vorgesehen, es war jedoch noch keine Gründung eines Wahlgremiums (Senat) erfolgt.

Vor einem solchen Senat (Ordensrat) von 61 Männern aus allen Berufen hätte jeder frei und vertraulich sprechen dürfen und sprechen müssen. Vor ihm hätte jeder Minister seine Maßnahmen zu verteidigen gehabt. Das wäre Führungsprinzip gewesen.

Nationalsozialistisch war: eine starke Persönlichkeit für eine Aufgabe zu finden und sie dann mit allen Vollmachten nach außen auszustatten. Adolf Hitler hat dieses sein eigenes Prinzip später durchbrochen, wenn er den Chef der Polizei praktisch über den Innenminister stellte, Sonderbeauftragte in immer größerer Zahl wohlbegründete Arbeitsbezirke durch-

brachen, verschiedenste Funktionen in einer Neugründung vereinigt wurden. Selbstverständlich kann das für Revolutions- und Kriegszeiten eine Notmaßnahme sein, aber kein dauerndes Bequemlichkeitsprinzip.

So war der Kultusminister der liberalen Epoche einst integraler als der Reichsminister des nationalsozialistischen Staates. Kunst, Wissenschaft und Erziehung gehören nun einmal zusammen. Man braucht dabei die Kunst nicht einem Oberlehrer auszuliefern oder die Wissenschaft einem Musikprofessor. Aber in einem großen Volk wird immer eine Anzahl im besten Sinne „musischer Menschen“ vorhanden sein, die diese ganze Einheit vertreten können.

Ein Propagandaministerium ist überhaupt nicht notwendig. Es genügt eine Informationsabteilung beim Chef der Reichskanzlei. Ein Chef der Polizei darf nie im Range eines Ministers stehen, sondern muß klar dem Innenminister unterstellt sein und darf keinerlei Posten in der Politik bekleiden.

Ob das Amt eines Staatsoberhauptes mit dem eines Reichskanzlers zu vereinigen ist — wie in den USA —, kann abgewogen werden. Beim erwiesenen Hang des Deutschen, alles „grundsätzlich“ zu sehen, scheint es sicherer, die Ämter zu trennen, wobei die Unterstellung der Wehrmacht sehr zu überlegen ist. Der Reichskanzler aber darf in der Reichsregierung nicht majorisiert werden, sondern muß, solange er amtiert, allein die Richtlinien der Politik bestimmen.

Die Wahl einer Volksvertretung scheint eine Notwendigkeit zu bleiben. Jedoch hat die Verhältniswahl bereits zum Chaos geführt. Wenn etwas klar ist, dann dies: es gilt eine Wahlform zu finden, die überhaupt ein Regieren ermöglicht. Man kann aber ein Volk nicht regieren, wenn drei Parteien koalieren und eine vierte mit wenigen Stimmen im Parlament den Ausschlag gibt. Die „Gerechtigkeit“, keine Stimme verlorengehen zu lassen, ist die größte Pflichtvergessenheit gegenüber der ganzen Nation. Also — ohne nun das englische Wahlrecht nachahmen zu wollen —: kleine Wahlkreise, p e r s ö n l i c h e s Ringen um diese, größte Stimmenzahl entscheidet, die andern gehen leer aus. Der Reichssenat — oder Ordensrat — muß zum Teil aus Wahl, zum Teil durch Ernennung ausgezeichneter Männer die vertrauliche Regierungskorrektur gegenüber der offenen Parlamentsdebatte darstellen.

Ein Einparteiensystem war 1933 verständlich, ja geschichtsnotwendig. Es war aber ein historischer Fehler, diese für e i n e Zeit notwendige Form mit Gewalt verewigen zu wollen. Es wäre sowieso n i c h t möglich gewesen, denn nach dem Tode Hitlers wären bestimmt etwa drei Gruppen

aufgetreten, die in der NSDAP sich schon deutlich herauszubilden begannen. Aber: der Nationalsozialismus war einst die „Nation in Form“, nach der Auflösung in 32 Parteien. Die alten Parteien des Klassen- und Konfessionskampfes waren überlebt, verbraucht. Sie waren in vielem organisatorischer Selbstzweck geworden und mußten alle umgeschmolzen werden. Das ist ebenso eine nicht mehr umzukehrende Tat wie die Überwindung der 23 deutschen Dynastien im November 1918. Der Nationalsozialismus hatte also die historische Aufgabe, eine allgemeine, geistig-politische Lebensgrundlage — Nationalismus und Sozialismus — für das ganze Volk darzustellen. Auf dieser nicht bestreitbaren Volkseinheit wären dann Flügelgruppen denkbar gewesen. Diese von vielen erwünschte Entwicklung wurde durch Adolf Hitler noch nicht zugestanden, der — mit Ley, Goebbels usw. — ein gutes Prinzip zu Tode ritt.

Die geistige Grundlage wird sowieso diese neue Idee sein müssen. Auch dieses Erlebnis ist nicht ungeschehen zu machen.

Da aber mit mehr als mit einer politischen Gruppe zu rechnen sein wird, entfällt das damalige Verhältnis von Partei und Staat. Dieses war von 1933 bis 1945 durchaus unklar, nicht durchdacht, und führte zur Gefährdung längst erprobter staatlicher Lebensgesetze eines Volkes.

*

Niemand von uns kann sich davon ausnehmen, dem Ruf, „die Partei befiehlt dem Staat“, zugestimmt zu haben. Für eine Zeit mit Recht, denn für diese Zeit hieß es: „nicht der Staat hat uns geschaffen, sondern wir haben den Staat geschaffen.“ Ja, aber wir lebten doch in einem schon tausendjährigen Staat. Und seinem Schicksal sollte auch die Partei dienen. Der ungeklärte Dualismus konnte durch Personalunion nicht überwunden werden, wobei die „Parteikanzlei“ auf der Ministerebene darauf hinwirkte, hier diese Unionen wieder aufzuheben, das wäre die Verewigung der Vorzimmerdiktatur gewesen.

Angesichts kommender Mehrparteien muß die Stellung des staatlichen Vertreters allein beherrschend bleiben. Die Errichtung des Amtes eines Reichsstalthalters war im Grundsatz richtig. Es wurde die Oberhoheit des Reiches betont, aber auch die Regierung eines Landes aus seiner Art ermöglicht. Daß dazu noch eine Regierung (und eine beratende Kammer), aber keine Landtage nötig sind, ergibt sich als notwendige Ökonomie der nationalen Kraft. (Auch könnten die in einem Lande ge-

wählten Abgeordneten des Reichstages sehr wohl die Mehrheit dieser Kammer abgeben.)

Der nationalsozialistische Staat entwickelte sich zu einem gesetzlichen Zentralismus und zu einem praktischen Partikularismus. Nie war die Einheit einer Reichszentrale offenkundigere Lebensnotwendigkeit wie heute in der „Zonen“teilung. Also Grundsatz: Einsetzung des Reichsstatthalters — auch als Präsidenten der Landesregierung — durch das Reichsoberhaupt auf Vorschlag des Reichskanzlers, aber Sicherung der Landesinteressen durch eine beratende Kammer, bestehend aus den aus dem Lande stammenden Abgeordneten des Reichstages und Mitgliedern des Senats.

Nach den heute offenkundigen, zum Teil fürchterlichen Entartungen des Polizeiwesens muß das Recht mit dem unabhängigen Richter wieder der Sicherung der Persönlichkeit dienen. Altbewährte europäische, germanische Grundsätze müssen wieder im Zentrum der Gemeinschaft stehen.

*

Adolf Hitler, der ergriffene Jünger Richard Wagners, erlebte die „Nibelungen“ im Linzer Theater. Ich habe mir die Säule zeigen lassen, wo er seinen Stehplatz hatte. Jetzt wollte er, wie Wotan, ein Walhall erbauen, aber — wie ich im „Mythus“ schrieb — als Machtwille und Recht auseinanderbrachen, fiel diese Burg in Trümmer. Hitler hat Wotans Tragödie selbst erlebt, ohne durch sie gewarnt worden zu sein und mit seinem Walhall das Reich begraben. Nie auch dürfen wir Verträge gering achten und keinen Loki dulden, der uns das einflüstern will. Andere können lügen, weil es ihnen zur Natur geworden ist; wenn wir es tun, nehmen wir innerlich Schaden und stehen, auch wenn viel weniger schuldig als die andern, doch als die Schuldigen da.

Der Nationalsozialismus hat Ungeheures geleistet. Erst wenn die Fluten sich verlaufen haben werden und andere Menschen die Geschicke lenken, wird die Erinnerung an dieses Positive wie ein Felsblock aus dem Meere sich erheben. Man wird es vielleicht doch bald müde werden, den Kampf zwischen Unternehmern und Arbeitern wieder zum Grundsatz von Organisationen zu machen und bei allen Einseitigkeiten der Deutschen Arbeitsfront manches abbitten. NSV und Reichsarbeitsdienst waren Hilfs- und Erziehungswerke, aus edelsten Werten der Volksgemeinschaft geboren. Mag die Hitler-Jugend überspannt gewesen sein in ihrer Nachahmung disziplinärer Formen, daß die Jugend nicht wieder Spielball und Wählerreservoir

sich bekämpfender Parteien oder Weltanschauungsgruppen werden darf, sollte unverlierbare Errungenschaft erlebter Volkseinheit bleiben. Man lasse ihr die Vielfalt, aber bilde ihre Führung vom R e i c h e her.

Bei aller unter dem Propagandaministerium fortschreitenden Einengung der Meinungsfreiheit bleibt die Zurückhaltung in der Beurteilung künstlerischer und wissenschaftlicher Leistungen als eine gute Tatsache der Erziehung übrig. (Wer j e t z t wieder schreibt, als sei nichts geschehen, zählt nicht für die Zukunft.) Die Achtung vor dem ehrlichen Wollen und Suchen sollte natürliche Haltung werden, wie es einstmals war, aber durch eine gewisse Pseudogeistigkeit vertrieben wurde.

Wenn ich heute lese, daß die „Weltbühne“ wieder erscheint und genau so schreibt wie früher, daß die K e r r und die Th. Th. H e i n e noch da sind und der G e o r g e G r o s z mit dem neugegründeten „Malik-Verlag“... , daß sie alle aus dem Exil wiederkehren und schreiben und zeichnen wie einst vor 1933, dann müßten sie doch wissen, daß das anständige Deutschland genau so reagieren muß wie es einst mit uns reagierte. Und damit demonstrieren diese ewigen Emigranten noch einmal unsere einstige innere Notwendigkeit, die sie doch mit furchtbarem Erfolg als reine Böswilligkeit vor aller Welt gebrandmarkt hatten.

★

Keine noch so klug überlegte Verfassung kann eine dauernde Sicherheit verbürgen. Neigt eine Demokratie zum Chaos, so ein Führungsprinzip zur Monokratie. Außerdem können außenpolitische Lagen soziale Konflikte schaffen, menschliche Leidenschaften dabei trotz aller Eindämmungsversuche viele Schranken durchbrechen. Das Schicksal läßt sich nicht in Paragraphen fassen. Trotzdem muß nach einer für alle verpflichtenden Grundlage gesucht werden. Diese zu schaffen ist aber nur möglich, wenn mit tiefem Instinkt die Charakterhaltung einer Nation erfaßt worden ist, ihre geschichtliche Reaktion auf die gegebene menschliche Umwelt, ihr Siedlungsraum mit seinen Gesetzlichkeiten und — wie heute — ein unmittlbares, zur Überprüfung aller Fragen wie noch nie zwingendes Erlebnis.

Der Nationalsozialismus war Ideal und Organisation, er war aber noch nicht F o r m geworden. Diese Erkenntnis hatte mich bei Beobachtung der Entwicklung schon lange vor dem Kriege beschäftigt, und ich hatte begonnen, an einem großen Werke zu arbeiten, etwa unter dem Titel: „Die M a c h t d e r F o r m“. Grundgedanke war, daß Revolutionen in

einer geschichtlich gegebenen Situation durch Ideen gewonnen werden. Organisationen sind dabei wechselnde Mittel der Zweckmäßigkeit. Erhalten können sich Revolutionen nur, wenn sie F o r m werden, das heißt natürliches Brauchtum, gemeinsame seelische Grundhaltung, allgemeine Charakterreaktion auf die Umwelt, schließlich geistige Disziplin. Das allein sichert eine organische Kontinuität, wenn der Schöpfer eines großen Ideals gestorben ist und das Schicksal keine kongenialen Nachfolger beschert. Über solche Zeiten kann dann nur eine allgemeine Lebensform — man kann sie auch Typus (nicht Schablone) nennen — hinweghelfen. Dieses Gebot gilt für alle Gebiete des Daseins.

Ich hatte etwa 400 Seiten Entwürfe fertig, die im Kriege liegenblieben, etwas scharf in der Ausdrucksweise waren und später, in gereifterem Alter, neu ausgearbeitet, in vielem vollkommen ergänzt werden sollten. Diese Arbeiten über Staat, Wissenschaft, Kirche und Kunst sind verloren, ein Exemplar im Luftschutzkeller in Berlin, ein zweites im Bergwerk in Oberösterreich, das dritte bei meinen im Schloß Banz beschlagnahmten Akten. Auch von dieser Aufgabe aus betrachtet, zerbrach ein großes Werk der deutschen Nation, der Nationalsozialismus, ehe er geformte Tradition zu werden vermochte. Wenn ich im Nachstehenden einige Gedanken staatlicher Formung niederlege, so, weil ich beides, aktiv im Lebenskampf stehend, e r l e b t habe: Geburt, Sieg des Ideals — und Zusammenbruch seiner Hilfskonstruktionen. Denn: mehr war die Partei nicht, und die Struktur des Reiches hatte man zerlegt, ohne sie schon neugefügt zu haben.

*

Dieser folgende Entwurf ist rein theoretischer Natur, weil die Gegenwart zu dunkel ist, um darüber konkreter sprechen zu können. Gedanken einer Außenpolitik können dabei überhaupt nicht begründet werden aus eindeutig vorliegenden Tatsachen. Auch kann von einer allseitigen juristischen Ausarbeitung keine Rede sein: nur Haltung, Richtung, Formprinzip.

1. Das Staatsoberhaupt — Reichspräsident, Führer, Reichsprotektor oder Reichsführer — wird vom ganzen Volke gewählt. Für die Wahl ist die Mehrheit aller abgegebenen Stimmen notwendig. Bei einer Stichwahl können nur die zwei Bewerber mit der größten Stimmenzahl kandidieren. Die Amtsdauer beträgt fünf Jahre. Das Staatsoberhaupt ist Oberster Befehlshaber der Wehrmacht. Keine Personalunion mit dem Amt des Reichskanzlers. Das Staatsoberhaupt kann unbeschränkt wiedergewählt werden.

Begründung: Da der Posten eines Staatsoberhauptes eine bekannte Persönlichkeit voraussetzt, erscheint eine Wahl durch das ganze Volk als richtig, weil bei dieser Voraussetzung Charakter, Volksseele, Gemüt, Vertrauen unmittelbar zu ihrem Recht kommen können, was beim deutschen Wesen durchaus zu berücksichtigen ist, wenn wirklich ein Vertreter aller hervortreten soll. Der Deutsche will keine nur repräsentative Nichtigkeit.

Eine Personalunion zwischen Staatsoberhaupt und Reichskanzler ist nach dem heutigen Vertrauenszusammenbruch nicht mehr möglich. Aus dem gleichen Grunde muß die Wehrmacht unter der Befehlsgewalt des Staatsoberhauptes stehen. Seine Bezeichnung festzustellen, vermag erst eine Zukunft. Eine Dynastie kann nicht zur Debatte stehen, da bei einer biologischen Krafterschöpfung einer Familie eine Persönlichkeitsverehrung unmöglich wird, ganz abgesehen von sonstigen Gefahren.

Wenn es möglich wäre, Wahlen nach dem Dezimalsystem einzurichten, so würde hier ein politischer Rhythmus mit dem Rhythmus des sonstigen Lebens zusammenlaufen, was als bildende Kraft durchaus nicht zu unterschätzen ist.

2. Führung, Regierung und Vertretung des Volkes erfolgen durch den Reichskanzler, den Reichssenat und den Reichstag.

Der Reichskanzler wird vom Staatsoberhaupt berufen, die Reichsminister werden von diesem auf Vorschlag des Reichskanzlers ernannt. Der Reichskanzler erläßt die Richtlinien und kann durch das Reichskabinett nicht majorisiert werden.

Der Reichssenat hat die Aufgabe, die Vorträge der Reichsminister über beabsichtigte Maßnahmen von grundsätzlicher Wichtigkeit anzuhören und zu ihnen Stellung zu nehmen. Er hat das Recht, Initiativvorschläge beim Reichskanzler einzureichen. Der Reichssenat setzt sich zusammen aus 30 Delegierten und 31 ernannten Vertretern. Das Mindestalter eines Reichssenators ist 40 Jahre. 30 Mitglieder werden entsandt von: Nährstand, Städtetag, Deutscher Gewerkschaft — Arbeitsfront, sozial-wirtschaftlicher Gruppenverband? —, Rektorat der Hochschulen, Kirchen . . . Sie bedürfen der Bestätigung des Staatsoberhauptes. 31 Reichssenatoren werden von diesem unmittelbar ernannt. Die Verhandlungen im Reichssenat sind vertraulich, über sie darf von keinem Mitglied ein Protokoll oder Tagebuch geführt werden. Die Reichssenatoren amtieren fünf Jahre, das Staatsoberhaupt kann sie nach Ablauf dieser Frist erneut ernennen. Der Reichssenat kann nicht aufgelöst werden.

Der Reichstag wird vom Volk für fünf Jahre gewählt. Das Reichsgebiet wird in 500 Wahlkreise eingeteilt, in denen die Parteien ihre Bewerber benennen können. Der Bewerber, der im Wahlkreis die meisten Stimmen erhält, gilt als gewählt.

Der Reichskanzler und die Reichsminister vertreten ihre Politik vor dem Reichstag. Dieser kann von sich dem Reichskabinetts-Initiativgesetz zuleiten. Wird ein Gesetzesvorschlag der Reichsregierung in dreimaliger Lesung abgelehnt, so muß der Reichskanzler dem Staatsoberhaupt seine Demission vorschlagen. Dieser kann einen neuen Reichskanzler berufen, den Reichstag mit nachfolgenden Wahlen auflösen oder den Reichskanzler bis zum Abschluß der Wahlperiode amtierend lassen.

Eine Demission der Reichsregierung muß erfolgen, wenn Reichssenat und Reichstag sich mit je zwei Dritteln Mehrheit gegen sie aussprechen. In diesem Fall muß das Staatsoberhaupt einen neuen Reichskanzler berufen oder Neuwahlen für den Reichstag ausschreiben.

Das Staatsoberhaupt erklärt einen Krieg nur nach Anhörung des Reichskanzlers, der Präsidenten des Reichssenats und des Reichstags.

Begründung: Die kontinentale Demokratie mit dem Verhältniswahlrecht führt notwendig zur Parteienarchie. Mit obigen Vorschlägen erscheint es möglich zu erreichen: Kontinuität, wirklich verantwortliches Regieren, Überwindung einer Mehrheitsdemagogie, Heraufholen von Menschen großer Leistung aus allen Berufen zur verantwortlichen Mitwirkung, Verhinderung einer Parteienaufsplitterung.

Das Prinzip der Berufung des Reichskanzlers, der Ernennung des Reichssenats, der Wahl des Reichstags läßt der Führung das notwendige Recht, wie es auch alle Möglichkeiten einer ernsten Kontrolle sichert.

3. Die Mitglieder des Reichssenats und des Reichstags haben das Recht und die Pflicht der freien sachlichen Meinungsäußerung. Sie dürfen wegen ihrer politischen Ansichten nicht zur Verantwortung gezogen oder sonst geschädigt werden. Bei allen im Strafgesetz vorgesehenen Delikten unterliegen sie den gleichen Bestimmungen wie die anderen Staatsbürger. Für die richterliche Verfolgung bedarf es keiner Aufhebung der nur politischen Immunität.

Begründung: Die frühere demokratische Immunität hatte oft grobste Folgen, wenn sich Mitglieder des Reichstags in ihren Berufen betätigten und, etwa wegen Beleidigung und Verleumdung, praktisch kaum noch belangt werden konnten. Das war ebenso eine Erschütterung des Rechts wie die Willkür der polizeilichen Verhaftung im Dritten Reich.

4. Für die Regierung der deutschen Länder ernennt das Staatsoberhaupt auf Vorschlag des Reichskanzlers Reichsstatthalter, die zugleich Präsidenten der Landesregierung sind. Der Reichsstatthalter beruft sein Kabinett in eigener Verantwortung. Zur Beratung stehen ihm die Reichssenatoren und Reichstagsabgeordneten seines Landes zur Verfügung. Der Reichsstatthalter ist an die Richtlinien und Weisungen der Reichsregierung gebunden. Seine Amtsdauer beträgt zehn Jahre.

Begründung: Eine solche Regelung sichert die Reichseinheit auf dem Gebiet der Politik und das Grundsätzliche einer allgemeinen Haltung, läßt aber dem Reichsstatthalterführungsmäßig alle Freiheit in der Kultur und in der sonstigen Gestaltung heimatlichen Wesens. Er bleibt dauernd durch die Reichssenatoren und Reichstagsmitglieder unterrichtet ohne die Belastung eines Landtags, der, in jedem Lande, eine ungeheure Kräfteverschwendung bedeuten würde. (An Stelle des Titels eines Staatsministers müßte der eines Landesdirektors treten.)

5. Es gibt Staatsbürger und Staatsangehörige. Zu letzteren gehören alle neu Zugezogenen. Der Reichsinnenminister bestimmt die Zeit der Aufnahme als Staatsbürger. Nur die Staatsbürger haben das Recht auf das passive und aktive Wahlrecht und die Ausübung staatlicher Ämter.

Alle Staatsbürger und Staatsangehörigen sind vor dem Gesetze gleich. Die persönliche Freiheit ist unantastbar. Haftbefehle dürfen nur durch den Richter erlassen werden. Im Notfalle darf die Polizei von diesem Grundsatz abgehen, muß aber binnen drei Tagen dem Richter den Fall zur Entscheidung vorlegen. Der Richter ist im Grundsatz unabsetzbar. Er ist unabhängig in seinem Urteil, nur dem Gesetz und seinem Gewissen unterworfen. Der Chef der Polizei ist dem Reichsinnenminister unterstellt und darf außer diesem Posten keinen andern bekleiden.

Das höchste Gericht ist das Reichsgericht. Im Falle des Todes, der Abwesenheit oder sonstiger Verhinderung des Staatsoberhauptes nimmt der Reichsgerichtspräsident dessen Geschäfte wahr.

Begründung: Die Möglichkeit einer Abstufung der politischen Rechte muß angesichts der Erfahrungen in vielen Staaten neu in die Verfassung eingefügt werden. Sie ist ein Ansporn für gutes Verhalten, läßt das Staatsbürgerrecht als Leistungserfolg erscheinen und ermöglicht eine Auslese für die politische Führung außerhalb sonstiger, zum Beispiel finanzieller, Machtfaktoren. Die gleiche menschliche Wertung wieder braucht ein Minderwertigkeitsbewußtsein nicht aufkommen zu lassen, ebenso wie die rechtliche Gleichstellung alle Persönlichkeitsgarantien beinhaltet.

Ein stellvertretendes Staatsoberhaupt zu wählen, erscheint unzweckmäßig, eine Führung der Geschäfte beim Ableben des Oberhauptes durch den Präsidenten des Reichssenats wäre denkbar. Die Wahl des Präsidenten des Reichsgerichts aber soll der Idee des Rechts im deutschen Leben wieder seinen alten Ehrenplatz im Bewußtsein des Volkes sichern.

6. Die Nachrichtenmittel einer Nation sind grundsätzlich Eigentum des Staates oder unterstehen dessen unmittelbarer Verfügung, vor allem Rundfunk und Presse. Das staatliche Nachrichten- und Informationsbüro ist dem Chef der Reichskanzlei unterstellt. Die Reichsstatthalter erteilen die Genehmigung für Herausgabe der Zeitungen und stellen die Schriftleiter an. Diese sind Mitarbeiter am öffentlichen Wohl. Aufsätze müssen unter vollem Namen erscheinen, Kennzeichen im Impressum festzustellen sein. Bücher und Zeitschriften können in privatem Besitz frei erscheinen.

B e g r ü n d u n g : Die Verhetzung der Völker durch private Sensationsgier ist ein politischer Krebschaden aller Demokratien, ein Vergehen gegen das Ansehen der Völker. Keine Berufung auf „Meinungsfreiheit“ kann Schäden wiedergutmachen, die durch unverantwortliche Schriftsteller in der Weltpolitik angerichtet worden sind. Auf der andern Seite wirkte sich der Versuch, dem Beruf eines Schriftleiters eine höhere Würde zu geben, schließlich in das Gegenteil aus, als das Propagandaministerium auf alle Äußerungen einen dauernden Druck ausübte und schließlich jede Bekundung auch kultureller Überzeugungen unterdrückte.

Der Vorschlag ist so gedacht, daß für alle Parteien entsprechend ihrer Stärke vom Staat aus Zeitungen bewilligt werden und der Reichsstatthalter aus diesen Parteien die Schriftleiter anstellt. Bei aller freien Meinungsäußerung wäre damit das Reichs- und Volksinteresse gesichert. (Es ist damit ferner dem Papierverbrauch eine Grenze gezogen. Wegen Riesenaufgaben aus Sensationslust dürfen die deutschen Wälder nicht noch weiter vernichtet oder der Import der Nation belastet werden.)

Jeder Schriftleiter hat die Pflicht zur Sachlichkeit aus dem Willen zur positiven Förderung der Thematik. Die Grenzen sonst zu ziehen, kann dann nur dem Leben selbst überlassen werden. Auf dem Gebiete der kulturellen und wissenschaftlichen Zeitschriften können sich alle privaten Initiativen im freien Wettstreit messen.

Der Chef der Reichskanzlei erscheint als die möglichst unparteiische Stelle, um nach außen und innen den Informationsdienst zu leiten und zu überwachen. Unter wessen Leitung der Rundfunk überhaupt zu stellen ist, wäre sehr zu diskutieren, da er alle Gebiete umfaßt. Das gleiche gilt

von der Filmproduktion, besonders bei der Herstellung der Wochenschauen.

7. Die Jugend ist der Nachwuchs des ganzen Volkes, sie besitzt das Recht der freien bündischen Organisation. Die Bünde dürfen nicht die Jugendorganisation politischer Parteien, sozialer Gruppen oder der Konfessionen bilden. Die durch Vertretung der Bünde errichtete Bundesführung untersteht der Obhut und Betreuung des Präsidenten des Reichssenats. Er genehmigt die Satzung und Geschäftsordnung. Ihm stehen für seine Tätigkeit Mittel für ein Jugendwerk — Herbergswerk, Fahrten und sonstige Betreuung — zur Verfügung.

Begründung: Die Jugendgruppen der alten Parteien bildeten den Ausgangspunkt der Volkszersplitterung. Das gleiche gilt von den konfessionellen Jugendverbänden, in denen von Kindheit an das Partikulare zum späteren Zentrumskampf oder dem Evangelischen Bund vorbereitet wurde. In der Hitler-Jugend führte die Ausschließlichkeit nach anfänglichem Hochflug zu einer für die Jugend und das Elternhaus unerträglichen Disziplinierung, in der Reichsjugendführung öfters zu einer charaktergefährdenden Überheblichkeit. Die Hitler-Jugend ist aber aus der Geschichte, als Nachfolger einer überlebten Jugendbewegung, nicht mehr wegzudenken. Für alle Zukunft müssen erhalten bleiben: Selbsterziehung in der Jugend, Hinwendung zur Volkseinheit, Bewußtsein der Reichsführung für ihre Verpflichtung gegenüber der Gesunderhaltung und allseitigen Förderung der künftigen Nation.

Daß die Überwachung dem Präsidenten des Reichssenats übertragen wird, erscheint dadurch gerechtfertigt, daß dieser der Tagespolitik enthoben ist, das Präsidium des Reichssenats aber dank dieser Aufgabe auch unmittelbar mit dem heranwachsenden Leben verbunden wird. Das Staatsoberhaupt selbst sollte nicht mit organisatorischen Fragen belastet werden.

8. Alle Deutschen besitzen das Recht zur Bildung politischer Parteien und Versammlungsfreiheit. Voraussetzung ist jedoch die Anerkennung der Volks- und Reichseinheit und Überwindung einer klassenkämpferischen oder konfessionellen Grundlage.

Begründung: Dieser Punkt ist ernstester Überlegung wert. Wie soll man verhüten, daß nicht wieder ein 9. November 1918 oder ein 8. Mai 1945 als geschichtliche Notwendigkeit erscheinen? Wie können Vielfalt und Einheit zusammen leben? Wie können Mittel und Wege ehrlich erkämpft werden, wenn nicht das gleiche Ziel einen gemeinsamen Boden für Verhandlungen ermöglicht? Erst von dieser Beantwortung aus kann dann auch zur Organisation des sozialen Lebens Stellung genommen

werden. Es darf nicht möglich sein, daß Parteien eine außerhalb des Reiches liegende Befehlsstelle besitzen, wobei es im Grundsatz gleich ist, wie sie gestaltet erscheint.

Ferner müßte durch Sondergesetz sichergestellt werden, daß die Parteien, außer dem Ordnungsdienst bei Versammlungen, keine Parteitruppen aufstellen. Ein gelegentlicher Aufmarsch kann auch ohne diese Einrichtung in Disziplin durchgeführt werden. Sprengung von Versammlungen müßte unter schärfste Strafen gestellt werden, einschließlich des Verbots der Landesorganisation oder der ganzen Partei, wenn ihre Leitung der Anstiftung überführt wird.

9. Die wirtschaftlichen und sozialen Verbände werden im Nährstand und in der Deutschen Gewerkschaft (Arbeitsfront?) zusammengefaßt. Freie Berufe und kulturelle Gruppen besitzen Organisationsfreiheit. Gewissensfreiheit und Freiheit religiöser Konfessionen gehören zu den Grundrechten der Deutschen.

B e g r ü n d u n g : Der gesunde Gewerkschaftsgedanke wurde Opfer der Parteizwietracht. Klassenkampf und Konfessionskampf bemühten sich, auch hier ein Wählerreservoir für sich zu schaffen. Der Deutschen Arbeitsfront lag der richtige Gedanke zugrunde, diese Zersplitterung zu überwinden und Unternehmer und Arbeiter zum gegenseitigen Verstehen, nicht zum grundsätzlichen Kampf zu führen. Ein Sondergesetz müßte die Durchführung dieses Gedankens sichern, und ein Treuhänder des Reiches müßte ein unparteiischer, autoritativer Schlichter sein. Der Betrieb ist eine Einheit wie der Guts- oder Bauernhof eine ist. Einbau der Frau in die soziale Verwaltung, Frauenschutzgesetze, Errichtung des Arbeitsdienstes. Bei dieser Regelung gilt das gleiche für die Handwerker. Das einzelne bedarf sorgfältiger, rechtlicher Überlegung, wobei der Bauer, seine Gesundheit und Sicherheit als Grundlage des Volkstums, besonders zu berücksichtigen ist. Ferner ist zu prüfen, ob die Organisationen der freien Berufe — Juristen, Ärzte und Kulturschaffende — in besonderen Kammern zusammengefaßt werden sollen. Fortführung der Kaiser-Wilhelm-Forschungsgesellschaft, der Deutschen Akademie und anderer geschichtlich bedingter Gründungen. Die allseitige Gewissensfreiheit ist zu sichern, Problem Filmzensur zu klären.

Diese grundsätzliche Haltung zur Herstellung einer sowohl dem deutschen Charakter als auch der historischen Lage entsprechenden Verfassung bedarf natürlich der Überlegung noch vieler sich daraus ergebender Konsequenzen; zum Beispiel die Vollmachten des Staatsoberhauptes bei einem nationalen Notstand entsprechend dem § 48 der Weimarer Verfassung,

das Wünschenswerte, daß zu Reichssenatoren auch ehemalige Staatsoberhäupter, ehemalige Reichskanzler usw. ernannt werden, die Geschäftsordnung des Reichssenats und des Reichstags, Organisationsaufbau von Nährstand und Deutscher Gewerkschaft, der verschiedenen Kammern, Festlegung, daß über Sitzungen der Reichsregierung keine Protokolle geführt werden, Überprüfung des Strafgesetzes, des Schriftleitergesetzes. Das alles sind Dinge des fortschreitenden Lebens, die nicht mehr grundsätzlich entscheidend sind. Über die Formen der Altersversorgung, des Versicherungswesens, über das Verhältnis des Staates zu den Kirchen werden sich verschiedene Meinungen bilden, die das Gesicht der politischen Parteien zeichnen und ebenfalls noch nicht in einer Grundverfassung festgelegt werden können. Für die Einsetzung der Reichsstatthalter wird sicher ein Gewohnheitsrecht entstehen, nach dem sie unter den Männern des betreffenden deutschen Landes selbst erwählt werden. Stände und Gruppen werden eine bestimmte größere Anzahl zur Auswahl nennen, die als Reichssenatoren dem Staatsoberhaupt vorzuschlagen sind.



Alle diese Gedanken sind zwar heute Theorie, aber jene „Verfassungen“, die schon während der Besetzung ausgearbeitet werden, sind nicht Zeugnisse eines freien Volkswillens, sondern willenslose Anpassung an die Struktur der Besatzungsmächte, was angesichts der Lage, in der sich das deutsche Volk heute befindet, durchaus keinen Vorwurf bedeuten muß, sondern nur eine Feststellung der Tatsachen. Jede Verfassung setzt eine staatliche Souveränität voraus, ein exterritoriales Gebiet, auf dem eine zunächst provisorische Regierung — durch das legale Staatsoberhaupt Großadmiral D ö n i t z bevollmächtigt — an den Neuaufbau des Deutschen Reiches gehen kann. Diesen Gedanken einer volklichen und staatlichen Einheit aber kann, darf und wird die Nation zweier Weltkriege, die junge Mannschaft von 1939 bis 1945, niemals aufgeben. Daß die Zeiten dunkel sind, daß die furchtbarsten Möglichkeiten sich abzeichnen, die auch noch so gut begründete Theorien in das Gebiet weit in der Zukunft liegender Hypothesen verweisen können, ist klar.

Durch das Auftreten energischer, leidenschaftlicher Naturen ist die kommunistische Weltrevolution einst zurückgeschlagen und innerlich überwunden worden, und zwar ohne die Hilfe des Bürgertums des 19. Jahrhunderts, das zu dieser Leistung, allein auf sich gestellt, unfähig war, aber diese Rettung seines Daseins bald vergaß; oder von den Staaten aus, in

deren Gesättigtheit die weltrevolutionäre Bewegung nicht hatte Fuß fassen können, die rettende Macht im Rücken angriff.

Über dem ganzen nur der Vernebelung eines welthistorischen Ereignisses dienenden Prozeß gegen die „Nazi-Kriegsverbrecher“ steht dieses soziale, weltanschauliche und wahrhaft geschichtliche Problem. Der Nationalsozialismus hat England — und damit auch die USA — auf die Notwendigkeit eines Bündnisses mit einem s t a r k e n Deutschland in ihrem eigenen Interesse aufmerksam gemacht. Zwar lehnte man dort den Bolschewismus ab, aber kein Mann großen Formats führt seit 1933 das britische Weltreich. Ein kleinliches Handeln um die selbstverständlichsten Wiedergutmachungen geschehenen Unrechts, über das man sich selbst durchaus im klaren war, gab allen außenpolitischen Ereignissen eine gefährliche Note. Mein großzügiger Vorschlag eines gesamteuropäischen Zusammengehens der vier Mächte — England, Frankreich, Deutschland, Italien —, vorgetragen auf der Europatagung der Königlichen Akademie in Rom im November 1932, fand keinen tieferen Widerhall. (Wortlaut unter „Krisis und Neugeburt Europas“.) Das traditionelle Denken über ein Gleichgewicht der Kräfte auf dem Kontinent wurde in London nicht der neuen geschichtlichen Lage entsprechend verstanden: daß auf e i n e r Seite die Sowjetunion stand, auf der a n d e r n das übrige Europa.

Man dachte, sonst so weiträumig veranlagt, hier kleinräumig immer nur an das französische Bündnissystem und an das Deutsche Reich. Daß der alte Gegner des Bolschewismus gerade der Rufer zum K r i e g gegen Deutschland werden mußte, ist eine historische Tragödie, die das Deutsche Reich mit dem Zusammenbruch, das britische Imperium mit einer heute verhängnisvollen Gefährdung seiner Existenz bezahlt. (Siehe Winston Churchills Aufsatz: „Schritt für Schritt“, nach dem Anschluß Österreichs.) Die „Times“ hat nach einem Aufsatz der amerikanischen „Neuen Zeitung“ (20. Mai 1946) in einem besonders hervorgehobenen Artikel ausgeführt, die Einheit Deutschlands sei, so p a r a d o x das klinge, die Voraussetzung für die Einheit Europas. Der britische Außenminister der Labour Party, Bevin, klagte öffentlich, das Imperium werde überall (vom Kommunismus) angegriffen. Ich habe in vergangenen Jahren vielen Engländern ein Wort Bismarcks zitiert: „Indien wird am besten an der polnischen Grenze verteidigt.“ Man hat in echt bürgerlicher Überheblichkeit nicht auf uns gehört. England brauchte heute nicht zu klagen, wenn man dort von 1933 an großräumig, modern, fernschauend gedacht und gehandelt hätte. Großbritannien stünde sicher wie nie, Europa stark und unangreifbar da, wenn ein großer Kopf von London aus etwa den Vier-Mächte-

Pakt — der am 8. Juni 1933 auf Italiens Vorschlag zustandekam — zu einer Macht ausgebaut und das Unrecht an Deutschland in einer großen Ostrevision und Rückgabe wenigstens einer Kolonie wiedergutmacht hätte. Daß Adolf Hitler nicht noch mehr Geduld gehabt hat und alle Hoffnung verlor, ist die zweite Tragik dieser Entwicklung, die nun zur großen Klage, aber noch zu keinem großen neuen Entschluß geführt hat.

Infolge des Angriffs in den Rücken Deutschlands durch die Westmächte konnte die Sowjetunion sich so siegreich ausbreiten, daß alle Slawen heute unter ihrer Herrschaft stehen, und diese beherrschten Territorien bilden zugleich das Glacis für alle Eroberungspläne ältester zaristischer Tradition: Persischer Meerbusen, Atlantik, Dardanellen. Heute darüber hinaus: kommunistische Parteien in den Demokratien und Aufruhr aller farbigen Völker gegen die Europäer. Gegenüber diesem Dynamismus ist die Atombombe nur eine Bedrohung auf Zeit.

Wenn ihr Geheimnis in Moskau noch nicht bekannt sein sollte — siehe Verratsprozeß in Kanada —, so wird das doch bald der Fall sein. Im Osten ist die Sowjetunion zwar empfindlicher zu treffen als die Westmächte — vor allem die USA —, jedoch liegt England durchaus im Bereich der Sowjet-Atombomben, da dieses England durch seinen „Sieg“ die Sowjetunion bis in die Nähe Lübecks und Magdeburgs vorgelassen hat. Westdeutschland ist deshalb praktisch nur noch ein großer Brückenkopf der Angelsachsen, den zu durchstoßen und am Kanal zu erscheinen, den Rhein zu überqueren und in Paris die rote Flagge hochzuziehen, durchaus im Bereich der Möglichkeiten liegt. Daß die Generalstäbe aller Staaten gerade dieses Problem — das soeben im Nürnberger Prozeß im Prinzip als „verbrecherische“ Tätigkeit mit lautester Moral angegriffen wird — fieberhaft bearbeiten, versteht sich von selbst.

Aber auf der einen Seite ein amerikanisches Heer, das nach Hause will und nicht das Bewußtsein hat, in Europa die eigene Heimat zu verteidigen, auf der andern eine diktatorisch geführte Rote Armee, deren Angehörige so gut auf Kosten der eroberten Länder leben wie noch nie in der Sowjetunion und im Siegesbewußtsein Ausschau nach neuer Beute halten, das ist die psychologische Situation auf dem Kontinent.

England allein ist unfähig, im Ernstfall Widerstand zu leisten. Sicher sehen die Offiziere des Westens diese zelotischen Ankläger aus ihren Staaten mit innerer Wut an, weil sie auf die Vernichtung jenes Mannes-tums in Deutschland hinarbeiten, das allein noch für die Anglo-Amerikaner eine fanatische Bündnistruppe stellen könnten, aber hier täglich diffamiert wird. Ohne Zweifel hat in vielen deutschen Herzen der Gedanke

gelebt, nun einmal proletarisiert, allem den Rücken zu kehren, eine deutsche Sowjetrepublik zu verkünden, um, wenn auch auf noch so trostloser Grundlage, die Einheit von Volk und Boden zu erhalten. Das Vorgehen „hinter dem Eisernen Vorhang“ hat diesen sicher auch bei vielen Nationalsozialisten vorhandenen gewesen Gedanken entscheidend gedämpft. Deutschland ist somit seelisch und politisch in der furchtbarsten Lage, die noch entsetzlicher werden kann, wenn der große Konflikt, den alle sehen, auf seinem blutgetränkten Boden zum Austrag kommen sollte.



In Kürze ist der Nürnberger Schauprozeß zu Ende und unser Schicksal entschieden. Hinter ihm aber soll auch mein Bekenntnis stehen:

Der Nationalsozialismus war eine europäische Antwort auf die Frage unseres Jahrhunderts. Er war die edelste Idee, für die ein Deutscher die ihm gegebenen Kräfte einzusetzen vermochte. Er schenkte einst der deutschen Nation ihre Einheit, dem Deutschen Reiche einen neuen Gehalt. Er war eine echte soziale Weltanschauung und ein Ideal blutbedingter kultureller Sauberkeit.

Der Sozialismus wurde mißbraucht und entartete am Ende unter Menschen, denen sein Schöpfer in verhängnisvoller Weise sein Vertrauen geschenkt hatte. Mit ihm ist der Zusammenbruch des Reiches historisch verbunden, aber die Idee selbst ist Tat und Leben gewesen, das kann und wird nie vergessen werden. Wie andere große Ideen Höhen und Tiefen erlebten, so wird einst die nationalsozialistische Idee von einem neuen leidgestählten Geschlecht neu geboren werden und in neuer Gestalt das neue Reich der Deutschen begründen. Sie wird dann in geschichtlicher Reife Glaubenskraft mit abwägender politischer Bedächtigkeit zu vereinigen haben. Sie wird von der bäuerlichen Urquelle, aus gesunder Wurzel, einen starken Stamm und gesunde Früchte treiben.

Der Nationalsozialismus war der Inhalt meines tätigen Lebens, ihm habe ich treu gedient trotz aller Irrtümer und menschlicher Unzulänglichkeiten. Ihm bleibe ich auch treu, solange ich noch lebe.

IX. WELTANSCHAUUNGEN

Der Zusammenbruch, die Not des Gesamtvolkes, die Gefangenschaft von Millionen, das „Gericht“ über Hunderttausende hat sicher jeden von uns gezwungen, seine inneren Erlebnisse und die Grundlagen seiner Weltanschauung neu zu überprüfen. Mir hatte immer das Wort Fichtes sehr gefallen: welche Weltanschauung man habe, hänge davon ab, welch ein Mensch man sei. Das ist im Grundsatz richtig, aber es muß durch die Erkenntnis ergänzt werden, daß eine tausend Jahre umfassende Tradition auf jedem lastet, daß Gewohnheit, soziale Umwelt, Zucht, geschichtliches Schicksal oft innerlich verwandte Menschen durch Mächte und Überlieferung geschieden haben, so daß es, besonders im Einzelfall des Durchschnittslebens, schwer ist, das eigentlich Persönliche, Volkspersönliche, Rassenpersönliche festzustellen.

Im Zentrum seelisch-geistiger Auseinandersetzungen steht das Christentum, seine Gestalten, sein Verhältnis zu den Völkern, zu den Problemen unserer Epoche. Es stand aber schon immer in Auseinandersetzungen: erste Kämpfe der Ostkirche, der afrikanischen Kirchenväter, der in Rom konzentrierten früheren Kulte; auf europäischem Boden Arianer und Katholiken, Albigenser und katholisch-gallisches Bündnis, Protestanten aller Schattierungen, neue Naturforschung, Kopernikus—Kepler bis Darwin—Mendel, der Mönch Gottschalk und Luther, Aufklärung und Romantik, Archäologie und Sprachwissenschaft . . . Alle Völker, ihre Denker und Forscher setzten sich mit einer Religion auseinander, die, aus dem Orient kommend, immer neue Bestandteile aus den Durchgangsländern in sich aufnahm, nachdem sie schon im Ursprung aus sehr verschiedenen Kräften eine gewisse geistige Legierung zwischen Iranischem, Israel und Griechentum gebildet hatte.

War meine Haltung nun aber angesichts der Tatsächlichkeit des Bestehens, angesichts der Würde, die jede Dauerhaftigkeit geschichtlicher Gestalten mit sich führt, falsch oder auch schädlich, weil wohltätige soziale Bindungen trotz immer stärkerer Ablehnung der Konfessionen, der christlichen Dogmatik überhaupt, in dieser Zeit großer Gärungen hätten erhalten bleiben müssen? Dies besonders angesichts der Tatsache, daß heute, im Zusammenbruch, die Kirchen weitab stehen und notlindernd eine wichtige seelische Kraft für unzählige Verzweifelte bedeuten?

Wie anfangs vermerkt, regte sich bei mir ein gewisses ketzerisches Gefühl sehr früh, vor allem während des Konfirmationsunterrichts. Den

stärksten Anstoß erhielt ich jedoch, wie so viele andere, durch H. St. Chamberlains „Grundlagen des 19. Jahrhunderts“. Und das kam auch „zufällig“. Ich war mit meinen Tanten bei meinem Vormund zu Gast. Da mich das Gespräch über die neuesten Vorkommnisse in Reval nicht interessierte, widmete ich mich der Untersuchung eines Bücherregals. Dort fand ich während des Blätterns in einem „Türmer-Jahrbuch“ eine Bücheranzeige. Mein Blick fiel auf Chamberlains „Grundlagen“ — Goethe, Leonardo, Kant usw. Ich beschloß, das Buch zu kaufen. Der Buchhändler klärte mich auf, daß es sich hierbei um zwei Werke handele, die „Grundlagen“ und den „Immanuel Kant“. Sie wurden bestellt — und das erste Fenster in eine freie Welt wurde mir geöffnet. Das Literaturverzeichnis veranlaßte mich dann, immer neue fachliche Werke zu bestellen. Antike, Christentum, Germanentum standen als große Probleme vor mir. Mein Instinkt sagte fast zu allem ja, was ich bei Chamberlain las — ich tue das in vielem auch heute noch, trotz der Unterschiede, die mich nach und nach von ihm wegführten.

Seit dieser Zeit hat das Problem des Christentums mich beschäftigt. Nach Bayern kam ich 1911 sicher mit einem allgemein protestantischen Komplex, aber ohne tiefer bewußte Ablehnung katholischer Bräuche, da ich nur im Jesuitentum eine gefährliche Entartung einer an sich allerdings fremden Haltung erblickte. Zwei äußerlich kleine Erlebnisse, die auf die Anschauung wirkten, riefen jedoch bei mir einen Schock hervor, den niemand, der in katholischen Ländern geboren und aufgewachsen ist, in dieser Stärke wird verstehen können. Auf einer Fußtour kam ich zum Kloster Ettal und besichtigte die Kirche. Unter der Kuppel sah ich nun im Umkreis in Glasvitrinen Skelette, angetan mit Brokatgewändern, auf den Schädeln Bischofs- oder Abtsmützen, an den Knochenfingern Ringe. Ich traute meinen Augen kaum und fragte mich, ob ich in Europa sei oder irgendwo in Tibet oder Afrika.

Wenige Tage später sehe ich mir die Kirche auf der Fraueninsel im Chiemsee an. Als ich gerade bei einem Beichtstuhl vorübergehen will, fällt neben mir ein fast zwei Meter großer blonder Bauernjunge von etwa zwanzig Jahren in die Knie und rutscht drei Schritte auf das Gitter des Beichtstuhls zu, um dort mit einem Flüstern zu beginnen. Und da fragte ich mich: habt ihr das aus dem stolzen Volk gemacht, daß es die Unwürdigkeit eines derartigen Kniefalls nicht mehr versteht?



Als ich aus der Ettaler Klosterkirche hinausgegangen war, setzte ich mich an einen Holztisch beim Gasthaus gegenüber. Neben mir ein großer starker Bauer mit seinem kleinen Sohn, dessen Nase knapp über den Tischrand hinausragte. Der Bauer trank seine Maß Bier und schnitt sich mit einem mächtigen Messer große Stücke von seinem Preßsack ab, stopfte davon dem Jungen in den Mund und ließ diesen dann auch vom „flüssigen Brot“ der Bayern trinken. Dieses Starke, Erdhafte, beruhigte mich damals wieder, brachte mir aber vor A u g e n , was später Inhalt meiner religionsphilosophischen Betrachtungen wurde: das schicksalhafte Verhältnis zwischen orientalischer „Offenbarungslehre“ und germanischem Bauerntum. Die Kämpfe der Geschichte hatten beide einst zusammengeführt — die erste in der Zeit ihrer Erstarkung, das zweite, als seine alten Götter im Sterben lagen — und beide Seiten haben sich bemüht, eine Einheit zu schaffen. Sie haben die harten germanischen Bestandteile in der Säure der Lehre geschüttelt, jedesmal aber zeigte sich, daß jene nicht aufgelöst werden konnten, selbst bei Anwendung noch so harter Methoden.

Die dauernden bewußten Auseinandersetzungen des europäischen Geistes waren ein Zeichen innerer Wahrhaftigkeit, das heißt eines echten Wahrheitssuchens. Es ist dabei n i c h t entscheidend, ob sie die „schlichte evangelische Lehre“ wiederherstellen sollten oder ob sie als spätere Naturforscher das ganze Dogmengebäude ablehnten. Wichtig und bezeichnend ist die H a l t u n g überhaupt, welche den Albigensergrafen von F o i x mit L u t h e r , G o e t h e und L a g a r d e verbindet. Und obgleich die protestantischen Bekenntnistreuen gemeinsam mit der römischen Kirche Nachstehendes als „oberflächlichen Rationalismus“ abzutun versucht haben, bedeutet eben die kopernikanische Entdeckung doch das Ende des Credo.

Merkwürdige Erzählungen über Geburten der Götter und Religionsstifter hat es bei allen Völkern gegeben. Des japanischen Kaisers Urahn war der Sohn der Sonnengöttin, Athene war dem Haupt des Zeus entsprungen, Laotse war der Sohn einer Jungfrau und des Sonnenstrahls. Die Jungfrauengeburt des Jesus von Nazareth fiel als schöne Legende höchstens aus dem Rahmen der j ü d i s c h e n üblichen Chronik, war aber keine unerhörte Erzählung. Himmelfahrten hat es von jeher gegeben. Phöbus Apollo fuhr mit seinem Sonnenwagen, Thor mit seinen Ziegenböcken über das Firmament und die Wolken. Der altisraelitische Elias fuhr mit feurigem Wagen auf, die Himmelfahrt des Herakles wird — wie viele andere — genau beschrieben. Sterben und Auferstehung waren in weitverbreiteten Mysterienkulten Inhalt von Geheimlehren, die Lehre eines Gottessohnes war im ägyptischen Horus ausgebildet (das sogenannte „Mo-

nogramm Christi“ ist das viel ältere Symbol des Horus). Der gesamte Inhalt der christlichen Dogmatik und Erlösungslehre ist also im ganzen ost-mittelmeerländischen Gebiet geistig-seelische Atmosphäre gewesen, um so mehr, als das hellenistische Zeitalter die Kenntnis aller Kulte vermittelt hatte und auf dem Forum in Rom die Götter des ganzen damaligen Erdkreises angeboten wurden.

Entscheidend für den Sieg des Christentums war aber die Tatsache, daß es sich beim Opfern, Sterben und Himmelfahren um eine Persönlichkeit handelte, die ihre Apostel noch selbst gekannt hatten und Zeugnis für die an sich nicht ganz ungewöhnliche „Wirklichkeit“ der Himmelfahrt — nach Selbstopferung als Gottessohn — ablegten. Das Verschwinden des Leichnams, die „pia fraus“ (Deußen: „Philosophie der Bibel“), die Verklärung, die fünfhundert, die den Verklärten sahen, und alles das, was später die Evangelien berichteten, verknüpften nunmehr auch das Judentum mit der griechisch-römischen Welt, da die Ereignisse sich in dessen konfessionellem Umkreis abgespielt hatten. Und der „Vater“ des Jesus ist ohne weiteres von Paulus und den andern zum Jahwe gemacht worden, ein geschichtlicher Vorgang von fernwirkender geistiger Bedeutung.



Über alle Legenden und Mysterien des spätantiken Völkerchaos siegte „das Faktum“. Der geschichtliche und nun entrückte Jesus von Nazareth hatte gelebt, war nachweislich lehrend aufgetreten, gestorben, wiedererstanden und zum Himmel gefahren. Er war der Erlöser der Unterdrückten, in seinem Himmel würden die Letzten die Ersten sein. Seine stärksten Apostel sprachen zu allen Völkern, auch wenn sie die Juden als die Verheißer des Gottessohnes hinstellten. Der hellenistische Glaubenskreis vereinigte sich mit jüdischem Jahweismus, und als dieser sich am „Faktum“ emporrankende Glaubenswille große Bevölkerungsteile ergriffen hatte, fand sich ein Konstantin, der zur politischen Beruhigung die Macht des Staates für ihn einsetzte. Aus Hafenstädten und großstädtischen Salons wurde der bereits zersetzte vornehme römische Staatswille angegriffen, und da es nicht mehr viel Blut- und Charakter-Römer gab, ging eine alte Welt unter, nicht ohne zugleich einer neuen wesentliche Formen zu hinterlassen, bis der germanische Wille eine Angelegenheit der Mittelmeer-Menschen in ein europäisches Schicksal verwandelte.

Als „Burgherr“ zog Jesus mit dem „Heliand“ ein, ein Held aus gutem Hause, begleitet von edlen Degen, als welche die Apostel allein verstanden

werden konnten, bis sich, mit der grundsätzlichen Annahme, auch der Einbruch aller jener Elemente des Völkerchaos vollzog, die Rom überflutet hatten, zusammen mit späten Rechtsauffassungen und einer alttestamentarischen, den Griechen, Römern und Germanen fremden religiösen Intoleranz, die so viele Epochen der europäischen Geschichte verdunkelt hat. Bis Kopernikus konnte jeder, bei allen charakterlichen Vorbehalten, noch ehrlich an die Legende vom zum Himmel aufgefahrenen Gottessohn glauben. Inmitten des ptolomäischen Weltbildes mochten alle sich geborgen finden: Vorstellungswelt, Religionsdogma und Symbolik bildeten eine Einheit. Kopernikus sprengte das bis dahin die Menschheit umhüllende Himmelsgewölbe, und mit diesem sank das „Faktum“ der Himmelfahrt zurück auf die Ebene der Legende, wie sie die Phantasie um andere mystische oder geschichtliche Persönlichkeiten auch sonst gedichtet hatte.

Luther nannte Kopernikus einen Schwindler und Betrüger. Er zog als wahrhaftiger Mensch den Schluß, wenn jener wirklich recht haben sollte, dann „hätte die Heilige Schrift gelogen“. Aber die „pia fraus“ fand sich nach und nach mit dem ungeheuren Ereignis ab, die römische Kirche ließ die Werke heliozentrischer Lehre bis in die zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts auf dem Index stehen. Wenn die Kirchen heute die Rassenkunde verdammen und sie als mit dem Christentum unvereinbar erklären, so haben sie das einmal mit Galilei auch getan.

Hinzu kam die Geschichtswissenschaft, die biblische Textkritik, die Wiederherstellung eines unbefangenen Urteils gegenüber dem sogenannten Alten Testament, biologische und erdkundliche Entdeckungen.

Es blieb eine edle, feurige Persönlichkeit, die eine Lehre der Güte und Nächstenliebe vertrat und dafür gemordet wurde. Ist das nicht schöner als der doch unwahrhaftige Versuch, schon kleine Kinder in eine Dogmatik zwingen zu wollen, deren Voraussetzungen nicht mehr bestehen?



Die theologischen Gegner meines „Mythus“ haben mich mit allen Mitteln einer alten Dialektik angegriffen. Sie haben mir etwa zehn einzelne Irrtümer nachgewiesen; ich wäre gern bereit, auch noch weitere zuzugeben. Das Werk ist in einer arbeitsreichen politischen Kampfzeit entstanden, ohne die Akribie eines großen Zettelkastens. Mein Gedächtnis hat mich also bei einigen historischen Angaben irregeführt. Die Schilderung des einen oder andern Vorganges mag auch eine andere Deutung zulassen, als ich sie gegeben habe. Außerdem habe ich mehrfach drastische

Prädikate verwendet, die schmerzen mußten. Im Alter wollte ich den „Mythus“ eventuell überarbeiten und rein Zeitbedingtes — auch Außenpolitisches — streichen, um den sachlichen Gehalt noch mehr zu verdeutlichen.

Je mehr ich mich aber überprüfe, um so weniger kann ich finden, daß ich im Grundsätzlichen etwas zurückzunehmen hätte. Ich habe keine politischen Machtmittel gebraucht, um meine Gegner unschädlich zu machen, sie haben die härteste Polemik besonders nach 1933 gegen mich geschrieben. Ich habe im Werk selbst erklärt, daß ich jegliche Kirchengaustrittspropaganda ablehne, da das Christentum durch Glauben und Sterben so vieler Geschlechter geädelt sei. Mehr kann man an Toleranz nicht verlangen.

Man hat mir die christliche Milde, Nächstenliebe usw. entgegengehalten. Fest steht, daß, wo die römische Kirche herrschte, sie derlei Gefühle gegenüber Andersdenkenden nicht kannte, sondern nur den Willen zu deren Vernichtung. Intolerant sind beide Kirchen im Prinzip geblieben, an die Liebe zum Nächsten wurde das Christentum erst durch alle Toleranzbewegungen des europäischen Gewissens erinnert, und es ist für seine Wahrheitsliebe bezeichnend, daß es eine erzwungene Haltung als sein Verdienst mit jesuitischer Eindringlichkeit darzulegen versucht.

Bis Kopernikus konnten auch die Größten noch ehrlich glauben. Seit dieser Zeit aber entfernten sie sich bei aller Pietät gegenüber der Überlieferung von der entscheidenden dogmatischen Position. Ein protestantischer Geistlicher aus der sogenannten Bekennenden Kirche erklärte, Kant, Goethe, Schopenhauer, Wagner, Nietzsche — das sei die permanente Sünde des deutschen Menschen (Name in: „Protestantische Rompilger“). Wenn eine derartige geistige Kluft zwischen dem Höchsten, was deutsches Denken hervorgebracht hat, und kirchlichem Wesen besteht, dann kann es noch keine organische Nationalkultur geben.



Wenn man nun aber vom Christentum spricht, so muß man unterscheiden, denn wenn wir uns von seiner dogmatischen Formung entfernen, bedeutet das keine Kampfansage gegen die gesamte historische Erscheinung. Eine großzügige Geschichtsbetrachtung wird gerne zugeben, daß diese einst jene geistige Einheit bildete, welche etwa über den deutschen Stämmen die Voraussetzung einer Volkseinheit schuf, nicht in der simplen Manier unserer Kirchenhistoriker, daß nur das Christentum „das deutsche Volk geschaffen habe“ — dieses hätte sonst wohl einen anderen Weg

der Verwirklichung genommen —, aber doch als eine feststellbare historische Entwicklung. Falscher noch als jene Annahme ist die Behauptung, das Christentum hätte uns die Kultur gebracht. Die geschichtliche Wahrheit fordert die Feststellung, daß die europäischen Völkerseelen dem Christentum ungeheure Geschenke gemacht haben, von denen es lebte, die es bis heute erhalten haben. So sehr, daß jemand, der gegen die Gesamterscheinung einen Frontalkampf eröffnen wollte, zum Teil einen Kampf gegen seine eigenen Werte, Bräuche, Kunstwerke führen müßte. Die Kathedralen sind ebenso Schöpfungen der europäischen Völker wie Bachs Passionen, Madonnenbilder und „Stille Nacht, heilige Nacht“, wie bäuerlich-kirchliches Brauchtum, klösterliche Kreuzgänge und evangelisches Kleinstadtpfarrhaus.

Es sind die gleichen Seelen der Nationen, die ja auch das ganze nicht-christliche Gebiet der Kunst, der Forschung, des Brauchtums geschaffen und gestaltet haben. Und somit ist das Christentum ein Teil der Nationalkulturen und des sozialen Lebens geworden. Neben der doch vorhandenen schlichten Gläubigkeit ist diese Tatsache entscheidend für die Zurückhaltung aller, die sich von der Dogmatik aus Wahrhaftigkeit abgewendet haben. Gewohnheit, Familienüberlieferung, Kirchenbauten, Ahnengräber, leidvolle Gesamtgeschichte und das Riesenmaß seelischer Hingabe — alles das widerstrebte einst, aus der kopernikanischen Entdeckung die Konsequenz zu ziehen; und die Kirchen haben sich dieser psychologischen Hemmungen bedient, um an die Treue zu appellieren, bis sie sich selbst mit der neuen Welt auseinandergesetzt hatten. Sie gaben dann einiges preis, bauten aber die Lehre der „Offenbarung“ aus, die Lehre von der Einmaligkeit des Geschehens in Palästina, rückten gerade die Unbegreiflichkeit in das Zentrum des Gottvertrauens, lehnten, so gestärkt, auch Hinweise auf die Symbolik der Erzählung ab, um erneut „das Faktum“ zu predigen.

*

In dieser Entwicklung begann der zweite Weltkrieg. Die nationalsozialistische Bewegung war im Grundsatz zur Toleranz verpflichtet, jeder einzelne konnte für sich aber die gleiche Freiheit des Gewissens verlangen, wie die Kirchen sie als ihr scheinbar alleiniges Recht in Anspruch nehmen. Was die Polizei im einzelnen getan hat, ist engherzig, sektiererisch, zum Teil unanständig gewesen. Die Kirchen werden jedoch ihrerseits einmal geprüft werden, ob sie seit 1918 sich so verhalten haben, wie es ein großes Schicksal von ihnen erwartete. Jetzt liegt der Nationalsozialismus

am Boden, sie haben eine neue Möglichkeit, durch tätige Nächstenliebe sich menschliche Achtung und Einfluß zu erwerben, eine sozial verbindende Macht zu werden.

Gegenüber dieser Tatsache tritt eine geistige Aussprache selbstverständlich zurück. Auch die Zentrumsprälaten von 1918 bis 1933 werden aber die Einheit des Geschehens von damals bis heute verstehen. Indem das nationalsozialistische Bollwerk nach Osten zerbrach, stehen sie mit allen in gleicher Lebensgefahr. Im Osten verfolgt — als Deutsche gemordet —, als Deutsche im Westen der Macht der Besatzungsregierung unterworfen, so ist es nun das Schicksal von achtzig Millionen, dazu die Vernichteten. Wie immer die geistigen Positionen sein mögen, die Zeit zum Austragen dieser Anschauungen ist heute nicht gegeben. Nur sollten die Kirchen darauf achten, in der Verurteilung des Polizeiregimes eines Himmler nicht derart verallgemeinernd zu verdammen, wie es unsere Gegner tun. Angesichts ihrer eigenen Vergangenheit wäre Vorsicht am Platze. Die großen weltanschaulichen Wenden brauchen viele Geschlechter, um wirkendes Leben zu werden. Auch über die heutigen Todesäcker wird einst ein neues Blühen kommen. Das petrinische Christentum herrscht in Rom, das paulinische im Luthertum, das johanneische führt als wirkliche Haltung der Nächstenliebe sein drittrangiges Dasein, meist als ein Mittel, die Herrschaft der beiden andern Formen zu sichern, trotz der ehrlichen Hingabe jener, die in dienender Stellung Kranke und Verwundete pflegen — und Irre, Alkoholiker, Paralytiker.

Hier war ein Punkt gegeben, wo Weltanschauungen in härtester Form aufeinandertrafen. Die Tatsächlichkeit bestand darin, daß das Reich jährlich eine Milliarde Mark für den Unterhalt meist unheilbar Kranker ausgeben mußte, daß Zehntausende gesunder Frauen ihr Leben in den Dienst Unheilbarer stellten, sei es in der Zucht der römischen Kirche, sei es angesichts sonstiger Arbeitslosigkeit, sei es aus echter Opferbereitschaft. War es menschlich, diese Wracks des Lebens zu erhalten? Der Zug einer neuen Zeit hatte mit Nein geantwortet — die christlichen Kirchen ebenso unbedingt mit Ja: die menschliche Seele lebe auch in allen Geisteskranken, nie dürfe man dem göttlichen Willen vorgreifen, in der Pflege dieser armen Kranken erweise sich die Kraft christlicher Hingabe. Die Kirchen — hier besonders die römische — erklärten sich auch als Gegner jeder andern Einmischung in die Probleme der Heirat von Epileptikern, Taubstummen, Alkoholikern. In vielen Staaten der USA ist eine solche Heirat verboten, in Europa steht die Macht der kirchengebundenen Kräfte für die Erlaubnis. Zum größten Teil sind diese Kranken Produkte der Welt-

stadt und Erzeugnisse familiärer Inzucht kleiner Dörfer oder exklusiver alter Familien. Das notwendige Ergebnis einer ungehemmten Entwicklung wäre in ein paar Jahrhunderten unweigerlich eine nicht mehr heilbare Volksvergiftung, gefolgt vom Fluch jener Generationen, welche, dann schon fast ohnmächtig, diesem Zustand einer behaupteten Christlichkeit und Humanität ausgeliefert wären.

Wie sich jetzt herausstellt, ist der Führer während des Krieges in einer derartig radikalen Weise vorgegangen, die alle nun doch einmal vorhandenen psychologischen Momente mißachtet hat und nun als „Verbrechen des Mordes“ vorgetragen worden ist. Wie leider so vieles, war diese Angelegenheit mit größtem Geheimnis umgeben worden. Ich und wohl auch manch andere hörten von einem Auftrag an Bouhler, die Euthanasie durchzuführen, und zwar mit aller Sicherung durch ärztliche Gremien: ob durch gesetzlichen Führererlaß, ob im Einvernehmen mit den betroffenen Familien, in welchem Umfang usw., das war durchaus unklar. Dann hörte man von kirchlichen Protesten, sei es in Predigten oder Hirtenbriefen. Es wurde dann gesagt, nach den armen Geisteskranken kämen die alten Leute und die Verwundeten daran. Das faßten nun wieder ich und auch jene, die mir das mitteilten, als bössartige Äußerungen auf. Dann kam jedoch die Mitteilung, der Führer habe den Auftrag aufgehoben. Die falschen Angaben der Bouhler-Mitarbeiter an die betroffenen Familien geben dem Vorgang jenen furchtbaren Beigeschmack, den so viele Befehle und Vorgänge der ganzen Kriegszeit — wie jetzt klar ist — aufweisen.

Im Film „Ich klage an!“ wurde vor dem Kriege das Problem in voller Offenheit und Anständigkeit vorgeführt. Beide Teile kamen in der Handlung zur Aussprache. Wenn nun eine Staatsführung der tiefsten Überzeugung war, daß Menschlichkeit und volkliche Zukunft in einer bestimmten Zahl von Fällen die Euthanasie gebiete, dann hätte sie das offen aussprechen müssen mit allen Gründen für und wider. Nach Anhören der Gegenseiten, nach Rücksprache mit den Familien hätte ein dann doch erlassenes Gesetz bei aller verbliebener Gegnerschaft nicht jenes Gefühl des Belogenseins gezeitigt, das offenbar erzeugt worden ist und durch die Art des Vorgehens erzeugt werden mußte.

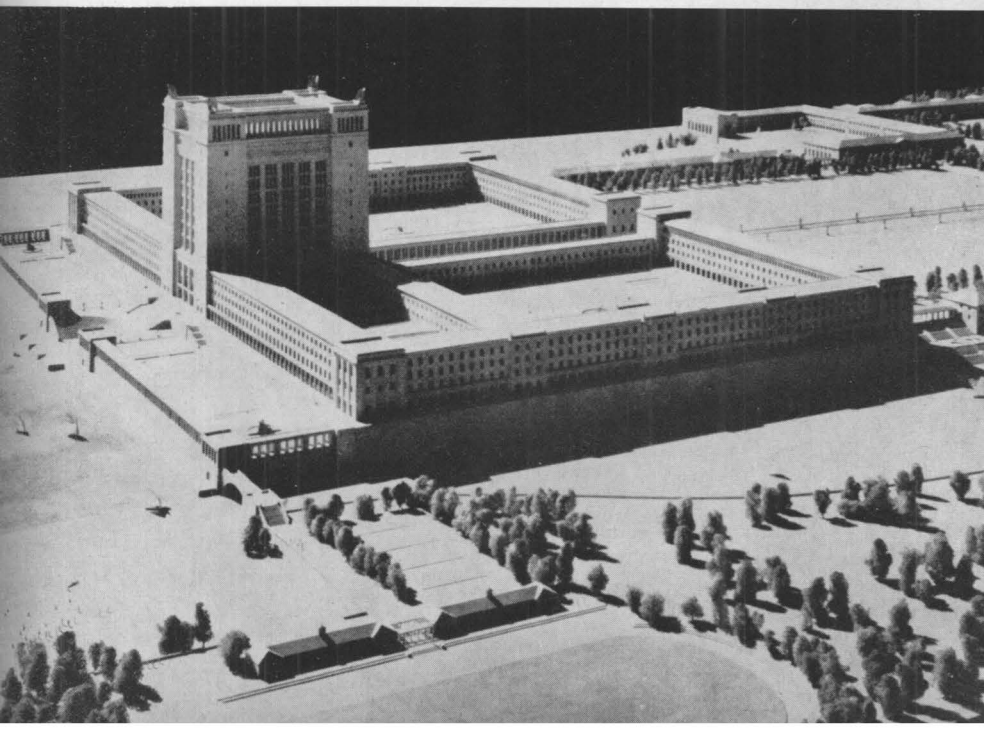
Ich bin im „Mythus“ offen für einen Schutz der Volksgemeinschaft durch ärztlichen Eingriff eingetreten. Jetzt ist dieser richtige, menschliche Gedanke verfälscht, vergiftet worden. Und doch bleibt das Problem bestehen. Wenn die Wogen sich etwas verlaufen haben werden, wird das Leben selbst wieder an die Völker herantreten und Antwort fordern. Und da stehe ich nach wie vor auf dem Standpunkt, daß es humaner ist, eine

entseelte Hülle des Menschentums der Mutter Erde zu übergeben und vor allem zu verhindern, daß Erbkrankte ihr Übel auf unglückliche Kinder übertragen dürfen. Aber dazu gehören offene Aussprache, innere Anteilnahme des ganzen Volkes, genaue gesetzliche Vorbeugungsmaßnahmen, um jeden Mißbrauch auszuschalten. Schließlich: bei gesetzlicher Verfügung am besten auch die Notwendigkeit einer freiwilligen Zustimmung der betroffenen Familien. Falls diese nicht zustimmen sollten, müßten sie auch die Verpflichtung übernehmen, aus ihren eigenen Reihen das gesamte Pflegepersonal zu stellen, sonst wäre eine Ablehnung eine zu große Bequemlichkeit und zu unsoziale Aufbürdung peiniger Lasten auf andere Volksgenossen. Ein derartiges Vorgehen würde harten Geisteskampf geben, aber durch die Offenheit der Aussprache nicht jenen Schimmel des Modrigen aufkommen lassen, wie es jetzt geschehen ist. Auch hier wurde ein Gebot des Lebens durch eine den Charakter schädigende Handlungsweise diskriminiert.

*

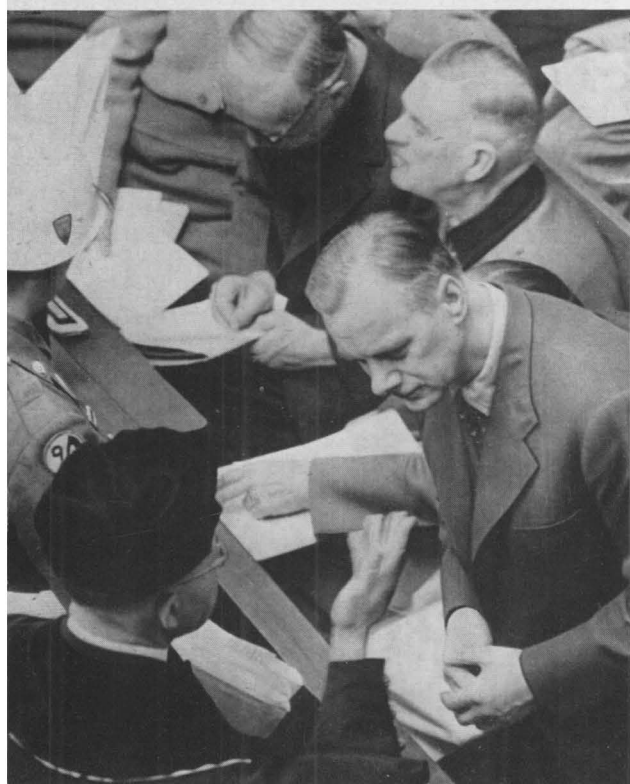
Die Tatsache der Vererbbarkeit bestimmter Krankheiten wird von niemandem bestritten, auch an der Tatsache der Vererbbarkeit rassischer Eigenschaften zweifelt heute kein Forscher. Seit Mendels Entdeckung noch zweimal, unabhängig von ihm, gelungen war, kann sie nur bewußte Unwahrhaftigkeit noch bestreiten wollen. Wie im Falle der kopernikanischen Entdeckung, brauchen aber Christentum und andere Lehren eine längere Zeit, um ihre Anhängerschaft zu immunisieren. Zunächst wird die Bedeutung der Rassenidee als Einheit von Körper, Seele und Geist bestritten, dann ihre Anwendung im Denken und Handeln als der „christlichen Offenbarungslehre“ widersprechend hingestellt, während eifrige jesuitische „Biologen“ angesetzt werden, um die neue Gefahr zu entgiften. Man entdeckt dann „ungesicherte Behauptungen“, anerkennt eine „gewisse Berechtigung“ in rein physiologischem Sinne, weist weitere Folgerungen als „alten überlebten Materialismus“ ab und befürchtet Fanatismus, ja — man denke, bei den Jesuiten — Auflösung des Volksbegriffs, Gefährdung der nationalen Einheit. Schließlich soll die „Mutation“ die ganze Gesetzlichkeit wieder ganz unsicher machen, und eine große Entdeckung wird zerredet, so lange, bis nach hundert Jahren in der breiten Masse der Anhänger — Bekennende Kirche, katholisch Gläubige, Weltbürger usw. — die Gefahr überwunden scheint und Konsequenzen der Wahrhaftigkeit nicht mehr gewagt werden.

*Die geplante „Hohe Schule“
am Chiemsee — (Modell)*





Rosenberg besichtigt während einer Reise durch die Ukraine die Kunstwerke der berühmten Kirche Sofjewske Sober



Rosenberg — Auf der Anklagebank in Nürnberg

Aber eine wissenschaftliche Entdeckung an sich kann nicht einfach rückgängig gemacht werden. Wie infolge von Forschung, Renaissance, Humanismus, protestantischer Gewissensfreiheit sich die großen Gestalten der nationalen Kulturen der Gewalt konfessioneller Dogmatik entzogen, so führte das 19. Jahrhundert zu millionenfacher totaler Abkehr, zu einem — wenigstens grundsätzlichen — Atheismus.

Ich war nun der Überzeugung, daß eine neue Bindung dieser Millionen gesucht werden müsse. Die Entdeckung der Kräfte des Blutes in der Weltgeschichte, das heißt die Erkenntnis eines leib- und seelenbedingten Schicksals, schien mir ein Ansatz zur Überwindung eines rein materialistischen, pseudo-darwinistischen Marxismus.

Angeregt durch H. St. Chamberlain, fand ich beim Studium der altindischen Philosophie eine Parallelität des äußeren Verfalls mit der inneren Entstaltung, das gleiche in der griechischen Bildhauerei — ein Ausgangspunkt des „Mythus“ überhaupt. Die Kulturtragödie des Griechentums (und des Römertums) haben viele geschildert. Viele tatsächliche Ursachen sind angeführt worden. Aber neben diesen Gründen — Stammes-, Stadtkämpfe, Auswanderung in die Kolonien, Abholzung der Wälder, daraus folgend Verringerung des bewässerten Bodens, Flucht in die Städte — erscheint aber heute als entscheidend: die Vermischung der Griechen mit fremden vorderasiatischen Völkern.

Dieses Gesetz des Lebens regiert durch alle Zeiten. Von den Mischlingen Marseilles und Toulons gehen die gleichen Krankheitskeime aus wie einst von Korinth und Saloniki. Die Hafenviertel Londons, die Vorstädte New Yorks beherbergen die gleichen Mächte. Eine Mulattisierung der USA bereitet sich vor, in den Kolonien ein Durcheinandermischen von Weißen, Malaien, Hindus, Chinesen, Südseevölkern. Australien hatte als einziges Land 1901 die Parole eines „weißen Australiens“ befolgt und durch Gesetz sich vor einer nichtweißen Einwanderung gesichert — das sogenannte „Dictation Test“, sogar die USA hatten in später Erkenntnis der Überflutung durch ost- und südeuropäische Einwanderung durch Gesetz vom 26. Mai 1924 die Menschenart der früheren Pioniere sichern wollen, beeinflußt besonders durch M. Grants Werk „Der Untergang der großen Rasse“.

So habe ich in vielen Vorträgen dann auseinandergesetzt, daß die Verehrung des germanischen Elements keine Rassenverachtung anderen gegenüber bedeute, sondern im Gegenteil Rassenachtung, denn: da die Rassen als Grundlage der Völker Schöpfungen der Natur seien, fordere deren Verehrung auch die Achtung ihrer Gestalten. Sinn einer groß gedachten

Völkerentwicklung sei die Anerkennung der rassebedingten Völkerfamilien in ihren heimatlichen Großräumen. Stile, Lebensformen, Sprachen seien Äußerungen verschiedener Seelen und Völker, ebenso wie man jene nicht ohne Schaden ihrer Echtheit vermischen könne, so auch nicht die verschiedenen Menschen als ihre Träger, zu denen sie organisch, geistig, seelisch gehören. Mißachtung der Rassen und Völker bedeutete es auch, anderen wahllos europäische Denkungsart aufzuzwingen, wie in der imperialistischen Entwicklung im 19. Jahrhundert.

Gegen diese Gedanken setzte eine Welthetze seitens jener Gewalten ein, die — einst vielleicht von generösen Menschheitsgedanken des 18. Jahrhunderts erfüllt — heute nicht den Mut aufbrachten, der neuen Entwicklung wirklich ins Auge zu sehen oder von der Korrektur eine Schädigung ihre wirtschaftlichen Stellung befürchteten.



Die große Schicksalsfrage des 20. Jahrhunderts konnte nicht in voller Ruhe und Sachlichkeit erörtert werden, weil ein Problem die Aussicht versperrte: das Judentum. Es muß gesagt werden, daß jene Befehle zur physischen Massenvernichtung des jüdischen Volkes, die Hitler offenbar nachweislich gegeben hat, den härtesten Gegnern des Judentums nicht in den Sinn gekommen wären. Durch die Tatsache der Vernichtung aber gewinnen alle Worte einer Kampf- und Kriegszeit nachträglich einen unheimlichen Sinn, und die Anklage in Nürnberg hat nichts mit soviel Energie versucht, als diese in einen bewußten kausalen Zusammenhang mit den Auschwitzer Vorgängen zu bringen. Die „Endlösung“, wie die geheime Polizeisprache gelaftet hat, sei Plan und Wille von uns allen gewesen, wir hätten eine Verschwörung gebildet, um diese Verbrechen zu begehen. Die Ankläger kümmern sich nicht um das Ungeschichtliche derartiger Behauptungen aus rein retrospektiver Sicht; sie wollen eben ihre Opfer haben, wie es die „Weltmeinung“ fordert.

Darüber hinaus wird eine antijüdische Gesinnung überhaupt, wenn nicht unmittelbar als verbrecherisch, so doch als Vorbereitung zum Verbrechen bezeichnet. Beweisanträge zum Beispiel von mir, daß sie verständlich, ja moralisch erlaubt sei, sind als unerheblich abgelehnt worden. Als ich bei meinem Zeugenverhör darüber sprechen wollte, wurde mir das Wort abgeschnitten. Es sollen also übrig bleiben: die Massentötung und eine bösertige, durch nichts zu verteidigende Gesinnung und Agitation als Vorbereitung zu den Vernichtungslagern.

Es widerstrebt mir, hier die Judenfrage ausführlich zu behandeln. Sie ist so alt wie das Judentum selbst, und immer war der Antijudaismus die Antwort auf das Erscheinen der Juden — von Tacitus bis Goethe, Schopenhauer, Wagner und Dostojewski. In Deutschland hatten sie 1914 alle Rechte, saßen in wichtigsten Posten. Mit den „Kriegsgesellschaften“ begann der „Antisemitismus“, mit ihrem Wucher wuchs er an, mit der Wirksamkeit in der Revolte vom 9. November 1918 trat er mit vollem Bewußtsein in Erscheinung. Die Fremdheit zum Deutschtum wurde vom Judentum aller Schichten ausgesprochen. Die heimkehrenden Soldaten wurden von einem jüdischen Professor (Gumbel) mit den Worten empfangen, ihre Kameraden seien „auf dem Felde der Unehre“ gefallen.

Auf einer von einem jüdischen Millionär finanzierten Bühne ließ man den Stahlhelm mit Füßen treten und dabei ein gemeines Gedicht deklamieren mit dem Kehrreim „Dreck, weg damit!“ Den Christuskopf rollte man über die Bühne, das Kruzifix diente als Kleiderhaken. Bei anwachsender Arbeitslosigkeit forderte das Hauptorgan des Ullstein-Konzerns mehrmals die Auswanderung deutscher Arbeitsloser in die afrikanischen Kolonien Frankreichs, nach Argentinien und nach Chile. Unterdes füllten sich Berlin, Frankfurt usw. mit neuem Zuzug aus den Gettos Polens. Pornographie überzog aus der „Reichshauptstadt“ das Land.

Gegen diese Gesamterscheinung aufzutreten, geboten Anstand und Wille zur kulturellen Sauberkeit, daneben auch einfachste Gerechtigkeit; denn, daß zum Beispiel die Berliner städtischen Krankenhäuser zu achtzig Prozent jüdische Ärzte hatten, nicht wegen großer Leistung, sondern weil auch hier ein Jude an maßgebender Stelle zehn andere nach sich zog, das erschien als unhaltbar.

Wir wußten auch, wer die marxistischen Blätter mit der Hetze gegen uns leitete mit dem Erfolg, daß über dreihundert von uns einzeln ermordet, über vierzigtausend verwundet wurden. Trotzdem ließ die neue Regierung nach dem 30. Januar 1933 viele Zehntausende ruhig in das Ausland reisen. Ich bin öffentlich — 18. Juni 1933 und auf dem Parteitag — für eine „ritterliche Lösung“ der Judenfrage nach dem Siege eingetreten. Kein Mensch dachte an KZ-Lager im großen, geschweige denn an Gaskammern. Die Emigranten aber begnügten sich nicht mit dem Asyl, sondern begannen, mit allseitiger Unterstützung, einen politischen und wirtschaftlichen Boykottfeldzug gegen das Reich, gefolgt von Ermordungen in der Schweiz und in Paris. Da schlug bei Hitler die Haltung um, und Goebbels schürte, wie heute feststeht, diesen erfüllten Umbruch mit allen Mitteln.

Ich will nicht weiter auf alle Vorfälle eingehen, stelle aber hierher ein amtliches polnisches Dokument, das im Warschauer Auswärtigen Amt mit vielen anderen 1939 gefunden wurde. Es spricht für sich und weist der Forschung den Weg:

„Deutsches Weißbuch“ 1940, Nr. 3, S. 15/16. Bericht des polnischen Botschafters in Washington, Potocki, an den polnischen Außenminister in Warschau vom 12. J a n u a r 1939.

Anfangs berichtet er vom „Haß gegen Hitler“. Die Propaganda liege „vor allem in jüdischen Händen“, fast 100 Prozent in Radio, Film, Presse und Zeitschriften seien jüdisch. Das amerikanische Publikum habe „keine Ahnung von Europa“. Roosevelt könne die amerikanische Aufmerksamkeit ablenken und den Haß immer von neuem schüren. Potocki nennt Bernhard Baruch, Lehmann (Gouverneur des Staates New York), Felix Frankfurter, Schatzsekretär Morgenthau, alle „mit Roosevelt persönlich befreundet“. Die Vertreter des „wahren Amerikanismus“, heißt es dann, „sind im Grunde doch durch unzerreißbare Bande mit dem internationalen Judentum verbunden. Für diese jüdische Internationale, die vor allem die Interessen ihrer Rasse im Auge hat, war das Herausstellen des Präsidenten der Vereinigten Staaten auf diesen idealsten Posten eines Verteidigers der Menschenrechte ein genialer Schachzug. Sie haben auf diese Weise einen sehr gefährlichen Herd für Haß und Feindseligkeit auf dieser Halbkugel geschaffen und haben die Welt in zwei feindliche Lager geteilt“. — „Roosevelt sind die Grundlagen in die Hand gegeben worden, um die kolossalen militärischen Vorräte zu schaffen für den künftigen Krieg, dem die Juden mit vollem Bewußtsein zustreben. Innenpolitisch ist es sehr bequem, die Aufmerksamkeit des Publikums von dem in Amerika immer zunehmenden Antisemitismus abzulenken, indem man von der Notwendigkeit spricht, Glauben und individuelle Freiheit vor den Angriffen des Faschismus zu verteidigen.“

Auch dieses Dokument hat Hitler natürlich gelesen, und es wäre festzustellen, inwieweit es zu seinem furchtbaren Entschluß beigetragen hat.

Gerade nun, als die heftigsten Mordanklagen gegen uns seitens der vier klagenden Parteien erhoben wurden, platzten Meldungen aus Palästina herein, die wahrhaftig nicht nur sensationeller Natur sind, sondern geradezu neue weltgeschichtliche Symbole.

Nach Paris wurde Ende des 19. Jahrhunderts London das Zentrum jüdischer Weltpolitik. Großbritannien ist dem Weltjudentum immer generös entgegengekommen, besonders seit den Tagen Eduards VII. Im

ersten Weltkrieg wurde von hier Palästina dem Judentum versprochen. Trotz der Proteste der Lords Lamington, Islington und Sydenham gegen dieses Protektorat hat London diese Haltung der größten Nachgiebigkeit den jüdischen Wünschen gegenüber beibehalten.

Nun ereignete sich trotz dieser Tatsache im Juli 1946 folgendes: am 25. Juli 1946 meldeten „Stars and Stripes“ (die amerikanische Armeezeitung in Deutschland), zionistische Gruppen hätten das britische Hauptquartier in Jerusalem, das „King-David-Hotel“, durch Bombenattentat zerstört. 43 Tote, etwa 40 Verwundete, 65 Vermißte. Am 26. Juli 1946 teilte die gleiche Zeitung aus London mit, die britische Regierung habe am 24. Juli eine „weiße Mappe“ veröffentlicht, die den Nachweis eines Gewaltkomplotts enthalte, unter anderm sieben Telegramme, die zwischen der Exekutive der „Jewish Agency“ in London und den jüdischen Organisationen in Jerusalem im Herbst 1945 gewechselt worden waren. Es wurde ferner festgestellt, daß die illegale jüdische militärische Organisation („Palmach“) und die „Haganah“ unter der politischen Leitung prominenter Mitglieder der „Jewish Agency“ arbeiteten und Sabotage und Gewaltanwendung unter der Führung der jüdischen Widerstandsbewegung geplant hatten. Es seien Anweisungen zu Attentaten auf Eisenbahnen, die Haifa-Raffinerie usw. gegeben worden. Wie die „weiße Mappe“ feststellt, sind auf der Palästina-Eisenbahn 153 Sprengungen verübt worden.

Die „Jewish Agency“ habe einen wichtigen „incident“ vorbereitet als Warnung des Weltjudentums an S. M. Regierung.



Zur Erläuterung noch weiteres:

Die „Jewish Agency“ ist der Oberste Rat des Weltjudentums überhaupt. Sie entstand auf Grund des politischen Einflusses der zionistischen Weltorganisation unter Chaim Weizmann. Da sich die liberalen, orthodoxen und sonstigen Juden dem Zionismus nicht anschließen wollten, wurde die „Jewish Agency“ gebildet, und Weizmann übernahm in Personalunion auch die Führung der Nichtzionisten. Sitz der offiziellen Exekutive war London, von wo aus das Komplott gegen Englands Stellung im Orient ausgegangen ist. Die wirkliche Zentrale ist heute wohl in New York.

Gegen Weizmann entstand eine radikale Opposition unter Wladimir Jabotinski, die sogenannten „Revisionisten“, deren Gefolgschaft

meist Ostjuden waren. Sie forderten nicht nur Palästina, sondern auch Transjordanien und Verdrängung aller Araber aus diesem „Lebensraum“, den sie vor über zweitausend Jahren freiwillig verlassen hatten. — Jabotinski starb. Es entstanden mehrere illegale Terrorverbände, immer erneut gespeist durch eingeschmuggelte Einwanderer, unter anderm die sogenannte „Sterngruppe“, deren Mitglieder 1944 den britischen Minister für den Nahen Orient, Lord Moyne, in Kairo ermordeten. — Nun haben sie auch das britische Hauptquartier in Jerusalem in die Luft gejagt.

Weizmann erklärte schon Anfang 1920 in einer Rede in Jerusalem: „Wir sagten den maßgebenden Herren (in London), wir werden in Palästina sein, ob ihr wollt oder nicht. Aber es ist besser für euch, wenn ihr wollt, denn sonst wird sich unsere aufbauende Kraft in eine zerstörende verwandeln, die die ganze Welt in Gärung setzen wird.“ („Jüdische Rundschau“ Nr. 4, 1920.)

Auf dem Karlsbader Kongreß sagte er später, eine gebrochene britische Zusage könne teurer zu stehen kommen als der Unterhalt einer Armee in Palästina. Ein anderes Mal: die Judenfrage spazierte wie ein Schatten über die Welt und könne zu einer ungeheuren Kraft des Aufbaues oder der Zerstörung werden.

England hatte im ersten Weltkrieg das damals türkische Palästina sowohl den Arabern (siehe Gordon-Notenwechsel, von den Arabern publiziert) als auch den Juden gleichzeitig versprochen (Balfour-Deklaration vom 2. November 1917). Wegen der anzustrebenden guten Verhältnisse (Ölpolitik) zu den arabischen Staaten und Mohammedanern überhaupt (Transjordanien, Irak, Iran, Hedschas) konnte England trotz besten Willens nicht alle jüdischen Wünsche befriedigen, was zu heftigen Angriffen und merkbarer Verlagerung der jüdischen Weltpolitik zur amerikanischen Judenschaft führte (Rabbiner Wise). Gegen England steht also die Drohung von seiten New Yorks und Moskaus, mit dem die Ostjuden eine enge Fühlung unterhalten.

Es hatte also nicht genügt, den Zionisten Mond (Lord Melchett) maßgebend in der Konservativen Partei zu machen und den Juden Professor Laszki zum Vorsitzenden der Labour Party.

Generosität ist als Schwäche gedeutet worden. Alle Hilferufe der englischen Offiziere aus Palästina sind zwanzig Jahre wirkungslos gewesen. Jetzt scheint das Attentat auf ihr Hauptquartier doch etwas Abwehr hervorgerufen zu haben.

Es bleibt abzuwarten, wie diese Dinge sich entwickeln werden. Zunächst erklärte der britische Oberkommandierende Nahost, das britisch-jüdische

Verhältnis sei fast unheilbar gestört. Der Befehlshaber in Jerusalem, General Barket, gab bekannt, alle Juden seien aktiv oder passiv am Terrorismus beteiligt. Mehrere tausend Juden mußten in Konzentrationslager gesetzt werden. Eine Durchsuchung der Großen Synagoge in Tel Aviv ergab große Waffenbestände; englische Uniformen, falsche 10-Schilling-Noten mit Herstellungsmaterial wurden gefunden. Die Araber erklärten, nie mehr mit den Juden an den Verhandlungstisch treten zu wollen. Eine arabische Delegation besuchte den Papst und betonte, in einem arabischen Palästina würde die absolute Sicherheit der heiligen Stätten des Christentums gewährleistet sein. Laski flog plötzlich nach Moskau.

Die deutsche Regierung hatte 1933 keinen Staatsgerichtshof für die Untersuchung der jüdischen — und marxistischen — Wirksamkeit eingesetzt. Sie hat nicht auf Grund der Reden auf den Tagungen des Zionistischen Landesverbandes in Deutschland selbst eine Anklage auf Hochverrat erhoben, geschweige denn das Zentrum jüdischer Weltorganisationen, das ist die Jewish Agency, amtlich einer Gewaltverschwörung beschuldigt, wie dies allein aus den Reden ihres Präsidenten Dr. Chaim Weizmann durchaus möglich gewesen wäre. Auch Hitler wollte damals sicher einen Strich unter das Gewesene ziehen.

Die Vorgänge in Palästina erhärten aber jetzt die nicht mehr zu widerlegende Tatsache, daß Wohlwollen, Generosität gegenüber einer weltgeschichtlichen Anmaßung nichts helfen, daß selbst die besten Freunde mit Bomben angefallen werden, um sie zu endloser Nachgiebigkeit zu zwingen.

Das britische Imperium, das uns hier anklagen läßt, hat selbst mehr tun m ü s s e n , als wir 1933 getan haben.



Trotzdem: die Opfer von Auschwitz, Majdanek usw. werden uns vorgehalten und haben den deutschen Namen furchtbar belastet, wobei allerdings die millionenfachen Morde, Vertreibungen, Deportierungen im deutschen Osten, unter den Augen der siegreichen Alliierten, nun ihrerseits furchtbar gegen die Ankläger sprechen.

Die christlichen Kirchen verzeichnen mit Recht, daß sie gegen die anti-jüdischen Gesetze aufgetreten seien. Auch hier ist zugegeben, daß vieles den Charakter einer kleinlichen Schikane getragen hat und die Vorfälle vom 9. November 1938, deren Umfang mir erst jetzt bekannt geworden ist, unwürdig und unanständig waren. Dadurch hatten auch Angehörige

des deutschen Volkes an Dingen teilgenommen, die bis dahin bei andern kritisiert worden waren (Negerlynchen). Das Christentum erklärt heute, durch seine Lehre und ihre Beachtung wären derartige Ungeheuerlichkeiten unmöglich gewesen. Anscheinend mit Recht — wenn man die Vergangenheit nicht sehen will. Aber diese Kirchen waren einst ebenso unfähig, den Kommunismus abzuwehren und wären ohne den Nationalsozialismus von seiner Flut verschlungen worden. Daß sie noch protestieren konnten, verdanken sie eben doch der so angefeindeten nationalsozialistischen Bewegung.

Der Kampf mit dem Judentum kam, weil ein fremdes Volk auf deutschem Boden selbst nach der politischen und geistigen Führung gegriffen hatte und im Bewußtsein seines Triumphes diese Gegnerschaft mit aller Deutlichkeit zum Ausdruck brachte. Mit der Abwehr dieser Erscheinung aber wurde der Gedanke einer **Achtung** vor jedem arteigenen Wesen durchgeführten Scheidung der Gestalten auf das schwerste belastet, so, daß man ihn heute nicht aussprechen kann, ohne gefragt zu werden, ob man ein neues Auschwitz vorbereiten wolle.

Und doch: die Weltgeschichte steht nicht still. Die Kräfte des Lebens, des Blutes, **s i n d** da und werden sich auch auswirken. Gerade jener Staat, der uns wegen der „Verbrechen gegen die Menschlichkeit“ besonders angreift, USA, hätte zur Erhaltung seiner Kraft als erster die Verpflichtung, auf die Rassenkunde und Vererbungslehre hinzuhören. Vierzehn Millionen Neger und Mulatten, vier bis fünf Millionen Juden, davon zweieinhalb Millionen in New York, ferner Japaner im Westen usw. kann Amerika nicht ertragen, wenn es das Erbe der Pioniere erhalten will. Wenn aber das heutige Geschlecht in den USA sich den Konsequenzen entzieht, einmal fünfundzwanzig Millionen Neger und Mulatten und zehn Millionen Juden und Halbjuden zu haben, dann werden spätere Generationen ein herbes Urteil fällen. Denn es wird sich entscheiden müssen, ob es ein weißes Amerika erstrebt oder ob es die Wahl eines Staatsoberhauptes von immer weiteren Konzessionen an die Mulattisierung abhängig machen will. Wenn ja, dann gehen eben die USA in ein paar Jahrhunderten den Weg des späten Griechenlands und Roms. Und die katholische Kirche, die jetzt schon schwarze Bischöfe einsetzt, wird dazu Schrittmacherin sein.

Mit der weltanschaulichen Auseinandersetzung geht es also um das Leben selbst, um jene Substanz, welche die Kultur Europas und Amerikas geschaffen hat, ja auch — trotz des Ableugnens — dem Christentum einst die moralische Festigkeit, die nationale Farbigkeit und die symbolische Kraft in seinen Bauwerken, Gesängen und Bräuchen gegeben hat.

Es wird eine Zeit kommen, da werden sich die Enkel schämen, daß wir als Verbrecher angeklagt worden sind wegen des edelsten Gedankens, weil er in Zeiten des Krieges durch unwürdige Befehle für eine Zeitlang entartet war.



Diese Betrachtungen halten sich in den Grenzen des Erfassbaren. Über das Innerste ist darüber hinaus nichts Abschließendes oder Neudogmatisches ausgesagt worden. Nach Abstreifen nicht haltbarer Formen und Legenden ist über w a h r e R e l i g i o n noch nichts gesprochen. Von der „i n n e r e n E r f a h r u n g“ sind alle großen Männer ausgegangen, vom „Fünklein“ in der Seele Meister Eckeharts, dem „Atman“ der Inder, während die philosophischen Köpfe von der Erkenntnis der Idealität von Raum und Zeit aus, in der Möglichkeit einer „inneren Welt der Freiheit“ (Kant), auch das D e n k e n an die Seite des religiösen E r l e b e n s stellten. In der Lehre von den vier Ehrfurchten, gipfelnd in der höchsten „Ehrfurcht vor sich selbst“ (Goethe), wurde eine neue Prägung stolz-demütiger Welthaltung gefunden.

Mit dieser Betonung des gotterfahrenden Innern ist aber von jeher der tiefer empfindende Mensch einer wundersüchtigen Dogmatik gegenübergetreten. Das Wort vom „Himmelreich i n e u c h“ hat hier eine nahverwandte Seite angeschlagen. Es gehört durchaus zu jenem Bekenntnis, das die alten Inder der Atman-Brahman-Gleichheit ausdrückten, was Platon mit der Ideenlehre anzudeuten versuchte, was Kant mit dem Problem Freiheit-Unsterblichkeit umschrieb, was Bach in Tönen dichtete und Beethovens Beseelung ausmachte. Diese aus Raum, Zeit und Kausalität nicht deutbare, nur a n ihnen sich auswirkende innerste Aktivität, die wir vielfach Seele nennen, ist der Urboden, Wesen und unmittelbarste Erfahrung eines Metaphysischen. Kirchen, Sekten, streitende Wunderdogmen, Ekstater haben sich dieser Seele bemächtigt, sie mit Formeln behangen und, anstatt sie freizukämpfen, zu dem tausendjährigen Aberglauben noch neuen dazugefügt. Aus diesem Stückwerk, Gestrüpp und Unterholz wachsen nun aber doch unbeirrbar die ganz Großen empor auf allen Gebieten des Lebens und grüßen sich als Verwandte über alle die Verwünschungen der Kasten, Konfessionen, Sekten hinweg. Denn das G e m e i n s a m e ihrer Größe ist die K r a f t d e r S e e l e , des Fünkleins, des Atman, der Persönlichkeit, des inneren Himmelreichs. Und mag der eine G o t t sagen, der andere S c h i c k s a l oder V o r s e h u n g , der dritte o h n e Begriff die Fünfte Symphonie komponieren oder ein Selbstbildnis malen, s i e

haben in diesen Schöpfungen und Bekenntnissen alle eine wahre Religion ausgesprochen. Zu ihnen gehörte Jesus, Sophokles wie Goethe, Bach, Platon und Rembrandt und Beethoven. Erst diese Einheit und ihr Erleben könnte uns einer Europa würdigen Religionsform entgegenführen.

Daß dieses überall vorhandene Empfinden an einen harten, heute nur noch unwahrhaftigen Wunderaberglauben gebunden erscheint durch die Last der Überlieferungs-Formalistik, darin liegt seit langem die religiöse Krise unserer Zeit eingeschlossen. Das Erkennen und Anerkennen der Einheit dieser alles umfassenden, sich in und an allen äußernden Seelenkraft könnte echte Duldsamkeit zwischen den Geisteslagern, aber auch Überbrückung all jener Klüfte, ja Schließung dieser Abgründe herbeiführen, die sich zwischen den großen Genies der europäischen Kultur und den heutigen Konfessionen aufgetan haben. Denn auf der Seite der wahrhaft Weisen hat man nie behaupten wollen, daß sich Geist und Seele des Menschen an einer Erkenntnis, einem Vernunftschluß, selbst nicht an einem echt mystischen Erleben genügen lassen könnten. Jede wahre Erkenntnis will anschaulich werden, jedes wahre Erleben sucht und bildet sich Symbole, die über die sterblichen Generationen und Organisationen hinaus bleibende Zeichen sein sollen.

Die sogenannten Madonnenbilder wurden unter der Hand der Europäer zum Gleichnis des Lebens an sich; jede Heilige Familie wurde zur Familie, Madonna und Jesuskind zu Mutter und Kind überhaupt. Der Wappenadler des Reiches und die alten Fahnen der Regimenter, das sind Zeichen der Ehre und der Treue auf dieser Welt — Gleichnisse von Opfern, die zahlreicher sind als alles, was es sonst an Opfern gegeben hat. Und sie bleiben diese Symbole, gleich welche Irrtümer hier mitgefochten haben mögen, gleich welche äußeren Gestalten die Idee des Reiches auch in zweitausend Jahren gehabt haben mag.

Die Türme der Kirchen und Kathedralen sind stolze Zeugen inmitten der Demut und Ergebung. Und das Kreuz wurde das Zeichen für alle, die ein nicht faßbares Schicksal schlug, so schlug, daß ein persönliches Empören nicht mehr zu helfen vermochte, nur eine innere Ergebung in ein als metaphysische Macht sich äußerndes Geschehen. Und für alle, denen nicht das Auge das vermittelnde Medium ist, bedeuten Lieder und Gesänge, Symphonien und Dramen die Wege zum Innern der Welt, wie für weitere die Erzählungen über das Leben von Heiligen, Forschern und großen Ketzern.

★

Da Europa sich erst nach und nach einer von außen gekommenen Religion angleichen konnte, wurde die Kunst das Mittel europäischer Heiligkeit. Ohne sie wären weder die Chronik der Bibel, noch das Leiden des Jesus von Nazareth, geschweige denn die Dogmatik lebensfähig geblieben. Wenn man die „Bekennenden“ ganz ernst nehmen und abtrennen würde, was die Seelen der europäischen Völker dem Christentum geschenkt haben, dann wäre von diesem schon lange nichts mehr übrig, als die Erzählung über einen edlen Menschen, der einst von der Macht eines palästinensischen Hasses zermalmt worden war. Trotz Zeterns gegen die „nationalen und rassischen Vorurteile“ leben auch diese Eiferer von dieser Kunstseele der Völker, von der Symbolkraft ihrer Sinne, von den Werten ihres Charakters, die alle einst mit diesem Blut erschienen sind und unweigerlich mit ihm untergehen würden, falls die Mulattisierung der Welt, vom Christentum dogmatisch unterstützt, wirklich Tatsache werden sollte. Nie wird ein noch so gläubiger Hottentotte Kathedralen bauen, nie ein Neger eine Fünfte Symphonie dichten, ja kaum einmal verstehen. Und es wäre auch ungerecht, dies zu erwarten.

Ist Religion Selbstbehauptung oder Selbsterniedrigung? Das erste sagten uns die Gottschalk und Eckehart, Goethe und Lagarde, das andere lehrten Paulus und Ignatius, Gregor VII. und Pius IX. Einst konnte man noch den königlichen Reiter im Bamberger Dom beherbergen, der seelische Flagellantismus seit dem Tridentiner Konzil aber hat ihn verdrängt. Noch ein Luther konnte Gott als eine Burg bezeichnen, die „Bekennenden“ von heute aber sind zu den Gefühlen der ostmittelmeerländischen Offenbarung zurückgekehrt.

Das innerste Selbst — die genaue Übersetzung des indischen Atman — als ein Zeugnis Gottes sehen oder als sündige Verworfenheit gegenüber dem „ganz anderen“, das ist die weitere Darstellung des auf dem Boden des dogmatischen Christentums unlösbaren Problems.

Die deutsche Sprache zeigt im Äußeren die gleichen inneren Vorgänge — und nicht nur sie, sondern auch die anderen europäischen Sprachen.

Im Französischen heißt *sain* = gesund, *saint* = heilig, zwei Klänge, die Verwandtschaft, nicht Gegnerschaft bedeuten. Im Deutschen: heil und heilig, ebenfalls die Vereinigung des Gesunden, eben des Heilenden mit dem Heiligenden. Brav ist gleich tapfer, ein braver Mensch ist zugleich ein guter Mensch. Also, was Nietzsche später in die gleiche Form brachte: „Ihr fragt: Was ist gut? Tapfer sein ist gut!“ Überall spricht hier aus der Sprache die stolze Urseele Europas, und nicht zufällig ist das auch von den Christen gedankenlos gebrauchte Wort vom „Zu-Kreuze-Kriechen“

eine geradezu verächtlich anmutende Prägung. Wort und Begriff Mut stehen im Zentrum weiterer Wertungen. De-Mut und Weh-Mut, hoher Mut und Hochmut zeigen die Stufenleiter des Gefühls. Sie wären alle zusammen verständlich, wenn man die Einheit von Demut — Mut — hochgemut anerkennen wollte: das fromme Ergeben, das feste Bestehen, das stolze Erheben. Aber immer wieder fordern die Kirchen die Demut allein, und aus dem frommen Ergeben wird Demütigen, wird ekstatische Selbsterniedrigung vor dem emporgereckten Kreuz, gehalten von Priester macht.

Das will die dogmatisch christliche Lehre. Wenn man das aber ausspricht, dann verweist sie auf die mutige Haltung so vieler Gläubiger, auf stolze Antworten gegenüber den Gegnern der Kirche und schreibt dann die sonst bekämpften unchristlichen Seelenwerte des Stolzes sich zugute. Und die Angehörigen sind soweit beeinflusst, auch das noch zu glauben. Daß mit dem Stolz jedem Schicksal gegenüber in jedem Lager eine nicht-christliche Urkraft sich äußert, ist die entscheidende Tatsache. Ohne diese Kraft versänke das Christentum in seine Ursprungsstätte zurück, und gerade sie muß sie zugleich bekämpfen, um herrschen zu können. Es ist dies ein tragischer Kreislauf der Wertungen des Daseins, der dem religiösen Leben Europas stets diesen explosiven Charakter gegeben, den es von Beginn an gezeigt hat. Gewiß, viele kümmern sich im Leben selbst nicht darum. Sie erblicken in den traditionellen Formen der Kirchen eine Umwelt wie in den sozialen und politischen Gegebenheiten, gesellschaftlichen Konventionen und familiären Überlieferungen.

Sie beteiligen sich daran oder akzeptierten sie, ohne sich in der robusten Durchsetzung eigener Instinkte durch zu tiefgehendes Nachdenken stören zu lassen. Aber es gibt eben in beiden Lagern doch viele, die sich damit nicht begnügen wollen. Die einen sprechen mit Goethe:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft,
Nie könnte es das Licht erblicken.
Lebt' nicht in uns des Gottes eig'ne Kraft,
Nie könnt' uns Göttliches entzücken.“

Die anderen erblicken in der Verleugnung dieser „Gottes eig'nen Kraft“ die Voraussetzung ihrer Religion und steigern diese Preisgabe der Persönlichkeit bis zum jesuitischen Kadavergehorsam.

In der breiten Zwischenlage leben die meisten. Sie begrüßen die Phantasiegestalten der Heiligen mit ihren Bildern, Gesängen und Wundern. Sie finden für jedes Temperament ein äußeres Zeichen — unter Anerkennung der Unfehlbarkeit der Kirche —, für alle sozialen Lagen eine Ant-

wort, für jede Not einen beispielhaften Hinweis, so daß diese Erprobung im praktischen Dasein auch Wahrhaftigkeitsfanatiker oft abgehalten hat, sich über die laut oder stillschweigend geforderte Unwahrhaftigkeit zu entscheiden; oder aber sie finden überall „das Wort“. Sie hören ausgewählte Zitate aus „den Propheten“, den Psalmen, den Evangelien und Apostelbriefen, dargelegt, als seien sie auf Menschen aller Zeiten und Erkenntnisse abgestimmt; dazu wunderbare Musik einst innerlich gläubiger Tondichter. Und diese vielfach erprobte Umfriedung der einstigen protestantischen Revolution hat ebenfalls vielen anderen den Mund versiegelt.



Und doch: es ist nicht zu verhindern gewesen, daß die großen einzelnen sagten: „Es wäre nicht der Mühe wert, siebzig Jahre alt zu werden, wenn alle Weisheit der Welt Torheit wäre vor Gott“ (Goethe), aber auch nicht, wenn die Massen einmal erwachter Millionen dem Atheismus zumarschierten. Zwar können Biologie, Kosmophysik oder Erdkunde echtes Religionsgefühl nicht entthronen, wohl aber Konfessionen erschüttern, deren g a n z e s Weltbild auf den nun einmal überwundenen ptolemäischen und sonstigen exakt widerlegten Anschauungen beruht.

Wir sprechen nach wie vor von einem Sonnenuntergang unter der Voraussetzung, nur noch ein gebräuchliches Wort für einen ganz andersgearteten Vorgang zu gebrauchen. So lange nun das ganze christliche Credo nicht ebenfalls rein symbolisch, sondern als materiell-wirkliche „Offenbarung“ verstanden wird, so lange ist die religiöse Krise auf dem Boden aller Konfessionen nicht zu überwinden.

Es bleibt nun aber eine weitere Frage zur heute behaupteten Einheit von Leib, Seele, Geist. Die mittelalterliche christliche Anschauung trennte die Seele radikal vom Leibe, die spiritualistische behauptete den „reinen Geist“ als allein wesentlich und nannte alle Betonung des Leibes „materialistisch“. Wie kann man nun aber noch den Gedanken der Unsterblichkeit denken, wenn die behauptete Einheit Wirklichkeit ist und beim Tode des Leibes somit auch die geistig-seelische Persönlichkeit für immer dahinsinken muß? Mutige und anscheinend folgerichtige Menschen haben auch erklärt, von der Idee der persönlichen Unsterblichkeit Abschied nehmen zu müssen. Der Mensch lebe nur fort in seinen Kindern oder in seinen Werken.

Oft habe ich mit meinen Kameraden darüber gesprochen und dabei den Gedanken vertreten, daß zwar einige wenige diese Anschauung durch-

halten könnten, nie aber ein ganzes Volk, das mit sicherem Instinkt mehr fordere. Aber auch ein weiteres Nachdenken fordere mehr. Ich habe in einem Vortrag vor wenigen Menschen 1944 mich bemüht, darüber Rechenschaft abzulegen und als symbolhaftes Beispiel die Musik genannt. Sie sei rein mathematisch erfassbar und doch — oder eben deshalb — die geheimnisvollste Macht. Eine Melodie sei zugleich mechanistisches Schwingungsverhältnis und die Stimme einer gänzlich unmechanistischen Welt. Das bekannte Wort Kants vom bestirnten Himmel über mir und dem moralischen Gesetz in mir, die unser Dasein ausmachten, müßte in seinem Sinne ergänzt werden, daß sie nicht im Verhältnis von Ursache und Wirkung zueinander stünden.

Also zwei gewisse Welten, die nicht aufeinander zurückzuführen sind. Das heißt, daß die in den Formen von Raum, Zeit und Kausalität bestehende Welt in aller ihrer Gesetzlichkeit anerkannt wird und der religiös-moralische Wille auch. Symbolisch: Mathematik und Musik sind gleichzeitig da, aber wesentlich verschieden. Der unmittelbar religiöse Mensch braucht diesen langen Weg des Denkens nicht (Meister Eckehart), aber wer die große seit Jahrhunderten heraufdämmernde Krise ergründen will, muß ihn als Denker gehen bis zu der Zeit, da ein Reformator eigenen Rechts auftreten wird, um ein gereinigtes Symbol des religiösen Lebens zu schaffen.

Ich bin in diesem Sinne ein philosophischer Mensch, kein Mensch metaphysischer Unmittelbarkeit. Deshalb habe ich abgrenzende Gedanken niedergelegt, aber nie in Vorträgen über ein Gebiet gesprochen, das ich suchte, ohne es so unmittelbar finden zu können wie die Menschen von der Art Eckeharts. Diese Haltung ist schwer in der Lebensnot unserer Zeit, leichter hat es ein noch unberührtes gläubig-kindliches Gemüt. Aber da dieses Suchen aus innerer Wahrhaftigkeit geschah, so ist es richtig gewesen, gleich welche Wege es einschlug, gleich zu welchen Ergebnissen es gelangte, bis es vor die letzte Tür des Schicksals stieß.

Ich habe ein Leben für Ehre und Treue im Rahmen des Deutschen Reiches auch als einen metaphysischen Auftrag und als ein äußeres Symbol aufgefaßt. Der Glaube daran ist ebenso wert zu halten wie jede echte religiöse Überzeugung, denn auch diese Werte stammen aus dem Reich der „inneren Freiheit“. Ein selbstloser Kampf um eine im Namen der Ehre emporgehobene Fahne ist gleiche Hingabe wie das Ringen um Symbole religiöser Werte. Die heutige Verfolgung aller Nationalsozialisten ist die größte Glaubensverfolgung. Entartungen auch dieser

Idee — wie so vieler anderer in der Geschichte — dienen als V o r w a n d , um Träger und Organisationen des echten Ideals einer sozialen Gerechtigkeit auf dieser Welt auszutilgen. Sie sollen als kriminell, verbrecherisch „gerichtlich“ festgestellt werden, indem ein Mißbrauch im Kriege als allein charakteristisch hingestellt wird und alle ehrlichen Darstellungen der Idee, die gläubige jahrzehntelange Hingabe von Millionen geleugnet werden.

So feindlich sich die „Weltanschauungen“ von Weltbörse und Weltbolschewismus auch sein müßten, die Idee einer vom Staat im Sinne der volklichen Ehre gesicherten sozialen Gerechtigkeit empfinden beide als ihren gemeinsam zu bekämpfenden Gegner. In einem nach Überwindung der Jugendkrankheiten und ersten experimentellen Fehlgriffe gesicherten Staat der nationalen und sozialen Ehre wäre kein Platz für spekulative Ausbeutung oder bolschewistische Volkszerstörung gewesen. Ein solches Beispiel aber hätte andere Völker aufhorchen lassen. D e s h a l b der Weltkampf, besonders seit 1933, gegen die neue Weltanschauung unserer Epoche — deshalb die Glaubensverfolgung nach dem Siege.

Die Zukunft wird erweisen, welche Antwort die Völker darauf geben werden.

X. OSTPROBLEM

1.

Der zweite Weltkrieg hat das Ergebnis, daß sich zwei Machtsysteme auf dem Erdball als Gegner gegenüberstehen: die anglo-amerikanische Welt und die Sowjetunion; an beide angeschlossen oder von ihnen beherrscht, Gruppen anderer Staaten. Die Hoffnungen auf einen Ausgleich der Interessen scheinen sich immer noch nicht zu verwirklichen, vielmehr ist der Tatsache ins Auge zu sehen, daß die expansive Kraft der SU, ihrem inneren Gesetz gemäß, sich immer weiter auszudehnen bemüht, wobei allerdings dann das Tempo, die jeweiligen Methoden, die Orte des Einsatzes sowie die Reihenfolge der Angriffe noch zweifelhaft wären.

Jedes Aufgeben der von Amerika (USA) und Großbritannien besetzten Gebiete würde nach und nach die Stärkung der aggressiven SU bedeuten,

jedes Verlassen eines durch die SU besetzten Landes zu einer stürmischen Abkehr von ihr und zur Hinwendung zu USA-GrBr führen.

2.

Die Mittel des Angriffs seitens der SU sind außerordentlich zahlreich:

- a) die militärische Macht,
- b) die kommunistischen Parteien,
- c) die Auswertung der nationalen und wirtschaftlichen Not in j e d e m besetzten Gebiet,
- d) die Instinkte aller farbigen Völker gegen die Kolonialmächte.

Zu a): Da ich nicht kompetent bin, die militärischen Möglichkeiten im einzelnen zu beurteilen, so weise ich nur auf einige grundlegende Tatsachen hin. Die SU ist machtpolitisch teilweise schon über die kühnsten Zielsetzungen des Zarentums hinausgegangen. Nur zwei Ansprüche sind d i e s e m Programm entsprechend noch nicht erfüllt: Dardanellen mit kleinasiatischem Ufer und der Persische Golf.

Die SU will die W e l t revolution, sie strebt über das a l l e s noch hinaus. Ihr Ziel ist ein Weltsystem der Sowjetrepubliken.

Dostojewski wollte in seinem Messianismus alle Menschen in Russen, Lenin und Stalin wollen alle Menschen — freiwillig oder unfreiwillig — in Kommunisten verwandeln.

Die SU gebietet über rund 300 Millionen Menschen in einem riesigen Kontinentalblock. Sie kann im A n g r i f f auf der inneren Linie sich ihr territoriales Ziel leicht wählen, die Gegner also jedesmal zwingen, von Übersee große Landstrecken neu zurückzuerobern, einschließlich verlorengangener, dann in vielem vernichteter Rohstoffquellen. Die SU kann heute zum Persischen Golf marschieren und alle Ölgebiete abriegeln, sie kann auf Konstantinopel zielen, eine Gewaltexpedition mit Hilfe chinesisch-kommunistischer Truppen nach China versuchen. Sie kann auf Hamburg durchstoßen und den Kieler Kanal sperren oder die Mainlinie entlang einbrechen. Sie kann von Finnland aus Schweden aus dem amerikanisch-britischen System herausbrechen und von Belgrad aus in die norditalienische Ebene oder an die griechischen Häfen marschieren.

Angriffe alliierter Flieger würden nach vollzogener Besetzung dann nicht so sehr die Rote Armee treffen, als Menschen und Städte unterworfener Nationen.

Es steht außer Zweifel, daß die gesamte Kriegsindustrie der von der

SU beherrschten Gebiete auf den Ausbau und die Dezentralisierung aller Kriegsreserven gerichtet wird.

Zu b): Die soziale Krise des technischen Zeitalters hat über die Sozialdemokratie zum kriegerischen Kommunismus geführt. Sein Sieg in Rußland bedeutet für viele Länder die Stärkung explosiver Kräfte. Der jetzige Weltkrieg sieht den Sowjet s t a a t mächtiger als je, die schweren sozialen Folgen auf dem ganzen europäischen Kontinent ermöglichen weitere Aktivität. Diese wird nur durch die amerikanisch-britische Besetzung noch gebannt. Ohne sie reichte die kommunistische Diktatur längst bis zum Kanal und zu den Pyrenäen — wenn nicht bis Gibraltar und Palermo —, und zwar schon auf Grund der i n n e r e n Spannungsentladungen, ohne die Rote Armee voll in Wirkung treten zu lassen.

Im diplomatischen Verkehr nennt sich die SU demokratisch, freiheitsliebend, fortschrittlich, humanitär. Sie nimmt dem Gegner damit auf diesem Gebiet viele Waffen. Sie gebraucht diese Prägungen aber auch in der breiteren Agitation als Mittel, die spätere D i k t a t u r leichter zu erreichen. J e d e kommunistische oder mit ihr vereinigte Partei in jedem Lande aber ist der Verbündete des Weltsowjetsystems, schwächt damit das amerikanisch-britische System und s e i n e Freundschaften.

Zu c): Jede Besetzung ist lästig. Es liegt dabei in der Natur der Sache, daß Unzufriedene allgemein nach außen schauen. Diese Lage trägt aber auch nicht zur Überwindung der Kriegsleidenschaften und inneren Bereitschaft bei, solange diskriminierende Gesetze durchgeführt werden.

Zu d): Der Antikolonialkongreß 1927 in Brüssel hätte alle Völker Europas und Amerikas besonders aufmerksam machen müssen. Die „Befreiung aller Völker vom kolonialen Imperialismus“ ist ein weltpolitisches Programm, das im Augenblick für USA-GrBr wohl keine Gefahr bedeutet, bei weiterer Stärkung, Konsolidierung und dann außenpolitischer Aktivierung der SU aber seine Wirkung den andern Kräften hinzuzufügen vermag, namentlich in Indien, aber auch in Arabien, Ägypten, Nordafrika. Aufstände in diesen Gebieten, inmitten später möglicher militärischer Auseinandersetzungen, könnten teilweise von größter Fernwirkung sein.

Alles in allem verfügt also die SU über einen geschlossenen Kontinentalblock von rund 300 Millionen Menschen und sämtliche notwendigen Rohstoffe, über die innere Operationslinie nach allen Himmelsrichtungen und über Hilfskräfte wenn nicht in USA-GrBr selbst, so doch in fast allen von ihnen besetzten Gebieten oder den ihnen angeschlossenen Staaten und zugeneigten Völkern.

Über den Willen zur Expansion des Sowjetsystems über den ganzen Erdball kann kein Zweifel bestehen. Das war 1919 so, das war 1939 das Ziel bei gewandelten Mitteln, das ist 1946 nicht anders, wobei auch jetzt die Taktik sich den neuen Gegebenheiten anpaßt —, allein die Tatsache der gemeinsamen Anklagen kommen der SU moralisch und politisch ungeheuer zugute. Die Methoden werden wechseln: sie werden neben den diplomatischen, propagandistischen, organisatorischen Mitteln die militärischen Maßnahmen vorbereiten.

Das Tempo dieser allgemeinen Angriffshandlungen und die Schwerpunkte ihres Einsatzes kann nur ein Wille im Kreml bestimmen. Für ein schnelles Tempo sprechen folgende Gesichtspunkte:

a) Die allgemeine Ermüdung der besiegten Völker verlockt, diese Zeit vor einer eventuellen Konsolidierung auszunützen. Ihre heute noch vielfach zerstörte Wirtschaft erschwert USA-GrBr die Errichtung naher großer Versorgungsbasen.

b) Die Psyche der Amerikaner: Friede und Nach-Hause-Fahren. Die Sowjetsoldaten aber haben noch nie so gut gelebt wie jetzt in Mitteleuropa oder in den baltischen Ländern. Ich kenne die Verwahrlosung der Häuser in der SU und die Ärmlichkeit der Kleidung aus den Jahren 1941 bis 1944. Was sie ihren Familien schicken, haben diese oft noch nie in ihrem Leben gesehen.

c) Die SU ist heute der Schirmherr aller Slawen. So sehr diese auch schon unter ihrer Diktatur leiden, so hat die Sowjetdiplomatie durch Hinweise auf andere die Slawen bedrohende Gewalten heute wohl noch Möglichkeiten, als Schutz dieser Slawen und Erfüller aller, auch der ausschweifendsten Wünsche zu erscheinen. In einigen Jahren könnten auch hier starke Änderungen eintreten.

Gegen einen schnellen Beginn eines Sowjetangriffs sprechen die Luftüberlegenheit und die Atombombe der Alliierten, obgleich in diesen ein- einhalb Jahren sicher in der SU eine große Luftflottenverstärkung durchgeführt worden ist und das Geheimnis der Atombombe zum größten Teil schon enthüllt sein dürfte.

Gegen einen Angriff könnte noch die mangelhafte Konsolidierung in den Balkanstaaten, in Polen, in der Tschechoslowakei, im Osten Deutschlands sprechen. Aber diese „Konsolidierung“ ist ja das Fragliche, je länger die Sowjets in diesen Ländern hausen.

Das amerikanisch-britische System hat der SU auf vielen Gebieten Ungeheures entgegenzusetzen:

- a) militärisch,
- b) nationalpolitisch,
- c) sozialpolitisch.

a) Entscheidend ist hierbei, ob die Alliierten einen Angriff abwarten, der ja an beliebiger Stelle des Erdballs mit zweifellos größtem Erfolge einsetzen kann, oder ob sie nach voller Kenntnis von Kriegsabsichten der SU präventiv vorgehen. Im ersten Falle kann das den Verlust Irans, Iraks, Syriens, der Türkei oder aber Deutschlands, der Niederlande, Belgiens usw. bedeuten, die zurückerobert werden müßten. Im andern Falle können durch die Luft die großen Industrie- und Versorgungszentren wie Leningrad, Baku usw. zerstört, durch Invasion über Estland oder Lettland eine Durchschneidung der rückwärtigen Verbindungen der Roten Armee im Westen erzielt werden.

b) Ganz allgemein würde eine alliierte Parole „Freiheit der Völker von der Sowjettyrannie“ stärksten Widerhall finden — wo sie gehört wird. Zur Auslösung aber könnte sie nur kommen beim Besetzen des Territoriums der SU selbst. Hierin läge dann für die Alliierten das gleiche Problem vor wie für Deutschland 1941, das Problem nämlich: erneut eine irgendwie geartete Moskauer Zentrale mit militärischer und politischer Befehlsgewalt zu errichten — wie es anscheinend dem bisherigen geschichtlichen Prozeß entsprechen würde — oder aber die Tatsache einer Vielvölkerschaft und damit ihr nationales Selbstbestimmungsrecht anzuerkennen. Die Lösung kann nur im zweiten Sinne gesucht werden, wobei dem russischen Volk keinerlei Unrecht zu geschehen braucht, da es in seinem ganzen Siedlungsraum von Smolensk bis Wladiwostok erhalten bleiben könnte, dafür aber andere Völker nicht die Diktatur dieses russischen Volkes über sich zu erdulden hätten. Eine praktische Zusammenarbeit aller könnte sich für die Zukunft aus gemeinsamen, allein schon räumlich begründeten wirtschaftlichen Interessen ergeben, ohne jedoch eine Hörigkeit gegenüber einem irgendwie gearteten Moskauer Imperialismus zu erzwingen.

Die Behandlung der damit auftretenden zahlreichen Probleme setzt Kenntnis der Völker, des Raumes, der gesamtpolitischen Entwicklungen voraus, will man große Fehlschläge vermeiden, die sonst bei oberflächlich allgemeinen Parolen unweigerlich eintreten werden.

Ich kenne die baltischen Probleme von Jugend auf. In Riga habe ich als Student mit Angehörigen vieler Völker des ehemaligen Rußland verkehrt, hatte Verwandte in Petersburg, Moskau, im Kaukasus. Ich war mehrfach in der russischen Hauptstadt, besuchte Baku, die Krim, studierte über zwei Jahre in Moskau (1915 bis 1917), verfolgte die ganze russische Revolution bis Anfang 1918, dann, so es ging, die spätere Entwicklung. Als Ostminister lernte ich die neuen Probleme und die soziale Umwandlung genau kennen. Dienstreisen brachten mich in viele größere Städte zwischen Reval und Sebastopol. Aus den Berichten der Verwaltungsführer und landwirtschaftlichen Leiter ergab sich das einzelne der Wünsche der Bevölkerung. Dem Ostministerium angegliedert waren Vertretungen aller Völker Osteuropas, nur wenige Emigranten darunter, sonst alles Männer, die zwanzig Jahre unter dem Sowjetsystem gearbeitet hatten. Da ich fließend Russisch spreche, war es mir leichter, mir eine genauere Vorstellung von den Spannungen innerhalb der SU zu machen, aber auch von der Psyche der sehr unterschiedlichen Nationen.

Für die innere Gewinnung aller dieser Völker durch verständige Gesetze habe ich gewirkt, solange ich konnte. Ich bin gegen die andern Auffassungen im Führerhauptquartier unterlegen — siehe mein Rücktrittsgesuch an den Führer vom 12. Oktober 1944 —. Da die Problematik im Falle einer unvermeidbaren Auseinandersetzung die gleiche ist, die eingehende Kenntnis der Probleme jedoch bei den Westmächten nicht vorliegen kann, gewisse Emigranten allein aber meist nur subjektive, überlebte Ansichten äußern — die Russen unter ihnen zudem stets nur auf eine Moskauer Diktatur hinauswollen —, so erscheint es im Interesse der Blutersparnis für die Alliierten, aber auch im Interesse einer gerechten Einfügung der Völker Osteuropas und Sibiriens in eine neue, nichtkommunistische Ordnung unweckmäßig, sowohl die militärischen Erfahrungen der deutschen Generale als auch die bisherigen politischen Erfahrungen auszuschalten.

Worin bestehen die Traditionen der Ukrainer? Wie ist diese Vergangenheit einer neuen Verwaltung einzufügen? Wie ist ihre Kultur, ihre Schriftsprache zu behandeln? Wie liegen die Probleme bei den verschiedenen Konfessionen im Westen und im Osten des Gebiets?

Worin bestehen Einheit und Mannigfaltigkeit der Kaukasier? Wie ist zum Beispiel der Zwist zwischen Armenien und Georgien zu überwinden? Welche psychologischen Unterschiede zwischen Don- und Kubankosaken sind zu beachten? Wie kann eine turkestanische Einheit über die verschiedenen Stämme gesichert werden? — Diese und viele andere Fragen er-

geben verschiedene Lösungen, wohlüberlegte Gesetze für die Zukunft. Nur unter diesen Voraussetzungen kann die Parole einer allgemeinen Freiheit sichere Verwurzelung und organisch gegliederte Gestaltung verbürgen, eine Selbstverwaltung und natürliches Gleichgewicht garantieren.

c) Sozialpolitisch würde die Proklamation des Privateigentums vor allem bei der bäuerlichen Bevölkerung stärkste Zustimmung erfahren. Seine plötzliche Einführung jedoch könnte zu chaotischen Zuständen führen. Erstens fehlen die technischen Voraussetzungen dazu, dann könnte auch ein nicht beaufsichtigter Kampf um das nicht eindeutig festzustellende Eigentum zu schweren Konflikten führen. Die Agrarverhältnisse sind zudem in den Gebieten sehr verschieden gestaltet.

Die Agrarordnung des Ostministers vom 15. Februar 1942 sollte die Grundlage für eine organische Umgestaltung schaffen.

5.

Im Sinne einer Gesundung der schwer betroffenen Völker, namentlich im Interesse auch der deutschen Nation, kann es nur liegen, wenn die bestehenden Konflikte sich friedlich regeln lassen. Als Deutscher kann ich nur hoffen, daß der Kreml in voller Wertung auch seines Risikos, auf die Dauer gesehen, entgegen der weltkommunistischen Doktrin, sich mit dem Erreichten begnügt und daß Deutschland dadurch in einer zunächst wirtschaftlichen Einheit seine Existenz zu sichern vermag. Diese Hoffnung aber erfordert trotz allem die allseitige Vorbereitung auf Aktionen, die sie zunichte machen könnten.

XI. ABSCHIED — NÜRNBERG

Nürnberg, 24. Dezember 1945: Weihnachten in der Gefängniszelle, während der Atempause im Prozeß. Von Hedwig und Irene keine Nachricht, Anfragen beim Oberbürgermeister und Polizeipräsidium in Flensburg ohne Antwort geblieben.

Was kann ich anders tun, als noch einmal die letzte Zeit meines Zusammenseins mit Frau und Tochter vorüberziehen lassen. Die große Sowjetoffensive brachte die Rote Armee bis an die Oder. Ein großer Kampf um Berlin stand bevor. Ich ging noch pflichtgemäß in meine Dienststelle, in deren nächster Nähe immer wieder Bomben fielen, ich fuhr nach Michendorf ins Büro des Ministeriums, wo Fragen der Betreu-

ung der Ostvölker zu behandeln waren, Abwicklungsprobleme, Verlegung der Hilfsstellen der Ostvölker nach Thüringen und Westfalen. Oft tags, regelmäßig nachts, Bomber über Berlin, der Luftschutzbunker für uns und die Familien der Umgebung ein Daueraufenthalt. — Ich versuche immer noch, den Führer zu sprechen, am 16./17. November 1943 war der letzte Vortrag gewesen — umsonst. Ich versuche es durch einen Mitarbeiter über die Sekretärinnen, mit denen der Führer oft eine längere Teestunde nach seinen militärischen Besprechungen verbringt. Ich höre, er hätte gesagt: „Ich will Rosenberg gern zum Tee einladen, aber ich glaube, es wird wieder eine fachliche Unterhaltung.“ — Ich sage meinem Stabsleiter: „Wofür, wenn nicht für fachliche Aussprachen ist denn ein Staatsoberhaupt da!“ Auf einer Reichs- und Gauleitertagung am 24. Februar 1945 sprach der Führer noch einmal. Nochmals die Hoffnung auf Abwehrerfolg im Osten bei Defensive im Westen, revolutionäre Wende durch neuen U-Boot-Krieg, Hinweis auf neue Flugzeugmodelle. Wir wollten ja hoffen, aber es war schwer geworden, schwer angesichts der Menschen, die in zunehmendem Maße seit 1941 allein die Umgebung des Führers ausmachten. Nachher ein Abendessen, ohne daß ich ihn gesprochen hätte. Es war das letzte Mal, daß ich ihn im Leben sah.

Am 21. März nachts war ein neuer starker Bombenangriff in unserer nächsten Umgebung. Mehrere Häuser der Nachbarschaft brannten ab, der Luftdruck hatte unser Notdach so erschüttert, daß die Decken herunterkamen und wir nunmehr in die Kellerräume des Hauses zogen. Nur die Küche und ein Eckzimmer waren noch benutzbar. So begann der Frühling. Ich tat, was notwendig schien. Der Garten wurde umgegraben und Gemüse gesät, Kartoffeln gesteckt, Bäume umgepflanzt. Irene, die sich auf ein kleines Geburtstagsfest am 22. März gefreut hatte, mußte den Tag in Schutt und Staub verbringen; sie fand sich auch in die Vereitelung dieser kleinen Freude still hinein. Sie saß in ihrem Kellerzimmer an ihrer kleinen Schreibmaschine. Was sie schrieb, weiß ich nicht, aber sie berichtete wohl über die Erlebnisse Berlins, was sie an Verwüstung sah und vom Tod im Zentrum der Stadt. Ihre junge Phantasie hatte seit langem überraschend schöne Gedichte gebracht, mit guten Bildern und eigenartigem Rhythmus. Ihre Märchen und Erzählungen zeigten eine Begabung, die wir ohne Störung und ohne künstliches Antreiben ruhig ausreifen lassen wollten.

Dann ging sie über die Straße zu ihren Freudinnen. Ich sehe sie immer deutlich vor mir, weil ich mir gerade dieses Bild einprägen wollte: hoch, jung, mit blonden Haaren bis zur Schulter, in langen Hosen, mit grauem

Pelz und umgehänger Handtasche. Ich stand lange auf dem Balkon; neben mir unser „Ingo“, mit den Pfoten auf dem Geländer. Beide sahen wir Irene nach, die sich oft lachend umdrehte. Diese Besuche waren ihre letzte Freude. — Hedwig tat, was sie konnte, um unsere Verpflegung noch einigermaßen zu erhalten, es wurde immer schwieriger, obwohl ein paar Zuschüsse aus der sich auflösenden Kantine kamen.

Anfang April überfiel mich mein altes Leiden. Bei einem Spaziergang in Dahlem wurde mein Gelenk wieder überanstrengt, Folge: Entzündung und Bluterguß. Wieder an den Diwan gefesselt, hörte ich murmeln von Maßnahmen, die getroffen wurden, vor allem Evakuierung der Ministerien und Parteidienststellen aus Berlin. Widerspruchsvolle Befehle, starke Kritik der Gauleitung an der Verlegung der Büros nach Bayern. Dort wußte man auf Anfrage selbst nichts. Ich schickte zwar befehlsmäßig Ämter nach dem Süden, fand aber die ganze Form nicht würdig und blieb selbst in Berlin. Wieder versuchte ich, den Führer zu erreichen, um über seine Absichten Klarheit zu erhalten — und wurde an Bormann verwiesen. Darauf schrieb ich dem Führer persönlich (es war wohl der 13. April), die widersprechenden Befehle machten einen schlechten Eindruck, die Form des Abtransports der Parteidienststellen gliche einer Flucht. Der gute Name vieler seiner alten Mitarbeiter stünde auf dem Spiel. Das Gefühl sage uns, daß wir in Berlin bleiben müßten, bestimme eine Staatsraison etwas anderes, so müsse das klar und in würdiger Form zum Ausdruck kommen. Ich frage an, wie ich mich zu verhalten hätte. Darauf telefonische Mitteilung von Schaub, ich könne durchaus in Berlin bleiben.

Ich gebe meinen Mitarbeitern Kenntnis von der Sachlage und stelle es jedem frei, zu den Sammelstellen nach Bayern zu fahren oder in Berlin zu verbleiben. Ich lasse in einer Aussprache noch unser Wollen und unsere Arbeit an uns vorüberziehen und danke jedem einzelnen. Zwei Tage später erfahre ich, daß mein Jugendkamerad Arno Schickedanz seine Frau, seine achtjährige Tochter und sich selbst erschossen hatte. Er war ein scharfdenkender politischer Kopf, mit dem allein ich offen die gefährvolle und von uns doch nicht zu ändernde Entwicklung besprechen konnte. Angesichts seiner kranken Frau wollte er das Schicksal in Berlin nicht mehr abwarten. Mit Arno Schickedanz hatte ich einen alten treuen Freund verloren.

★

Wir hatten uns innerlich auf ein ähnliches Schicksal vorbereitet. Ich hatte genügend Zyankali besorgen können, denn daß ich und meine

Familie nicht freiwillig in die Hände der Sowjets fallen würden, erschien als selbstverständlich. Meine Bitten, doch nach dem „Seehof“ zu fahren, wurden von Hedwig energisch abgelehnt, auch von Irene. Sie wollten mein Schicksal in jedem Falle teilen. Nachts, am 20. April, ist wieder ein langer Bombenangriff. Um 1.30 Uhr wird von der Reichskanzlei angerufen: „Alle Minister in Eutin sammeln, am 21. morgens abfahren!“ Wir packen einiges zusammen, der Fahrer verabschiedet sich von seiner im Osten Berlins lebenden Frau. Es ist regnerisch, ich kann noch keinen Schuh anziehen, um ein letztes Mal durch unseren früher so schönen Garten zu gehen. Nur noch einen Blick aus dem Fenster: dort, die Wege, die wir gegangen sind, hinten Irenes Schaukel und das halbzerstörte Gartenhäuschen. Rechts die schlanke, soeben umgepflanzte junge Birke. Alles, was wir noch hatten, bleibt zurück, darunter die letzten Zeichnungen, die ich noch aus der Jugend und von 1918 gerettet hatte.

Ich übergebe dem Mannschaftsführer aus dem Schulungshaus Schlüssel, Geld usw. und sage ihm, daß „Ingo“ nicht lebend in fremde Hände fallen darf. Mir ist nicht wohl dabei, abzufahren und andere dazulassen. Hedwig und Irene sagen das gleiche wegen ihrer Freundinnen. Diese sind ganz ruhig: es sei selbstverständlich, daß der Führer die Minister fortschicke. Ich drücke dem guten „Ingo“ den Kopf. Ahnungslos müssen wir unser gutes Tier zurücklassen. Dann fährt unser Wagen mit Kofferranhänger nach Norden. Vor Berlin: Flüchtlinge aus dem Osten, die nach Berlin wollen. Neben den Straßen kampierende Flüchtlinge. Unterwegs einmal Fliegeralarm. Schließlich in Eutin Halt vor dem Regierungspräsidium. Der Fahrer zieht Erkundigungen ein. Hedwig ist traurig, sie weiß, daß diese Fahrt auch die Trennung bedeutet. „Wie soll ich es schaffen? Ich habe keinen Lebensmut mehr! Irene, mit Papi verlieren wir einen guten Freund und Kameraden, der immer geholfen hat.“ Die Sonne scheint in den Wagen, ich sehe die grauen Haare Hedwigs, die im Braun hervorschimern. Irenes Gesicht, schmal und zart, präge ich mir ein.

Wir bleiben eine Nacht in Eutin, dann geht es nach Flensburg. Der Kreisleiter sorgt für eine Unterkunft bei einer Arztfamilie. Die Frau will Hedwig und Irene günstig auf dem Lande unterbringen. Wir fahren — nach mehreren Bombenangriffen unweit Flensburgs — hin. Ein kleines, sehr bescheidenes Häuschen mit zwei Zimmerchen, verlassen, abgelegen. — Ich ziehe um auf die „Patria“ in der Flensburger Bucht, um das Schicksal in der Nähe von Dönitz zu erwarten. Die Nachricht vom Tode des Führers hören wir mit tiefer Bewegung — er ist unser Schicksal gewesen.

Eines Abends höre ich, meine Frau wäre zurück, sie würde gleich

kommen. Ich treffe sie in einem Lastwagen in Mürwick. Aus dem Dorf hätte man sie gleichsam hinausgeworfen, denn „sie ziehe die Bomber an“! Der heimgekehrte Mann der Wirtin wäre direkt feindselig gewesen. Das gleiche wiederholte sich, als Hedwig und Irene in Glücksburg in einem Altersheim (oder Diakonissenheim) untergebracht worden waren. Der Arzt suchte Ausflüchte. Meine Frau: „Reden wir doch deutsch! Sie wollen uns weghaben, weil ich die Frau Alfred Rosenbergs bin!“ Doch das hörte ich später.

Unterdessen war ich täglich im „Befehlsstand“ der Regierung Dönitz. Die Stimmung war eindeutig, die Kapitulation unausweichlich, um noch einiges zu retten. Einmal sah ich Himmler. Ich sprach kein Wort mit ihm, hielt ihn für einen der Totengräber des Reiches, illusionistisch, anmaßend, skrupellos unter einer glatten Maske. Ich unterdrückte die Bemerkung, daß er und das Hauptquartier mit Bormann Deutschland soweit gebracht hätten. Himmler verschwand dann. Die Nachricht, daß Bormann nach Flensburg kommen könnte, erbrachte Einigkeit, ihn dann sofort zu verhaften. So dachte selbst Gauleiter Wegener, den Bormann früher besonders gefördert hatte.

Ich mußte allmählich zu einem Entschluß kommen, da ich die Regierung Dönitz eventuell belasten konnte und die Zeitung der Briten gerügt hatte, daß man mich noch nicht verhaftet hätte. In Glücksburg hatte ich mich von Frau und Tochter verabschiedet. Wir gedachten der guten und der schweren Jahre, an das Anständige, was wir gewollt und an das Schicksal, das Deutschland und uns alle jetzt ereilt hatte. Irene stand weinend an einen Baum gelehnt, als ich abfuhr. Am 11. Mai gehe ich in Mürwick das hohe Ufer entlang, um über die Zukunft nachzudenken: den Weg wie Arno Schickedanz zu gehen oder mich zu stellen. Die Förde war voller Schiffe, alles Beute für den siegenden Gegner, weiter im Osten die See. Irgendwo die alte Heimat, Reval mit seinen Türmen und Mauern. Mit der roten Fahne auf dem Langen Hermann... Ich begeben mich ins Befehlsgebäude, trete aber so unglücklich, daß ich mir das linke Knöchelgelenk verletze. Schwerer Bluterguß. Ins Marinelazarett. Am 12. Mai schreibe ich an Feldmarschall Montgomery, daß ich zu seiner Verfügung stünde. Der Brief wird dem britischen Offizier in Dönitz' Quartier übergeben. Ich warte, werde nicht abgeholt. Mein Fuß kann sich, dick eingewickelt, etwas erholen.

Da kommen Hedwig und Irene zurück, auf der Suche nach Unterkunft. Alle in Flensburg haben Angst, sie aufzunehmen. Wohnungskarte hilft dabei nicht. Im Hotel Zimmer nur für ein, zwei Tage. Am 17. Mai

kommen sie müde in mein Zimmer. Die britische Militärverwaltung hatte dem Oberbürgermeister mitgeteilt, daß Frauen prominenter Nationalsozialisten keine Wohnungskarte bekämen. Sie waren obdachlos: ob sie nicht bei mir bleiben könnten? So schliefen sie in meinem Zimmer. Am 18. Mai um 9 Uhr ein erregtes Gehen, die Tür wird aufgerissen: englische Militärpolizei. Verhaftung! In zwei Minuten fertigmachen! Ich ziehe mich an, über den kranken Fuß nur einen Strumpf. Hedwig sieht weinend starr vor sich hin. Ich küsse Hedwig und Irene und humple hinaus, wo mehrere Autos mit Schwebewaffneten auf mich warten. Im Flensburger Gefängnis Leibesvisitation. Ich würde schnell weggebracht werden, über Rendsburg wohl ins Hauptquartier. Warum meine Frau Revolver und Schlagring hätte? — „Sie ist vor Jahren in München überfallen worden, seitdem hat sie sich einen Ring angeschafft und den Revolver sollte sie ja sowieso abgeben.“ Ich weiß also, daß meine Frau auch untersucht worden ist. Der Engländer sagte noch, sie würde von der deutschen Polizei überwacht werden bzw. könnte man sich über diese mit ihr in Beziehung setzen. Er erklärt auch, von meinem Brief an Montgomery nichts zu wissen.



Im Gefängnis spielt ein Engländer die „Lilli-Marlen“ auf einer Okarina. Ein anderer versucht, diese Melodie zu pfeifen.

Dann muß ich fort. Als ich die Treppe hinuntergehe, sehe ich in einer Ecke Hedwig und Irene sitzen. Hedwig sieht starr vor sich hin, Irene weint, über ihren Schoß gebeugt — mein letztes Bild von meiner Familie.

Zuerst geht es ins Gefängnis Neumünster. Einzelhaft, lachende Soldaten. Ich höre dauernd meinen Namen nennen, wohl mit entsprechenden Bemerkungen. Es wird viel gepfiffen, was, läßt sich nicht feststellen, nur wieder einige Töne aus der „Lilli-Marlen“.

Zwangsspaziergang im Hof. Ich weise auf meinen Fuß. Der Sergeant fährt mit seiner Pistole herum, ich solle hinuntergehen. Einer von den deutschen Gefangenen, der bedient, holt einen alten Latschen, den ich über den Verband streifen kann. Im Hof stehe ich abseits, die anderen, „Nazis“, Polizei-Offiziere usw., müssen auf Kommando bald laufen, bald gehen.

An einem Abend kommt ein englischer Feldwebel herein, spricht fließend Deutsch. Ob er mich rein persönlich sprechen könne? Er sei einmal auf dem Parteitag in Nürnberg gewesen. Er fragt nach meiner Ansicht über den Krieg sowie das Ende. Ich schildere auch meine jahrelangen Be-

mühungen um eine deutsch-englische Verständigung und frage meinerseits: „Hat es sich für Sie gelohnt, Deutschland zwanzig Jahre lang jede Revision eines unmöglichen Vertrages zu verweigern, um jetzt die Sowjets an der Elbe, am Atlantik, auf dem Wege zum Persischen Golf zu sehen?“ Der Feldwebel meint, Hitler habe alles zu schnell gewollt, er hätte eben geduldiger sein müssen. Etwas, was ich nicht bestreite, ohne jene Reden zu kennen, die der Führer vertraulich gehalten haben soll und die im Prozeß vorgelegt worden sind. Trotzdem: drüben hat es an vorausschauender Weisheit gefehlt. Dann verabschiedet sich der Feldwebel sehr höflich.

Am fünften Tag werde ich, mit Handfesselung, in ein Auto gesetzt. Der Sergeant, mit zwei Mann schwerbewaffneter Begleitung, spricht irgendwas von Rendsburg und Flensburg, woraus ich entnehme, daß es nicht nach Rendsburg, sondern nach Flensburg gehen soll. Wieder geht es die achtzig Kilometer zurück. In Flensburg aber sucht der Sergeant den Bestimmungsort und findet ihn nicht. Wir fahren kreuz und quer durch die Stadt. Ich schaue hinaus, ob ich nicht Hedwig und Irene sehe. Nichts! Zufällig wird an der Wohnung des ehemaligen Kreisleiters gehalten, weil wieder mal gefragt werden muß. Ich sehe, wie die letzten Sachen aus dessen Wohnung auf Lastkraftwagen verladen werden: Beute von den Nazis. — Es stellt sich heraus, daß wir falsch gefahren sind, es war doch R e n d s b u r g, wohin wir sollten. Zurück! Der Sergeant sitzt sehr kleinlaut neben dem Fahrer. Es wird Abend, eine geplante Vernehmung findet nicht statt. — Nach etwa drei Tagen erneute Fesselung. An Rendsburg vorüber! Wohin? Durch Kiel, auf den Flugplatz, wo aber auch ein Ostseehafen ist. Nach längerer Zeit werde ich zu einem Flugzeug geführt, wo mich ein englischer Hauptmann empfängt. Die Fesseln werden abgenommen, und ich steige in ein zweimotoriges Flugzeug. Wir beide, außer dem Piloten, die einzigen Insassen. Es geht nach Südwesten, also Richtung Hamburg, ich nehme an, ins Quartier zu Montgomery. Der Hauptmann fragt mich auf Deutsch, ob ich glaube, daß meine Gedanken im „Mythus“ noch richtig seien. Er hätte das Buch gelesen und verstehe gut Deutsch.

Ich sage: „Gewiß ist manches zeitbedingt und überholt, die wesentlichen Grundgedanken halte ich aber auch jetzt für richtig.“

Ich schildere ihm dann wieder meine Verständigungsbemühungen: „Und das ist das Ende!“ Über Hamburg sind wir längst hinaus, angeblich weiß nur der Pilot, wohin es geht. Dann sehe ich Düsseldorf, hierauf Köln unter mir, oder das, was einmal so hieß. Wie von Riesentieren niedergetrampelt, liegt Köln in Trümmern um das Skelett des Domes. Die gesprengten Brücken im Wasser, eine Öde, die das furchtbare Schicksal

von Volk und Reich ganz bewußt macht. Ich glaube nunmehr, daß ich auf französischem Boden abgesetzt werde. Ich versuche, mich von einer dritten, ganz inneren Persönlichkeit aus zu sehen. „Nun, wollen sehen, wie du, Alfred Rosenberg, dein Lebensabenteuer beschließt.“ Aber es will nicht recht gelingen. Dann gehen wir nieder, werden von Amerikanern empfangen. In einem kleinen Lastkraftwagen fahren wir ab. Ich sehe deutsche Straßenschilder mit Richtung Trier. Also Luxemburg? Ja, wir fahren durch die Stadt, dann weiter, biegen ein und halten vor einem alleinstehenden großen Gebäude. Auf der Terrasse ein Offizier, General Reinecke. Das beruhigt etwas. Amerikaner nehmen mich in Empfang. Es ist das „Palace Hotel“ — gänzlich ausgeräumt — von Mondorf in Luxemburg. Hier finde ich Dönitz mit allen „Flensburgern“ wieder. Dann werden eingeliefert: Schwarz, Frick und andere. Zwischen drei Meter hohem Stacheldraht beginnt die Mondorfer Zeit — bis das Material seitens der Ankläger soweit gesichert ist, uns zum Staatsprozeß zu führen: nach Nürnberg...

*

Dieser Prozeß in Nürnberg ist ein weltgeschichtlicher Akt. Er wird von der Zukunft mit viel genauerer Kenntnis aller Vorgänge, die zum Kriege führten, überblickt werden können als heute. Noch wirken alle Leidenenschaften des Krieges. Im Vordergrund stehen Ereignisse in den Konzentrationslagern, wie sie nicht für möglich gehalten wurden. Doch für den, der mit bestem Willen, aber ohne die Entwicklung von 1918 an erlebt zu haben, urteilen soll, ist es nahezu unmöglich, Gefühle, Gedanken, Taten dieser Jahre zu unterscheiden und zu verstehen. Der Anklageschrift liegt der Gedanke zugrunde, daß alles, was geschehen ist, eine gewollte „Verschwörung“ darstelle, die sich gegen Frieden, Menschlichkeit und Weltordnung gerichtet habe.

Dabei erscheint es psychologisch und geschichtlich unmöglich, eine politische Weltanschauung und Idee dem Urteil eines Militärgerichtshofes zu unterwerfen, denn man wird fragen müssen, wie sie zu einer bestimmten Zeit unter bestimmten Umständen sich entwickelt hat, ohne sie in allem genetisch mit Taten zu verbinden, die unter unvorhergesehenen Bedingungen geschehen sind.

Ich kam in das Reich, um nicht wieder unter einer mir fremden Staatshoheit leben zu müssen. Ich wußte um die äußere und innere Not des deutschen Volkes und glaubte auch jene Kräfte zu sehen, die an seinem Verderben weiterwirkten, traf in München Menschen, die ebenso empfan-

den, Arbeiter, die auch eine andere soziale Gerechtigkeit suchten als der Marxismus. Und ich lernte Hitler kennen, der als Soldat viereinhalb Jahre wortlos seine Pflicht getan hatte und nun für die neuen Gedanken der Verbindung von nationaler Freiheit und sozialer Gerechtigkeit zu wirken begann. Sein Einsatz und seine Menschlichkeit haben mir in all den Jahren Verehrung abgenötigt. Die Hingebung vieler Geworbener in allen Gauen hat auch mir die Kraft und den Willen gegeben, dieser Idee zu dienen, um an die Stelle des haßerfüllten, volkszerreißenden Marxismus und seiner Anführer eine echte Volksgemeinschaft treten zu lassen und diese gegen alle Gegner zu verteidigen.

Daß im Verlauf dieses Ringens scharfe Worte tagesbedingter Art gesprochen und geschrieben wurden, ist sicher. Aber ich erlebte auch Ausbrüche des Hasses jenseits der Grenzen, Forderungen auf weitere Demütigung Deutschlands, die Räterepublik mit Geiselmord in München, den Ruhreinbruch 1923, die Verfolgung der deutschen Minderheiten in den abgetrennten Gebieten im Osten, die vergeblichen Proteste der Opfer, die spätere große Arbeitslosigkeit usw.

Daß eine größer werdende Bewegung Unzulänglichkeiten aufwies, wie jeder einzelne von uns auch, mußte in Kauf genommen werden. Als 1933 die Machtübernahme kam, freute ich mich über die allen als würdig erscheinende Form dieses doch als eine Revolution empfundenen Aktes. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man erklärt, daß der größte Teil der Nation diesen Umschwung als endliche Lösung hinnahm — und der Führer erreichte persönlich durch seine Maßnahmen zur Überwindung der sieben Millionen Arbeitslosen, Fürsorge für das Bauerntum und die Kulturpflege eine menschliche Autorität wie selten eine andere Persönlichkeit. Wenn ich ihn sprechen konnte, war seine Freude über diese Fortschritte echt, wie früher, als er um jeden werben mußte. Ich faßte auch seine Gedanken einer wahren Befriedung mit England als einen festen Grundsatz auf und wirkte rein persönlich, wo ich konnte, in jenem Lande.

Ich sah auch, daß — abgesehen von lokalen Maßnahmen — der Führer keine Vergeltung an Gegnern übte, daß auch führende Juden in größter Zahl ruhig das Land verlassen konnten. Wir alle sahen darin ein echtes Zeugnis unseres wahren Wollens. Ich setzte frühere härtere Forderungen der Kampfzeit nur zu gerne zurück. Daß ich die Wiederherstellung der deutschen Wehrhoheit freudig begrüßte und den Anschluß Deutschösterreichs — 1918 schon durch Parlamentsbeschluß dort einstimmig beschlossen — mit Freuden feierte, das ist eine Tatsache, der ich mich nicht zu schämen habe. Sie gerade führten Hitler neues Vertrauen zu.

Was sich außenpolitisch intern abspielte, ist mir weder damals noch heute mitgeteilt worden. Ich kenne die Protokolle der Besprechungen nicht, aber als in M ü n c h e n 1938 die Vertreter der vier Mächte eine friedliche Regelung trafen, sah ich darin das Versprechen für eine Zukunft, entsprach doch das gerade dem, was ich 1932 auf dem Europäischen Kongreß der Königlichen Akademie in Rom zur Rettung der europäischen Kultur vorgeschlagen hatte.

*

Da ich auf die geistige Erziehung der Partei verwiesen worden war, hatte ich keine Möglichkeit, die folgenden Schritte zu beobachten. Ich erhielt jedoch den Eindruck, daß man in England zu einer großzügigen dauerhaften Lösung nicht die Hand reichen wollte. Mit dem Ausbruch des Krieges stellte ich meine Kräfte der Stärkung des Widerstandswillens zur Verfügung.

Ich wollte mich bemühen, die Wahrheit zu erforschen, inwieweit jüdische und andere Gruppen an der Verhinderung einer Versöhnung gewirkt hatten. Ich gab deshalb einer Anregung nach und schlug dem Führer eine Beschlagnahme der Bestände dieser Vereinigungen vor, zusammen mit dem Schutz des dabei sichergestellten Kunstbesitzes in den besetzten Gebieten. Ich erhielt den Staatsauftrag, dies durchzuführen.

Im Laufe der Jahre entstand eine wachsende Entfremdung zwischen dem Führer und mir. Er zog als vertraute Berater Männer heran, deren Tätigkeit mir in steigendem Maße Besorgnis einflößte, wenn ich auch nie geglaubt hatte, daß sie derartige Folgen haben würde. Die Übersteigerung der Macht der Polizei schuf allmählich einen Staat im Staate, und wenn bei der sich allgemein dagegen bildenden Opposition in Friedenszeiten eine Änderung möglich gewesen wäre, so verstärkte sich diese Macht, durch neue Sonderaufträge unterbaut, im Verlaufe des Krieges immer mehr.

Ein einmaliger Hinweis beim Führer, den ich von Ende 1941 an nie mehr allein sprechen konnte, ergab die Antwort: Himmler habe seine Aufträge bisher immer gut erfüllt. Die Umquartierung der Juden aus den Städten in Lager und Sonderviertel nahm ich als staatsschützende Aufgabe, die harten Worte des Führers als Drohung. Eine w ö r t l i c h e Auslegung des Ausdrucks „V e r n i c h t u n g“ oder „Ausrottung“ habe ich nicht für menschenmöglich gehalten.

Die mir mitgeteilten Erschießungen im Osten verstand ich als anfängliche, bei Unterdrückung kommunistischer Widerstände notwendige Maß-

nahme bzw. auch als örtliche Übergriffe, ohne einen wirklich gewollten Befehl des Führers anzunehmen. Meldungen des Moskauer Senders legte ich als Propaganda beiseite.

Neben Himmler stieg der schon früher von Bormann ausgeübte Einfluß, der in zahlreichen kleinlichen Briefen zum Ausdruck kam und fast immer den allerradikalsten Ton anschlug. Besonders in der Ostpolitik wurde der Führer — gewiß auch durch die furchtbaren Erlebnisse unserer wiedergefundenen, entsetzlich verstümmelten Verwundeten bedingt — von Bormann aufgestachelt.

Auch wenn es meine Pflicht war, politisch dahin zu wirken, daß Deutschland nicht alle fünfundzwanzig Jahre gegen eine zentrale Militärdiktatur im Osten zu kämpfen hatte, so waren meine Vorschläge doch von Achtung auch gegenüber den Völkern des Ostens getragen und dienten im Grunde einer europäischen Neuordnung.

Von Bormann und Himmler wurden jedoch die leitenden Beamten im Osten anders beeinflußt, und der Führer hinderte dies leider nicht, wobei er jedoch praktische Einzelaufbaumaßnahmen stets unterstützte.

Gegen jene Haltung habe ich jahrelang protestiert, Vorschläge eingereicht — es war umsonst. Ich glaube nicht, daß noch stärkere Proteste mehr erreicht hätten. Zuletzt bin ich nicht mehr empfangen worden.

In der Judenfrage muß ich mir nur den Vorwurf machen, nicht ebenfalls in dieser Weise protestiert zu haben. Ich hatte das Verhalten der Judenschaft bis 1933, dann in der Emigration, in Erinnerung. Eine Trennung erschien mir als der für beide Teile richtige historische Prozeß. Ich habe allerdings einmal, wohl unter dem Einfluß bestimmter Meldungen, beim Führer angeregt, bei Ermordung deutscher Soldaten als Vergeltung doch nicht hundert Franzosen, sondern hundert Juden zu erschießen. Das war ein aus dem Augenblicksgefühl geborenes Unrecht, weil die Voraussetzung eines solchen Vorschlages — eine aktive Mitbeteiligung der betreffenden Juden — fehlte.

Ich erhielt auch keine Antwort, mein Brief blieb ohne Folge. Angesichts der nicht geahnten Bilder aus den Konzentrationslagern, deren Wirklichkeit ich bei aller Einschätzung der Härten nicht für möglich gehalten habe, muß ich mir doch den Vorwurf machen, nicht schon gegen die ersten Maßnahmen Protest erhoben zu haben. Sie stehen jedoch mit der von mir verteidigten Idee und Staatsanschauung nicht in genetischem Zusammenhang, sondern mit den M ä n n e r n, die den Führer in den letzten Jahren fast ausschließlich umgaben. Ein verbrecherischer Zusammenhang besteht ebensowenig wie der Jakobinische Terror von 1793 die notwendige

Folge der ersten Parolen der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ der Französischen Revolution von 1789 sein mußte.

Ich habe einer als groß empfundenen Idee gedient, s i e ist es gewesen, die die Besten von uns zu immer neuer Arbeit ermutigt hat. Ich konnte auch eine Bewegung, bei aller Erkenntnis gewisser Menschen, mitten im Kampf nicht verlassen, sondern mußte dem Reiche dienen wo und so gut ich es vermochte. Darüber wird einst die Geschichte urteilen, wenn sie die Zustände und Mächte von 1918 bis 1933 und dann von 1933 bis 1945 prüft.

XII. ADOLF HITLER

Der Name Nationalsozialismus stammt aus dem Sudetenland, die politische I d e e als Neugeburt des Volkstums in einer die Schäden der Demokratie überwindenden Lebens- und Staatsform hat Adolf Hitler geprägt, gestaltet, erkämpft, zur Höhe des Reiches geführt. Nie war die deutsche Seele einiger mit sich selbst als im Jahre 1933. Nie erschien der großdeutsche Traum der Wirklichkeit näher als 1938. Nie noch fiel das Reich in größere Trümmer zusammen als 1945. Das alles wird von e i n e m Namen umfaßt, von d i e s e m Namen aber auch vor dem Gericht der deutschen Nation zu verantworten sein.

J e d e s Urteil über diese dramatisch große und heute so furchtbare Epoche ist verfrüht. Die Geschichte hat mit dem 8. Mai 1945 nicht aufgehört, die Probleme, die u n s e r e n Kampf bestimmten, stehen heute in noch viel größerem Umfange vor der Welt. In der Zeit, da Adolf Hitler tot, sein Werk umtobt von einem Welthaß, in entsetzliche Dinge verstrickt vor uns steht und die Idee gestorben scheint, da stehen sich wieder z w e i W e l t e n gegenüber: ungelöst die Gegnerschaften, die Dimensionen über den europäischen Kontinent hinaus auf den ganzen Erdball ausgedehnt.

Was Hitler tat, was er befahl, womit er ehrenhafte Männer belastete, womit er den deutschen Namen, das Ideal der von ihm einst selbst geschaffenen Bewegung gefährdete, das alles ist so ungeheuer im Format, daß gewöhnliche Prädikate zur Kennzeichnung dieses Prozesses versagen. Auch mir steht es nicht zu, mir ein g e s c h i c h t l i c h e s Urteil anmaßen zu wollen. Ich will nur einiges niederlegen, was ich in den vielen Jahren

über ihn dachte und einige Einzelheiten erwähnen, die mir als charakteristisch in Erinnerung geblieben sind.

Seit 1920 besuchte ich die meisten Versammlungen Adolf Hitlers. Ich erlebte von den ersten Tagen seines Auftretens an eine feste geistige Grundlage, aber zugleich ein ständiges Reiferwerden bei der Behandlung der zahlreichen Probleme, zu denen er München in den großen Zirkusbau auf dem Marsfeld rief oder zu den „Sprechabenden“. Jeder Aufmerksame konnte feststellen, daß Hitler fortlaufend die politische Literatur der Zeit verfolgte, alles, was mit Versailles zusammenhing, dem Ausbruch des Weltkrieges, mit den Fragen der Rüstung aller Staaten. Merkwürdigerweise beschäftigte er sich nie eingehender mit einzelnen marxistischen Theorien, wohl aber kam er immer wieder auf die wenigen entscheidenden Kerngedanken, deren verhängnisvolle Auswirkung er an Hand politischer Ereignisse schilderte. Im Kampf gegen diese Welt hat er sich aller Mittel der Leidenschaft, der Propaganda, der Ironie bedient, ließ sich aber in der Werbung um die Arbeiterschaft nicht auf Abwege leiten. Als Sozialdemokratie und Kommunismus nach neuen Problemen Ausschau hielten, verfielen sie auf den Vorschlag der „Fürstenenteignung“. Zwar hatten die Länder meist schon ein Abkommen mit den abgedankten Fürstenhäusern getroffen, aber in der innen- und außenpolitischen Bedrängtheit suchte der Marxismus nach neuen Lösungen, um seine „soziale Gesinnung“ zu offenbaren. Entgegen nun solchen Leuten wie Hermann Esser ließ sich Hitler nicht einen Augenblick zu dieser Demagogie verleiten. Er erklärte, wenn man Privateigentum als eine Grundlage des kulturell-volklichen Lebens anerkenne, dann dürfe man aus G r u n d s a t z nicht nachgeben, gleich wie im einzelnen oder als Gesamtheit die Landesfürsten auch gewesen sein mögen. Die NSDAP verfocht dann mit aller Energie diesen Standpunkt, natürlich auch mit dem Hinweis, daß der Marxismus merkwürdigerweise die Millionen der „Kriegsgewinnler“ und „Börsenbanditen“ unangefochten lassen wolle. Der Volksentscheid fiel gegen die marxistische Parole aus.

Als Hitler dann später gegen Hindenburg für den Posten eines Reichspräsidenten kandidierte, ordnete er eindringlich an, die P e r s ö n l i c h k e i t Hindenburgs nicht anzugreifen. Mit seiner Gestalt sei so vieles an großer deutscher Geschichte verbunden, führte Hitler aus, daß wir diese Vorstellung nicht zerstören dürften. Die Wahlpropaganda dürfe nur mit der Erklärung geführt werden, daß die Zeit einen Mann der j ü n g e r e n Generation fordere, der mitten im Kampf stehe und seine Anhängerschaft sich durch p o l i t i s c h e Arbeit erworben habe. Auch in

diesem Fall, der ihn persönlich betraf, hielt Hitler einen Grundsatz fest gegenüber allen taktischen Verlockungen.

Diese auch in vielen anderen Fällen bewahrte Haltung war es, die mir immer neue Achtung vor Hitler einflößte, wenn ich andere Erscheinungen innerlich ablehnte oder doch als fremd empfand, vor allem, da sich das gleiche auf außenpolitischem Gebiet wiederholte.

Hitler war durchaus der nüchternen Erkenntnis, daß ein verlorener Weltkrieg seine harten Konsequenzen haben müsse. Die Forderung nach den „alten Grenzen von 1914“ lehnte er entschieden ab, weil in einer veränderten Welt auch die nationalen Wünsche neue Wege gehen mußten. Gegenüber der Ablehnung aller Revisionen durch die Gegner erklärte er, deutsche Forderungen könne nur eine Regierung in starker Einheit erheben, dem Novemberstaat aber sei es unmöglich, eine solche darzustellen. Im Grundsatz sei aber dann von der nüchternen Frage auszugehen, wer aus eigenem Interesse eine Vernichtung der europäischen Mitte nicht wünschen könne. Seine Antwort: Italien und England. Wenn das aber richtig sei, folgerte er, dann müßten wir auf Dinge verzichten, die in diesen Ländern dem Willen zu einer Verständigung oder zu einem festen Zusammengehen mit Deutschland entgegenstünden. Das bedeutete also nach der einen Seite Verzicht auf Südtirol, auf der andern Zurücktreten von der Kolonialpropaganda, die Absage an die Kolonialpolitik, die Betonung, eine Rückgabe von Kolonien nur in freundschaftlicher Abmachung mit England erstreben zu wollen. Hitler hatte auch den Mut, diese Einsichten, diesmal nach der bürgerlich-nationalen Richtung hin, offen auszusprechen. Er schrieb sogar seine erste Broschüre über das Südtiroler Problem als Verteidigung gegenüber dem Vorwurf des Verrats. Verraten hatten Südtirol — und nicht nur dieses Land — jene, welche die Novemberrevolte inszeniert und die Diktate von Versailles und St. Germain unterzeichnet hätten. Bei aller Liebe zu den Tirolern seien ihre Interessen denen der siebzig Millionen anderen Deutschen unterzuordnen: im übrigen seien seine Gegner ja gar nicht von der Liebe zu den Südtirolern, sondern nur vom Haß gegen das faschistische Italien durchdrungen.

Hitler ist also bei all seiner Leidenschaft durchaus nicht den Weg der geringsten Widerstände gegangen, sondern hat nach allen Seiten hin schwere Belastungen seines Wirkens zur Einhaltung richtig angesehener Grundsätze auf sich genommen. Auf der andern Seite aber trat ihm sein zweites Ich nur zu bemerkbar entgegen. Es durchkreuzte oft das beste Wollen und die richtigsten Erkenntnisse, wenn Dinge des rein Persönlichen, des unmittelbaren Gefühls hereinspielten.

★

Als ich 1923 mit meiner späteren Frau über Hitler sprach und seine männliche Kraft betonte, fügte ich etwas hinzu, woran sie mich später noch oft erinnert hat: das einzige was mich stutzig mache, sei seine fliehende Stirn, die Hitler etwas Unstetes gebe. Neben der harten sicheren Erkenntnis und einer wahrhaft großen Beharrlichkeit trat dann bei Hitler das Plötzliche, vulkanisch Ausbrechende, Unstete so oft hervor, daß ich dieses Stören seines Aufbaus durch ihn selbst in der Geschichte unseres Kampfes oft beobachten mußte. Da Hitler die damit zusammenhängenden Krisen aber auch immer wieder mit verdoppelter Energie meisterte, so zweifelte ich schließlich an meiner Ansicht und mußte mir sagen, daß er der Weisere sei und vorhandene Kräfte eben sich auswirken lasse. Heute glaube ich allerdings, daß diese Seite seines weitgespannten Charakters die Herrschaft der Goebbels, Himmler und Bormann überhaupt möglich gemacht hat mit allen Konsequenzen, die sich daraus ergeben haben.

Ich bin meinem Temperament nach Anhänger der vorbeugenden Methoden gewesen, aber ich mußte gerechterweise zugeben, daß gewichtige Gründe dafür sprachen, zum mindesten bis zur Machtübernahme, auch gänzlich Unliebsame in der Partei zu binden, anstatt sich durch ihren Ausschluß eine neue, und zwar „nationalsozialistische“ Opposition zu schaffen. Das Beispiel des Otto Strasser war warnend genug und bestimmte den menschlichen Taktiker Adolf Hitler in steigendem Maße. War es anfänglich die verständliche Vorsicht, war es die Einsicht, daß man vorhandene auch unglücklich wirkende Kräfte auf die Dauer doch nicht ganz stilllegen konnte, so hat in späteren Jahren bei Hitler sicher der Wille mitgespielt, gegnerische Gruppen ruhig bestehen zu lassen, um stets Schiedsrichter und bestimmender Führer zu bleiben.

Ich selbst glaubte, das einmal schon früher erlebt zu haben: 1924. Ich sagte schon, daß ausgerechnet ich nach dem Fehlschlag vom November 1923 die Zerstreuten wieder zu sammeln beauftragt war. Obwohl Hitler meinen Maßnahmen später zustimmte, empfang er die größten Schreier wie Esser und Streicher, welche über den „Verrat am Hitlergeist“ schwatzten und für eine nüchterne Abschätzung der Lage dank ihrer pathologischen Veranlagung nicht zu gewinnen waren. Ich schrieb deshalb im Juni 1924 Hitler nach Landsberg, ich könne das aus Ehrgefühl nicht hinnehmen und bäte, den Auftrag niederlegen zu dürfen. Ich hatte damals das sehr bestimmte, meinem damaligen Mitarbeiter Karl Friedrich Weiss auch mitgeteilte Gefühl, daß Hitler den völkischen Zwist gar nicht ungern sah. Er fühlte sich als der eigentliche Führer des gesamt-

völkischen Erwachens und dachte sich seine spätere Wirksamkeit wohl leichter, wenn er nicht auf eine neue festgegründete Führung, sondern auf gespaltene Gruppen stoßen würde. Im ersten Fall hätte er vielleicht selbst einen Kampf um seine alte Geltung führen müssen, im zweiten erschien er als einigender Retter der verzankten Scharen. Diese meine Gefühle schienen mir gleichzeitig blasphemisch, aber im tiefsten Unterbewußtsein doch als richtig. Jedenfalls aber wollte ich nicht weiter das Objekt dieses Spiels sein und trat deshalb zurück. Ich blieb auch aus diesem Grunde der theatralischen Versöhnungsfeier des 24. Februar 1925 fern.

★

Zu diesen Äußerungen des Hitlerschen Charakters auf politischem Gebiet kam dann noch die künstlerische Seite, in der mit das Entscheidende für eine Erkenntnis seiner Persönlichkeit liegt. Als er mich 1925 bat, die Leitung des „VB“ zu übernehmen, sprach er auch über die politischen Bemühungen Ludendorffs in dem vergangenen Jahr. Er sagte, Ludendorff müsse als Politiker versagen, da er unmusikalisch sei. Er dagegen als musikalisch empfindender Mann verstehe die Menschen tiefer und werde sie auch politisch führen können. Diese Worte habe ich nie vergessen, ich habe oft an sie gedacht und wurde 1945 noch einmal in furchtbaren Stunden an sie erinnert.

Hitler wollte also ausdrücken, daß nur der „musikalische Mensch“ die Schwingungen einer Volksseele ganz mitzuempfinden vermöge, deshalb allein die richtigen Worte zu einer Beeinflussung fände und — so schloß er wohl, und dieser Schluß war verhängnisvoll — allein die richtigen Taten zur politischen Führung vollbringen könne. Der politisch nüchternen und oft so wahrhaft klug abwägenden Vernunft stand die plötzlich hervorbrechende Leidenschaftlichkeit entgegen, der tiefen Erfassung erster Architektur der „musikalische“, unberechenbare, gefühlvolle Augenblick. Im politischen Leben die betonte Disziplin — und der Bohemien, ohne Bindung an Familie, Hof, Konvention oder wie man die stilbildende Formung durch Sitte und Tradition auch nennen mag.

Das alles hat, so glaube ich, nichts mit kleinlicher Kritik, nichts mit Moralisieren zu tun, sondern ist nur ein Versuch, Äußerungen einer Persönlichkeit zu schildern, deren Erfolg nicht nur aus ihren Stärken stammte, sondern auch aus einer Wurzel, welche viele negative Kräfte an die Oberfläche des Lebens brachte.

Das entscheidende Mittel der Beeinflussung des Menschen wurde für Hitler die Rede. Er erzählt in seinem „Mein Kampf“, welche Erleichterung er gefühlt hätte, als er feststellte, daß er frei vor einer Menge sprechen könnte. Rein sachlich gesehen, besteht auch kein Zweifel darüber, daß das gesprochene Wort die Menschen tiefer zu bewegen, jedenfalls leichter auch zu Handlungen zu führen vermag, als das geschriebene. Zweifellos ist die doch manches Hypnotisierende mit sich tragende Rede aber nicht von so anhaltender Wirkung wie ein in jeder Stimmung zu prüfendes Buch; darum durften die Versammlungen auch nie aufhören. Deshalb ist aber auch diese Methode der Willensbildung von Hitler in wahrhaft genialer Weise ausgestaltet worden, zusammen mit allen Mitteln, welche die Phantasie und Einbildungskraft der Menschen zu beeinflussen geeignet waren.

Hierher gehörte vor allem die neue Fahne. Jeder Gedanke, jedes Erlebnis, jedes Opfer, jeder Erfolg rankte sich um dieses Symbol. Es war anwesend bei den ersten großen Versammlungen, es lag im Blut der Toten an der Feldherrnhalle, es senkte sich am Grabe unserer ermordeten Kameraden, führte später an der Spitze marschierender Kolonnen, bis unsere Fahne — ein immer wieder ausgesprochenes Fernziel — am 30. Januar 1933 im Triumph durch das Brandenburger Tor getragen wurde. In dieser Fahne kehrten die alten Reichsfarben Schwarz-Weiß-Rot wieder, verbunden mit einem altgermanischen, ja allgemein-arischen Zeichen. Ich war mit Hitler bei dem Hersteller der ersten Standarten, die er selbst entworfen hatte. In geradezu jugenhafter Weise freute er sich über diese Arbeit.

Und zum ersten Male erlebten wir eine Fahnenübergabe auf dem sonst noch sehr bescheidenen Münchner Parteitag Ende Januar 1923. Mitten im Winter Aufmarsch auf dem Marsfeld. Erste Begrüßungsrede durch Oberst von X y l a n d e r im Namen verwandter Verbände. Dann sprach Hitler. Den Vorbeimarsch nahm er ab, fuhr dann in die Stadt hinein, um noch zweimal an einer Straßenecke sich den Marsch durch München anzusehen. So wirkte seine Schöpfung stärkend auf ihn selbst zurück.

Nach 1924 kam die Uniform der sich herausbildenden Gliederungen hinzu, bis sich ein farbenreiches Ritual auf den Parteitagen in Nürnberg entwickelte, das, jährlich in gleicher Weise verlaufend, gerade in dieser Wiederholung innere einprägsame Überlieferung zu werden begann. In dieser Art ist immer volkliches Brauchtum entstanden. Mit diesen Aufmärschen gingen nebenher die anderen Formen, die Kulturtagungen, der Kongreß, die Sondertagungen.

In diesen Jahren sind viele zu Rednern geworden, die wohl kaum früher daran gedacht hatten, und oft zu recht guten Rednern. Eine einstmalige Scheu, eine doch verkrampfte Konvention sind tausendfach durchbrochen worden, die so äußerliche Wohlerzogenheit machte in Versammlungen der Freude und Zustimmung Platz und setzte Natürlichkeit an die Stelle formaler Bindung.

Aber, so ist es mir immer erschienen, bedenklich war Hitlers Auffassung, nur die großen Redner und nicht die großen Schreiber hätten Geschichte gemacht. Das eine ist ebenso unrichtig wie das andere. Große Männer haben unter verschiedenen Umständen die Geschichte der Nationen beeinflusst, einmal als Staatsmänner und Feldherren, dann als revolutionäre Soldaten (Cromwell, Napoleon), dann als redegewaltige Tribunen. Die Schrift war für Hutten das Mittel seines Wirkens. Luthers Thesen und seine Schriften waren es, welche die größte Revolution des deutschen Volkes einleiteten und fortführten. Das heißt also, die Mittel der großen Wirkung sind verschieden gewesen, die Gegenüberstellung Redner—Schreiber ist deshalb im Wesen falsch, jedoch subjektiv verständlich, da unter den Umständen nach 1918 die Rede vor dem Volk die allein gangbare Methode war, da sich alle Putsche als unzweckmäßig, ja als unsinnig erwiesen. Schließlich ist mir noch oft eine — ebenso einseitige — Anschauung Schopenhauers im Gedächtnis geblieben: Taten vergehen, Werke bleiben bestehen. Die Kämpfe der Griechen in Kleinasien wären nur zu kleinen Liedern über viele Scharmützel verdichtet worden, erst Homer hat sie zu einem ewigen — europäischen — Gleichnis erhoben und der Welt unvergängliche Gestalten geschenkt, deren Form der Darstellung mehr Menschen innerlich bereichert hat, als viele Reden noch so großer Tribunen.

Doch das führt schon in das Gebiet der großen Kunst — diese ist aber am Ende doch geschrieben niedergelegt, und Taten der Politik und des Krieges werden bildende Kraft durch die Gestaltung des Dichters oder Historikers — von Homer, Herodot, Pultarch bis Goethe und Ranke.

Aber Hitlers Ansicht war nach Lage der Dinge verständlich, seine Behauptung auch ein Mittel, das Bewußtsein der Notwendigkeit der Redner zu stärken.

So haben diese Redner denn einen entscheidenden Beitrag für die Kraftentfaltung der jungen Bewegung geliefert, wobei jedoch ein schlechter Redner, wie Mutschmann, einen der bestorganisierten Gae leitete, und ein so ausgezeichnete Redner, wie Goebbels, einen schlecht funktionierenden Gau führte.

★

Ich betone diese ganze Frage, weil sie auch auf das sogenannte „musische Gebiet“ hinüberführt. Denn notwendigerweise waren das Rednerische, der Fahnenmarsch, die Begrüßungsformen etwas Theatralisches, ohne daß dieser Begriff zunächst eine anrühliche Bedeutung zu haben brauchte. Aber die Gefahr einer das Auge blendenden und die Phantasie gegenüber der abwägenden Vernunft besonders fördernden Entwicklung war zweifellos gegeben. Sie war besonders dann vorhanden, wenn sich der Führer selbst nicht nur in Stunden eines verständlichen Überschwangs dem Gepränge eines großen Volksaufbruches hingab, sondern auch in Stunden, die einer notwendig nüchtern abwägenden Selbstbeherrschung hätten gehören müssen.

Gerechterweise ist es zu verstehen, wenn alle Mächte des Gemüts, des Glaubens, des Willens gepflegt wurden, denn es gehörte ein dauernder innerer Antrieb dazu, ohne Namen, ohne Geld, aus dem Nichts im Frontalkampf gegen alle Parteien eine Volksbewegung hervorrufen und gestalten zu wollen, die einst ganz Deutschland sein sollte. Nur einer, der großen Erscheinungen im Völkerschicksal verständnislos gegenübersteht, vermag diese Mächte zu leugnen oder gar als unwichtig abzutun. Eine Natur wie Moltke aber wäre nach 1918 nicht in das gärende Volk getreten, um in unermüdlicher Arbeit — kreuz und quer durch das Reich ziehend, seine Gedanken in beschwörender Rede sammelnd — die Seele der Nation zu gewinnen.

Wir alle mußten uns von den gewohnten Vorstellungen des früheren geistigen und politischen Ringens freimachen. Ich selbst nehme mich hierin in keiner Weise aus. Auf Versailles, auf den Ruhreinbruch, auf die Deutschenverfolgung in Polen wurde ebenso leidenschaftlich in Wort und Schrift erwidert, wie innenpolitisch ein System bekämpft, dessen Führer den Nationalismus als größte Häresie bezeichneten oder auf Parteitagen erklärten, kein Vaterland zu kennen, das Deutschland hieße. Die durchaus richtige Einsicht in die Dinge, verbunden mit dem Rausch des Glaubens, sind das Geheimnis des Erfolges gewesen. Dazu brauchte ein neues Schicksal keinen Moltke, sondern eine Gestalt wie Hitler, wenigstens bis zum 30. Januar 1933. Mit diesem Tage hört der Tribun auf. Die Erprobung des Staatsmanns beginnt.

Hitler hat mit unerbittlicher Zähigkeit die Rolle eines Vizekanzlers abgelehnt. Er hatte schon lange sich im demokratischen Spiel der Kräfte das Recht auf die Führung der Regierung erkämpft. Daß ihm diese von der „Präsidential“vertretung abgeschlagen, ja, daß mit intriganten Spaltungsversuchen sein Werk trotz der erkannten kommunistischen Gefahr zer-

schlagen werden sollte, hatte seine Achtung vor dem bürgerlichen Nationalismus nicht erhöht. Auch hier blieb er trotz aller Krisen hart und setzte schließlich durch, was er, und mit ihm Millionen, für notwendig hielten.

Adolf Hitler kämpfte dabei im Innern mit sich selbst einen schweren Kampf. Nachdem er kurze Zeit Kanzler gewesen war, sagte er mir mit fühlbarem Stolz: „Die ganze Woche über habe ich alle Akten aufgearbeitet, stets ist mein Tisch am Abend leer gewesen.“ Ich mußte im stillen lachen, denn alles, nur nicht das, paßte zu seinem Stil. Er gab denn auch diesen Anlauf zur bürokratischen Systematik bald auf. Einerseits lebten sich Lammers, Meißner usw. in kurzer Zeit in seine Wünsche ein, zum andern warf er sich dann abwechselnd mit ganzer Energie auf ein Problem. War er damit beschäftigt, dann hörte er auf keine Bitten noch Lamentationen anderer Stellen, bis er glaubte, sich die notwendigen Einsichten erarbeitet zu haben. In der Münchner Kampfzeit bestellte er sich z. B. alle nur erreichbare Literatur über das Flottenwesen aller Staaten. Diese studierte er dann wochenlang bis vier Uhr morgens. Das war die Grundlage, die ihm ein späteres Urteil derart ermöglichte, daß unsere Admirale, die mit großer Skepsis zum Vortrag kamen, kopfschüttelnd über die intensive Sachkenntnis das Zimmer des neuen Kanzlers verließen. Noch jetzt im Prozeß hat Raeder ausdrücklich zugegeben, er habe sich oft als Belehrtter und nicht als Belehrender gefühlt. Das gleiche erklärte Dönitz.

Oder Hitler bestellte sich fünfzig oder hundert Jahrgänge alter deutscher Zeitschriften, um die Form der Theater- und Musikkritiken zu verfolgen. Er war empört über die Bösartigkeit der neuzeitlichen Journalistik, die Künstlern gegenüber, die ihr Bestes gaben, nur mit ätzendem Witz oder anmaßendem Besserwissen gegenüberstanden. Er hat oft darüber gesprochen, wie sauber, anständig und verständnisvoll im großen ganzen doch die Besprechungen vor 1850 gewesen seien, wie man sich bemüht hatte, zu verstehen, zu helfen, nicht herunterzureißen und zu bewitzeln. Aus diesem Studium Hitlers stammt die spätere Forderung, den Begriff des „Kritikers“ möglichst abzuschaffen, nicht immer abfällig zu werden, sondern zunächst immer mit dem Willen des Verstehenwollens an die Darbietung der darstellenden Kunst und der Musik heranzutreten.

Auf dieser Kraft der Konzentration beruhte Hitlers Wirkung, ihr Nebenstück war die Vernachlässigung einer großen Anzahl anderer Probleme.

★

Ich kann sagen, daß im Grundsätzlichen die Übereinstimmung unserer Ansichten oft verblüffend war. Als ich einmal für den „VB“ einen Aufsatz über die Alkoholfrage geschrieben hatte und gerade den Bürstenabzug las, kam Hitler zu mir in die Redaktion. Er habe da einen Artikel über das Alkoholproblem, ich solle ihn demnächst veröffentlichen. Ich zeigte ihm lachend den meinigen. Dann lasen wir jeder des andern Arbeit und fanden, daß wir von verschiedenen Enden zu gleichen Ergebnissen gelangten. Als ich sagte, ich würde meinen Aufsatz natürlich ablegen, antwortete Hitler: „Auf keinen Fall! Es ist sehr gut, wenn beide erscheinen.“ So brachte denn der „VB“ in der gleichen Nummer die beiden Artikel.

Hitler pflegte die wichtigsten Reden auf dem Parteikongreß sich vorher vorlegen zu lassen. Als ich ihm eine von mir einmal persönlich gab, las er sie gleich durch und sagte mir dann: „Sie stimmt derart mit meiner Rede zusammen, als ob wir uns vorher genau abgesprochen hätten.“

Ich darf sein sich zu mir herausbildendes Verhältnis wohl so ausdrücken: er schätze mich sehr, aber er liebte mich nicht. — Das war an sich nicht zu verwundern, denn einer vom Finnischen Meerbusen brachte ein ganz anderes Temperament mit als einer aus Linz an der Donau. Zu verwundern war, im Gegenteil, die miraculös gleiche Beurteilung so vieler Probleme im Grundsätzlichen. Ich habe eben ungewollt auf viele Süddeutsche abkühlend gewirkt, und hinter mancher Harmlosigkeit haben sie nur Ironie empfunden. Hitler fühlte sich menschlich wohler in der Umgebung von Esser, Amann, Goebbels, Hoffmann usw. und hatte das unangenehme Gefühl, daß ich doch überwiegend beobachtend dabei war. Das war später sicher der Fall, als ich kleinliche Methoden um ihn herum erkannte, diese Versuche, Bemerkungen seiner Laune anzupassen, ja Goebbels operierte sogar manchmal mit einem scheinbaren Widerspruch, um dann um so mehr seine überzeugte Zustimmung erklären zu können. Ich nahm selbstverständlich vieles Revolutionsbedingte als unvermeidlich hin, brachte aber bei meinen Besprechungen mit Hitler auch meine Bedenken, Kritiken und auch Beschwerden an. Ich sah — noch immer nicht einen werkwürdigen Wesenszug beachtend — doch gerade in ihm die Instanz, welche diese Dinge hören mußte.

Als 1932 die Angriffe auf Röhm so eindeutig und begründet waren und Hitler selbst seinen Ekel vor dessen wohl nicht mehr zu leugnenden Veranlagung aussprach, benutzte ich die Vorlage meiner für den „Europa-Kongreß“ in Rom aufgesetzten Rede dazu, Hitler zu erklären, daß solch ein Mann unmöglich an der Spitze der SA stehen könne. Hitler erinnerte an Röhm's frühere Verdienste und fragte mich, ob ich denn jemanden

kenne, der in der gegebenen Lage die Führung der SA übernehmen könnte. Wenn es nun auch aus genannten Gründen vielleicht noch zu verstehen war, daß Hitler vor der Erringung der exekutiven Staatsmacht niemanden in die Opposition zwingen wollte, so blieb es mir unverständlich, daß er n a c h der Machtübernahme Röhm nicht nur in seiner jetzt ungeheuer gestärkten Stellung beließ, sondern sogar Hindenburg veranlaßte, ihn zum Reichsminister zu ernennen, und eine Verordnung herausgab, wonach der Stabschef der SA automatisch auch Reichsminister sei (wie der Stellvertreter des Führers, Heß). Damit dämpfte Hitler jegliche Opposition gegen Röhm in der Partei — nur Röver ließ Röhm wissen, falls er den Boden Oldenburgs betrete, werde er ihn durch die Polizei verhaften lassen —, ließ ihn in herausfordernder Weise die Revolutionsgröße spielen, samt den Trabanten gleicher Veranlagung, die sich stets zu versammeln pflegen.

Hitler räumte später nicht diesen Krebschaden der § 175er aus, sondern unterdrückte eine politische Revolution jener, die selbst an die Spitze der Wehrmacht treten wollten. Seine Reichstagsklärung gegen die „Sekte“ ging daran vorbei, aber diese „Sekte“ hatte er zunächst an der Spitze seiner SA geduldet, die sich diese Schande nur zähneknirschend gefallen ließ. Später sagte mir Hitler, Röhm hätte mich tief gehaßt, und fügte hinzu, er habe ihn auch nie privat an seinen Mittagstisch geladen. Er schien verletzt, als ich dazu bloß schwieg; er verstand, daß mir das als zu wenig erschien.



Dieser Fall zeigt ein tiefes psychologisches Problem, eine Haltung, die in ihren letzten Auswirkungen auch in bezug auf andere Persönlichkeiten das Geschick des Deutschen Reiches bestimmt hat. Wollte Hitler durch Röhm's Machterweiterung diesen zu illegalen Schritten reizen, um ihn dann aus der Politik auszulöschen? War es ein Rückerinnern an eine Dankesschuld gegenüber dem alten Hauptmann Röhm von 1923? War es einfach ein Schlitternlassen, ein Ausweichen vor den sich aufdrängenden persönlichen Entscheidungen? — Um das i m G r u n d e zu entscheiden, dazu müßte man die gesamte Entwicklung des Röhm-Komplexes kennen. Hitlers Reichstagsrede reicht dafür nicht aus, denn sie ist oft rückschauende Konstruktion, damit die Ereignisse so gesehen werden sollten, wie er sie gesehen wissen wollte. Vergleiche ich aber sein Verhalten in ähnlichen Fällen vor u n d nach der Machtübernahme, so will mir scheinen,

daß bei ihm im Persönlichen eine verhängnisvolle Scheu vorlag, durch einen klaren Rechtsspruch Schuld und Schuldlosigkeit, Recht und Unrecht festzustellen, eine klare Lage zu schaffen und von ihr aus weiterzuwirken.

In meinem Konflikt (1924) mit den wahrhaft unterwertigen Angriffen der Esser und Genossen vermied Hitler jede Untersuchung und lehnte jede Entscheidung ab, denn beide Teile hätten sich ihm einst zur Verfügung gestellt, als es nur Opfer kostete, deshalb müsse man persönliche Konflikte begraben können und einen neuen Anfang machen. Als der geschilderte Konflikt Strasser—Goebbels kam, forderte und erwartete Hitler wieder Ausgleich und Versöhnung.

Ich hatte im „Mythus“ aus innerem Protest gegenüber einem derartigen dauernden Ausweichen vor Untersuchung und bindendem Schiedsspruch erklärt, der Wettstreit der Persönlichkeiten in einem neuen Reiche dürfe sich nur innerhalb bestimmter Werte unter dem Höchstwert der *E h r e* abspielen, sonst kämen wir wieder in ein unwürdiges demokratisches Durcheinander. Derartige Worte waren positiv, sie beinhalteten aber für Eingeweihte zugleich eine weitgehende Kritik.

Hitler jedoch wich Klarheit schaffenden Untersuchungen aus, so daß — im Effekt — jener gleichberechtigt dastand, der das Ansehen eines andern mit wenig anständigen Mitteln angetastet hatte. So Esser mir, so Goebbels Strasser gegenüber. Opfer brachte somit immer der, der großmütig war, der dem Führer nicht unnütz Schwierigkeiten bereiten wollte in seinem Werk. Im Falle Koch mußte ich dies dann noch einmal in bitterster Weise erleben, nur daß hier ein vom Führer wieder als „persönlicher Konflikt“ betrachteter Tatbestand eine Schicksalsfrage des Reiches betraf.

Über das Wesen von Goebbels ist der Führer sich doch wohl im klaren gewesen. Aber auch hier erinnerte er sich früherer Zeiten, hatte Mitgefühl mit dem verkrüppelten Mann, den er beschützt hatte; ihm, dem Junggesellen, war es Freude und Entspannung, im Hause von Magda Goebbels zu verkehren und die Kinder um sich zu haben. Er wußte natürlich ganz genau, daß ich Kunst und Kultur tiefer verstand als Goebbels. Trotzdem überließ er die Leitung dieses von ihm leidenschaftlich geliebten Bereiches deutschen Lebens jenem Manne. Weil, wie ich mir später das nur zu oft angesichts bestimmter Ereignisse sagen mußte, dieser dem Führer eine Umwelt zu bieten vermochte, wie ich es nie getan hätte. Goebbels holte zum Führer die schönen Künstlerinnen und die hervorragenden Schauspieler. Er berichtete dem Führer über Ereignisse und Vorfälle aus dem Künstlerleben. Er pflegte das „theatralische“ Element

des Führers mit reicher Ausstattung der leichten Muse und sorgte dadurch für eine menschliche Entspannung, wie der Führer sie angesichts der lastenden Fragen der Außenpolitik und der wirtschaftlichen Lage auch unbedingt brauchte.

Niemand wird bestreiten können, daß Hitler eine so schwere allgemeine Situation antraf, daß die Emigranten, voller Vertrauen auf diese Erbschaft, bei aller Hetze doch überall versicherten, er würde bald „abgewirtschaftet“ haben. Sieben Millionen Arbeitslose, außenpolitische Ablehnung, Beginn eines Boykottfeldzugs zur Vernichtung des Außenhandels, das erforderte tatsächlich allergrößte Kraftanspannung.

Ich hatte nicht genügenden Einblick in alle Maßnahmen der neuen Reichsregierung, um darauf näher eingehen zu können. Durch Staats- und Kommunenaufträge wurde die Arbeitslosigkeit beseitigt, und zwar vor der eigentlichen Wiederaufrüstung. Das ungeheure Werk der Reichsautobahn wurde in Angriff genommen, viele Schäden in den Dörfern beseitigt, dem Bauerntum ein Erbhofgesetz gegeben, das, in vernünftigen Maßen gehalten, eine dauernde Verwurzelung des deutschen Bauern, vor allem aber seine hohe Achtung in der Wertung des Volkes gebracht hätte. Der Reichsarbeitsdienst entstand als Gleichnis für die Ehrung der Handarbeit. Das Winterhilfswerk wuchs sich zum großen sozialen Ausgleich der Sorgen der Nation aus. Die Ausschaltung des literarischen Schmutzes, der Pornographie in Malerei und Bühne fegte zum mindesten die Bahn frei für eine neue Kulturleistung.

In allen diesen Fragen war Adolf Hitler treibende Kraft und nimmermüder Motor. Und das Volk ging voller Vertrauen mit ihm.



Im Jahre 1933 schloß Hitler auch das Konkordat mit dem Vatikan. Ich hatte — selbstverständlich an diesem Werke unbeteiligt — diesen Vertrag als durchaus richtig empfunden, unterschied zwischen geistigen Kämpfen der Persönlichkeiten oder Institutionen, Kirchen oder Philosophenschulen und dem Verhalten einer Staatsraison. Ich habe den Wortlaut des Konkordats dann aufmerksam studiert, aus meinem Ketzerdenken heraus mehrfach den Kopf geschüttelt, aber schließlich gesagt, das sei nun ein Kompromiß des Lebens, wie der Vier-Mächte-Pakt auch einer gewesen war und wie jeder andere außenpolitische Vertrag es eben sein würde. Ich muß das betonen, weil die meisten Menschen zwei Dinge nicht auseinanderhalten können: geistiges Ringen, das nur mit der Zeitspanne von

Generationen auf seine Kraft hin zu messen ist, und staatliches Zusammenleben von Völkern, Kirchen, Weltkonzernen, das durch zeitentsprechende aber auch zeitgebundene Verträge geregelt werden kann.

Ich muß allerdings gestehen, daß ich mich später nicht im einzelnen bemüht habe festzustellen, ob und wann der Führer dieses Konkordat verletzt hat, denn ich mußte doch auch erleben, daß nach dem ersten alles mitreißenden revolutionären Schwung die Bischöfe in Reden und „Hirtenbriefen“ gegen Grundgesetze des neuen Reiches eine sehr bemerkbare Gegenpropaganda begannen. Daß sie ihren „weltlichen Arm“, das Zentrum, schmerzlich vermißten, war klar; daß der emigrierte Chef dieser Partei, als päpstlicher Protonotar im Vatikan, gegen den neuen Staat wirkte, mußte als selbstverständlich angenommen werden. Ich war also durchaus nicht geneigt, von vornherein einen Willen des Führers zum Bruch des doch mit kühler Absicht geschlossenen Vertrags anzunehmen. Das Konkordat sollte doch helfen, den außenpolitischen, moralisch-politischen Boykotttring zu durchbrechen. Es wäre ja geradezu widersinnig gewesen, durch absichtliche Verletzungen den doch erzielten Erfolg wieder illusorisch zu machen, ja, zu den vorhandenen Gegnern noch neue hinzuzufügen.

Frank, neben mir auf der Anklagebank, meint, die Schuld hätte doch wohl bei unserer Nachlässigkeit gelegen, er sei ja deshalb selbst in Rom gewesen. Jedenfalls begann hier, wie ich jetzt annehmen muß, auf Grund einer zweckbestimmten Berichterstattung durch Himmler, die Sicherheitspolizei He y d r i c h s zu wirken. Der Umfang seiner Eingriffe war mir unbekannt; die Hirtenbriefe erschienen mir demnach als aus der Geschichte bekannte taktische Versuche der Kirche — da sie nicht mehr herrschte —, als „verfolgte Religion“ wieder Einfluß zu gewinnen. Es muß auch hier einer allseitig abgewogenen Forschung vorbehalten bleiben, zu untersuchen, inwieweit das der Fall war und in welchem Umfang die Polizei schon damals einen wirklichen Grund zur amtlichen Klage gegeben hat.

Ich habe mich auch der Einmischung in die Frage der Konkordatsdurchführung enthalten, weil ich mir natürlich bewußt war, von der derzeitigen Staatsraison aus betrachtet, eine gewisse Belastung der Bewegung darzustellen. Zwar hatte ich mein Manuskript des „Mythus“ Hitler vor Drucklegung zur Durchsicht gegeben, im Vorwort das Buch aber ausdrücklich als ein persönliches Bekenntnis bezeichnet und es nicht im Parteiverlag, sondern in einem angeschlossenen Unternehmen heraus-

gegeben. Aber immerhin, es platzte wie eine Bombe in die bisher vollkommen gesicherte Zentrumsherrschaft hinein.

Das Zentrum wußte, daß die Sozialdemokratie auf die Prälaten angewiesen war, um in Deutschland regieren zu können; die Deutschnationalen wieder hofften auf eine kommende Neubildung einer „bürgerlichen“ Regierung, die ebenfalls nur mit Zentrumshilfe zu verwirklichen war. So hüteten sich beide Teile, ihre atheistischen oder protestantischen Ansichten offen auszusprechen. In diese scheinbar sicher abgestimmte geistige Lage brachte der „Mythus“ eine erhebliche Unruhe, hatte ich eben doch schon einen nicht unbekanntenen Namen, und eine so offene Forderung auf das Recht der Meinungsäußerung, einer andern Gewissensfreiheit, als der Kirche bequem war, wurde als Sakrileg empfunden.

Ich will hier darauf nicht näher eingehen, nur sagen, daß ich es durchaus verstand, wenn der Führer mich nicht als Minister vorsah. Zwar haben andere Staaten die Kirche daran gewöhnt, mit hohen Freimaurern unterhandeln zu müssen (Chautemps), aber wir waren eine noch junge Revolution, und es war richtig, trotz einer Zusage, mich als Staatssekretär ins A. A. zu setzen, „um dann weiter zu sehen“, dies nicht getan zu haben. Ich habe den Führer in Erkenntnis dieser Lage nie mehr an diese Zusage erinnert.

Um dieses persönliche Kapitel abzuschließen, vermerke ich noch, daß der Führer Ende 1939 einem Vorschlag zustimmte, mir eine Weisungsvollmacht an Partei und Staat — mit Wehrmacht — zu erteilen zwecks „Sicherung der Einheit der nationalsozialistischen Weltanschauung“. Es hatte sich so vielerlei als nationalsozialistisch bezeichnet, merkwürdige Leute hatten sich an die Gliederungen gehängt, das Reichserziehungsministerium schlingerte hin und her. Hier wollte ich eine feste, aber keine sektiererische Haltung verbürgen helfen, auch, was das Grundsätzliche der Volksaufklärung durch Goebbels betraf. Der Text der Vollmacht war abgesprochen. Da sagte mir 1940 der Führer, Mussolini wolle doch am Kriege teilnehmen und habe ihn schon zweimal gebeten, im Augenblick nichts zu tun, was die Kirche aufbringen könnte. Eine Vollmacht, wie sie für mich bevorstehe, würde höchste Beunruhigung hervorrufen. Ich antwortete ihm, selbstverständlich müsse sie abgesetzt werden. Ich bin auch in dieser Frage nie mehr auf diesen Auftrag zu sprechen gekommen.

Es wäre vieles anders gegangen, wenn Adolf Hitler diese Staatsraison auch bei jenen angewandt hätte, die dies eher verdient hatten als ich. Aber da sein G e f ü h l für Goebbels und Himmler stärker war als mir

gegenüber, so konnten sich diese beiden vieles leisten, ohne daß ihre Vollmachten beschränkt wurden. Hier, in dieser rein menschlichen Schicht, wurzeln die großen Unterlassungsfehler Adolf Hitlers, die so furchtbare Folgen nach sich gezogen haben. Jenes Undefinierbare, Unstete, letzten Endes Ungerichte, das seine eigenen klugen Überlegungen, Planungen und Taten selbst immer wieder durchkreuzte.



Im Verlauf des Nürnberger Prozesses haben sekundäre Kräfte wie Schirach und Fritzsche erklärt, der Führer habe sie getäuscht, die Unwahrheit gesagt, sie belogen; ähnlich auch hohe Offiziere, die vom Führer außenpolitisch gar nicht oder hinhaltend unterrichtet worden wären. Rein sachlich gesehen war das Staatsoberhaupt durchaus nicht verpflichtet, allen Generalen und Ministern die vertraulichsten Dinge aus einer gespannten politischen Zeit mitzuteilen und seine Absichten darzustellen. Schwatzhaftigkeit stand zu befürchten, außerdem konnten die betreffenden Personen im Amt ausgewechselt werden, und schließlich wog sein Wort mehr als das eines jeden andern. Zur Prüfung steht, was er getan und befohlen hat und nicht, ob er verschiedene hohe Beamte nicht darüber unterrichtete.

Herr Schacht leistete sich den Ausdruck, „Hitlers Buch“ sei im „allerschlechtesten Deutsch“ geschrieben, verschwieg aber, warum er sich diesem Hitler dauernd als Mitarbeiter anbot. Gerade aber mit dieser Bemerkung war eine Seite berührt, an der sich das Größerwerden Hitlers besonders beobachten ließ. Ein hartes Schicksal hatte ihm keine volle Ausbildung vergönnt, Selbstbildung konnte diese Abrundung nicht einfach ersetzen. Die Arbeit in Wien nahm seine Zeit ziemlich in Anspruch, viereinhalb Jahre Krieg unter wirklichen Soldaten pflegen den Stil auch nicht zu verbessern. Außerdem diktierte er als Redner. Jeder, der selbst etwas geschrieben hat, weiß, daß mit der Hand geschriebene Sätze knapper und prägnanter sind als diktierte. Liegen diese aber dann niedergeschrieben vor, so kostet es große Mühe, sie aufzulösen oder in festere Formen zu bringen. So war denn Hitlers erste Schrift über die Südtirol-Frage voll unleserlicher Längen und seinem „Mein Kampf“ hafteten zweifellos gewisse Mängel an. Ich weiß noch, wie der Redakteur des „VB“, Stolzinger-Cerny, sich an den Druckbogen abmühte. Hitler hatte ihn gebeten, Korrektur zu lesen. Da wurden denn allerhand Unebenheiten entdeckt, korrigiert, aber sie konnten nicht derart geändert werden,

daß neue Formulierungen entstanden. Unterdes aber reiften Hitlers Sprache und Stil bis zu jenen klassisch geformten Reden auf den Kulturtagungen der Parteitage, die oft ebenso ein Vorbild bester deutscher Sprachkunst wie eines tiefen, großen Denkens waren.

Das ist wahrhaft auch für mich Symbol für die wachsende Größe eines Mannes gewesen, dem sich andere wirkliche Männer doch nicht aus Dienstbeflissenheit unterordneten, sondern aus der oft bewährten Erfahrung seiner instinktiv sicheren Beurteilung der Probleme und der großen politischen Leistungen, die auf allen Gebieten dauernd anwuchsen.

Derartige Bemerkungen wie die Schachts zeigten wieder jene Überheblichkeit vieler „Gebildeter“, die, selbst über die Höhe eines Bankierjargons nicht hinausgewachsen, eine solche Leistung von angelerntem Durchschnitt nicht zu unterscheiden vermögen. Vielleicht hat der oft erprobte Widerwille Hitlers gegenüber dieser nur durch Schul- und Hochschulzeugnisse verdeckten Beschränktheit seine Abneigung begründet, Gelehrte in sein Haus zu laden.

Er wußte nur zu genau, daß auch die Generale ihn als „Gefreiten aus dem Weltkrieg“ von der Höhe ihrer strategischen Ausbildung aus betrachteten. Deshalb seine jahrelange Arbeit an allen Erscheinungen des militärischen Schrifttums, der Generalstabswerke, der technischen Erfindungen, bis er sich nach und nach — bei vielfach verbliebenen Vorbehalten — die Anerkennung erzwang, so sehr, daß auch ein solcher Kenner aber auch grundehrlicher Mann wie Generaloberst J o d l Hitler als großen strategischen Denker bezeichnete.

Dann kam aber über das rein Militärische hinaus bei Hitler noch jener Funke hinzu, der vielen Generalen selbst angesichts der neuen Entwicklungen mangelte: die neue Taktik der Eroberung von Eben-Emael ist Hitlers persönliche Leistung, ebenso der Feldzug in Frankreich, der im entscheidenden Punkt nicht dem Schlieffen-Plan folgte, sondern innerhalb der rechten Flanke einen Durchstoß mit Aufrollung der Gegner zum Kanal vorsah, was ebenso gelang, wie die Bezwingung der Maginotlinie — entgegen den Denkschriften der später zu Feldmarschällen ernannten Generale. Davon habe ich später gehört. Von Hitler selbst nur die eine Bemerkung: „Die Herren wollen jetzt ihre Denkschriften wieder zurück haben. Ich lasse sie aber zum späteren Studium in Panzerschränken aufbewahren.“ Begann mit d i e s e m Erfolg bei Hitler auch auf militärischem Gebiete die Hybris?

★

Ich sage a u c h. Denn im Verlauf der Entwicklung wurde deutlich, daß Adolf Hitler, früher so großzügig, sich nicht nur hart bei politischen Einsichten zeigte, sondern auch auf künstlerisch-wissenschaftlichem Gebiet, was dann zu Unduldsamkeiten und Gereiztheiten führte.

Neben Musik und Theater widmete Hitler sich von den ersten Tagen seines Mächteintritts an auch der gesamten bildenden Kunst. In München hatte ich einige architektonische Entwürfe von ihm gesehen. Wie nicht anders möglich, ungeübt in der Behandlung der Formen, überraschend aber die Zeichnungen und Aquarelle aus dem Weltkrieg, die ich zum Teil im Original, zum Teil in späterer Wiedergabe sah. Sie verrieten natürliche Begabung, Betonung des Wesentlichen und ausgeprägten malerischen Sinn. Sobald der Führer in München war, saß er mit Prof. T r o o s t zusammen, der schon 1932 das Braune Haus ausgebaut und eingerichtet hatte. Hitler wollte der Stadt an Stelle des abgebrannten Glaspalastes ein neues „Haus der Kunst“ schenken und hatte zu diesem Zweck eine Stiftung ins Leben gerufen. So wurde denn geplant und überlegt; nebenher gingen die Arbeiten für die Parteibauten. Auch ich besuchte Troost und seine Gattin im Atelier. Sie wollten damals neben einem Spruch Hitlers auch ein Wort aus dem „Mythus“ über einer Eingangstür des Kunsttempels vorschlagen. Troosts Entwurf war zweifellos schön, würdig und von Beginn an erhaben gegenüber den bisherigen Ausstellungshallen. Die großen Wandflächen an den Seiten ließen sich wohl aus Gründen der inneren Gestaltung nicht vermeiden.

Bei diesem Besuch kam ich auch auf ein Thema zu sprechen, das uns doch etwas Schmerzen bereitete. Neben der Großzügigkeit moderner Bau-notwendigkeiten lebte in Hitler auf dem Gebiete der Malerei eine nahezu kleinbürgerliche, oft im Genre steckenbleibende Betrachtung. Er war mit Recht empört über eine Entwicklung, welche mit viel Farbensaufwand und anmaßendem Pinselstrich den Mangel an Formkraft zu verschleiern suchte oder durch „expressionistische“ Verzerrung tatsächliche Unfähigkeit als einen „neuen Stil“ ausgeben wollte. Hitler wußte auch sehr genau, daß hinter dem Wortgeklingel der Feuilletonisten der großen Zeitungen die reinen Geschäftsinteressen der Kunstsalons von Flechtheim, Cassirer usw. standen und daß darüber hinaus noch eine bewußte Verhöhnung des deutschen Schönheitsideals betrieben wurde, um schließlich neben der Vergiftung des politischen Denkens auch noch die Welt des Auges entarten zu lassen.

Hitler erklärte nun, die Malerei müsse wieder von vorn mit gewissen-

hafter Zeichnung, Formstudium, ehrlichem Handwerk beginnen, sonst sei keine Gesundung mehr möglich, jeglicher Maßstab für eine Urteilsbildung werde sonst fehlen. Man müsse deshalb auch Jahre des Durchschnitts in Kauf nehmen, bei den großen nationalen Ausstellungen auf problematische Außenseiter verzichten und keine Experimente vorführen.

Er war ferner der Auffassung, daß das kritisierte 19. Jahrhundert doch eine große Leistung auch auf dem Gebiet der Malerei hervorgebracht hätte, auf jeden Fall hätten die damaligen Künstler mehr gekonnt als jene Menschen, die für die Formzerstörung der letzten Jahrzehnte verantwortlich wären. Aus diesem Grunde begann er mit immer größerer Leidenschaft Werke dieses Jahrhunderts zu erwerben, um sie einst in der ganz neu zu gestaltenden Stadt L i n z in einer großen Galerie zusammenzufügen.

Hitlers Ablehnung der Gesamtentwicklung im 20. Jahrhundert führte nun sicher zu Einseitigkeiten und Ungerechtigkeiten. Der Maßstab des Sauber-Handwerklichen wurde nicht nur als Voraussetzung der jährlichen großen Kunstausstellung begriffen, sondern wurde manchmal zur kleinbürgerlichen Haltung überhaupt. So wurde geradezu eine Jagd auf S p i t z w e g gemacht — und zugleich auf die G r ü t z n e r s, die dem Geist und Können der Keller, Raabe, Busch nahezu gleichgestellt wurden. Zwar zieht nach einem tiefen Wort Raabes der deutsche Genius ein Drittel seiner Kraft aus dem Philistertum, aber es ist nun nicht notwendig, in der Kunst gerade d i e s e s Drittel zu suchen. Daß der Führer mehrere große Bilder Z ä p e r s kaufte, ist noch verständlich, aber daß ein Mann wie Z i e g l e r Präsident der Kunstkommission werden konnte und zum Professor ernannt wurde, war ein bedenkliches Zeichen. Ziegler war ein vielversprechender liebenswürdiger Mensch; er war durch Aufträge, die Wände einer Villa mit Fresken zu bemalen, gefördert worden. Aber seine H e r a u s s t e l l u n g zeigte Hitler hier in seinen Schranken. Zieglers mühsame Bilder bewiesen, daß er weder zeichnen noch malen konnte; in beidem steckte er noch in akademischen Anfängen.

Ein großes Aktbild von ihm im Führerbau hängen zu sehen, verursachte mir direkt Schmerzen. (Das Bild verschwand später, als Ziegler — wie ich zufällig erfuhr — verhaftet worden war.)

Will man jedoch gerecht bleiben, so ist festzustellen, daß die großen Jahresausstellungen in München allmählich doch eine beachtliche Höhe erreichten, auch manche früher Vergessene, zum Beispiel Friedrich Stahl, fanden eine größere Ehrung.

Im ganzen aber tauchten in der Malerei — bei starken Talenten wie Hilz, Peiner, Eichhorst — keine neuen, wirklich überragenden Persönlichkeiten auf.

*

Anders auf dem Gebiet der Plastik. In meinem Ausstellungsgebäude in Berlin hatte ich u. a. eine Gesamtschau von Klimsch und von Thorack gegeben, die allgemein Aufmerksamkeit erregte. Klimsch, vielleicht etwas abgeschlossen in der Wahl der Figuren, erreichte eine wunderbare Durchseelung des Steins — seine gerade fertiggewordene „Olympia“ kaufte ich für meine Dienststelle —, Thorack in voller ausschweifender Vielseitigkeit. Beide wurden vom Führer sehr geschätzt, der jedoch vor allem Arno Breker mit großen Aufträgen für das kommende Berlin bedachte. Breker war ein außerordentliches Talent, eine sehr plötzliche Entwicklung von Maillol zu geglätteter Pathetik. Seine Werke erschienen später in dieser Manieriertheit beharren zu wollen („Kameradschaft“, „Bereitschaft“), wobei aber nicht vergessen werden durfte, daß sie als hochgehobene Monumentalfiguren gedacht waren.

Ich habe Breker und Thorack in ihren vom Führer für sie eingerichteten Riesenateliers besucht, fand den ersten stiller, verhaltener (er schuf eine Büste von mir), den andern quicklebendig und sprudelnd. Dabei stand als neuestes ein gänzlich unbarockes Reiterstandbild Friedrichs des Großen in seinem Atelier (bei München), ein Werk, ganz einfach, mit einer Bewegung im Empfinden wie der Gattamelata.

Neben diesen dreien: Jansen, Scheibe, Grävenitz, Esser, Bleeker und viele andere, die eine würdige Höhe deutscher Bildhauerei zeigten.

Wie bei so vielen zu großer Macht Gelangten, war Hitlers Liebe jedoch in besonderem Maße der Baukunst gewidmet. 1917 hatte ich in mein Wachstuchheft geschrieben: man könne oft beobachten, daß einer, der revolutionär in einer Kunst denke, konservativ in einer andern sei. Traf bei Hitler ein Wort zu, das mir Frau Troost bedauernd sagte: „er sei in der Malerei im Jahre 1890 stehengeblieben“, so zeigte er sich auf dem Gebiet der Architektur ganz großzügig. In der griechischen Baukunst erblickte Hitler die einmalige Verkörperung der Kunst der nordischen Rasse — was ihn der Gotik gegenüber zu vielen kritischen Bemerkungen veranlaßte —. Ihren Widerhall in den neuesten Entwicklungen fand er natürlich, und diesem selbst gegenüber verschloß er sich

durchaus nicht. Er dachte hier genau so, wie ich es in der Frage der Anwendbarkeit der griechischen Form im „Mythus“ ausgedrückt hatte, und fand sicher in Prof. Troost einen gleichempfindenden Künstler. Die Parteibauten in München waren ein erster Versuch. Richtig entworfen, nicht in die Höhe gereckt, einfach in ihrer horizontalen Linienführung, wirkungsvoll die zwei dunklen Kontraste — Adler und Balkongitter. Im Innern des Führerbaues eine vornehme Lichtheit, würdige Einrichtung ohne jede Protzerei.

Im Verwaltungsbau zeigte es sich, daß man alte Gesetze nicht ohne Gefahr beiseitegeschoben hatte: die drei gleich starken Pfeilerreihen um den Lichthof, übereinander, schienen die oberste Reihe gleichsam in den Raum hineinzuziehen. Verunglückt waren die beiden Tempel mit den Sarkophagen: oben offen, mit einer überhängenden Konstruktion, über die Schultze-Naumburg mit Recht als von „Kunstgewerbe“ sprach, dann etwas dünn geraten. Schließlich, ideenmäßig, was ich Hitler sagte: es waren an der Feldherrnhalle sechzehn Mann gefallen, nicht zweimal acht. Der Wille zur Symmetrie hatte der ganzen Anlage entscheidend geschadet.

Adolf Hitler sagte mir später selbst, daß nach Entwicklung mehrerer Jahre manches anders hätte gemacht werden können. Auch bedauerte er, daß der gleiche Stein verwandt worden wäre wie bei den Propyläen (dort hatten sich dauernd dunkle Streifen in graugewordenem Material gebildet). Meiner Ansicht nach war nicht das so schlimm wie die, ich muß schon sagen, Raumvernichtung des Königsplatzes durch die durchgehende Pflasterung mit Granitplatten. Es entsprang dies der Sucht Hitlers, die Natur aus der Architektur zu verbannen. Ihn störte nicht nur ein Baum vor einem großen Bau, sondern offenbar auch der Rasen um die Glyptothek. Schließlich wieder — das „Theatralische“: um für etwa zwei große Aufmärsche vor den Parteibauten genügend Raum zu schaffen, wurde der Königsplatz wie ein Kasernenhof angesehen. Wenn auf dem ausgelaugten Boden des für den Wald verständnislosen Italien keine schönen Bäume in den steinigen Höfen der Palazzos wuchsen, so durfte das kein Grund für Deutschland sein, aus dem Mangel an Tugend dort eine Not bei uns zu machen.

Als ich diese riesige Steinplattenöde zum erstenmal sah, war ich entsetzt. Alle Bauten um den Königsplatz waren totgeschlagen, ferngerückt, um die Maßstäbe gebracht. Man mag mit Recht eine Umgestaltung erwogen haben, Verbreiterung der Straße zum Beispiel, aber die Aufgliederung des Platzes in Rasenflächen und Wege war im Grundsatz richtig, weil alle

drei den Raum flankierenden Gebäude nicht von großen Dimensionen und mit zarten Profilierungen versehen waren. Deshalb forderten sie auch kleinere Maßstäbe des an sich für ihre geringe Höhe schon großen Platz. Hier hatte also Hitlers Wunsch nach Aufmarschraum und Versteinerung der Stadt seinen großen Willen zur Monumentalität durchkreuzt. Er hatte es zu eilig haben wollen . . .

★

Bei einer andern Frage aber trafen sich unsere Urteile wieder vollkommen. Die „Hohe Schule“ sollte eine Forschungs- und Lehrzentrale werden. Hitler bestimmte den Chiemsee, ein Baugelände wurde ausgesucht, das ich auch besichtigte, wunderbar am Nordufer gelegen, mit Laub- und Tannenwald. Die Anlage wurde größer gewünscht, als ich sie mir gedacht hatte (Anschluß einer Adolf-Hitler-Schule und ein Gebäudekomplex für Schulungstagungen), aber ich setzte die Zentralisierung und die Möglichkeit der Einsamkeit für Dozenten und Studierende durch, entwickelte meine Pläne, Prof. Giesler und Prof. Klotz wurden beauftragt, Entwürfe und Modelle anzufertigen.

Klotz' Modell lief zuerst ein. Der Münchner Gauleiter Wagner, und ich glaube auch Frau Troost, waren entzückt, an den Führer wurde sogleich telefoniert: so etwas Klassisches sei in Bayern noch nicht entworfen worden. Ich war entrüstet. Keine zentrale Kraft im Hauptbau, die Nebengebäude in Bogenform um das Ufer gelegt, Primitivität der Formen, offene Vorhallen (bei Schneestürmen im bayerischen Hochland!), kurz, ein Entwurf ohne Vertiefung, Produkt eines Großbüros, nicht eines großen Künstlers.

Gieslers Modell dagegen: 480 Meter Seefront, wuchtiges, 80 Meter hohes Mittelmassiv (mit Empfangshalle, Fest-Musiksaal und Observatorium), vier umfaßte stille Architekturhöfe und umgrenzter Park. Vor der ganzen Front eine breite Gartenterrasse mit einem amphitheatralisch abgeschlossenen Abstieg zum See. Bei einigen Vorbehalten: ein großer Wurf, wuchtig nach Nord-Süd ausgerichtet, streng und weltabgeschlossen. Als der Führer die beiden Modelle sah, dauerte es kaum Minuten, dann hatte er sich für den Entwurf Gieslers entschieden. Und dabei kam wieder ein so liebenswerter Zug bei ihm zum Ausdruck gegenüber Klotz. Er sagte Dr. Ley, der sich mit allen Mitteln in die „Hohe Schule“ auch mit „seinem“ Architekten Klotz einschalten wollte: vielleicht ließen sich die Anregungen, die in seiner Arbeit steckten, bei einer andern Aufgabe auswerten.

Das Modell der „Hohen Schule“ ist vielfach in Zeitschriften veröffentlicht worden. Es ist ein Traum geblieben.

Was der Führer in Berlin, Nürnberg, München usw. plante, ist einigermaßen bekannt. Als ich aber einst Speers Modell der künftigen Reichshauptstadt und die Einzelentwürfe verschiedener Architekten sah, war ich doch starr, als ich die Dimensionen dargelegt bekam. Ich hatte ebenfalls Interesse für meine Berliner Dienststelle, die mir bewilligt worden war. Man einigte sich dahin, ein Haus mittlerer Größe im Regierungsviertel und einen Schulungs- und Ausstellungskomplex in der neuen Südstadt zu errichten. Doch die Darstellung dieser Pläne Hitlers kann nicht meine Aufgabe sein. Sie hätten bei all den ungeheuren Summen jedoch — wie Speer aussagte — soviel gekostet, wie zwei bis drei Monate dieses zweiten Weltkrieges . . .

Hinter all dieser Planung stand wieder eine titanische Energie mit genialer Zukunftswitterung und gigantischer Vorstellung vom Deutschen Reich und deutscher Schöpferkraft. Hitler dachte wahrhaft groß von Deutschland, groß von sich, ja übergroß von jenen Möglichkeiten, die dem deutschen Volke zu Gebote standen. Und die s e wollte er ändern.



Keine Frage über das Recht, den Rechtsbruch von Versailles zu überwinden, keine Frage, daß die andern ihr eigenes Diktat zwanzig Jahre verletzten: weder rüsteten sie ab noch gaben sie uns freiwillig die Gleichberechtigung. Sie verweigerten den Anschluß Deutschösterreichs, sie sahen von Genf aus ruhig zu, wie die Polen in Verletzung der Minderheitenrechte bis 1931 schon eine Million Deutscher vertrieben hatten . . .

Auch das alles will ich nicht schildern, obwohl es im Prozeß n i c h t zur Sprache gebracht werden durfte. Es ist trotzdem deutlich geworden. Aus allem aber, was ich jetzt aus den zahllosen einzelnen Zeugnissen (Ansprachen, Befehlen, Zeugenaussagen) — in Verbindung mit der früheren jahrelangen Beobachtung — entnehmen konnte, scheint folgendes als S a c h l i c h e s festzustehen:

Der Führer glaubte seit 1937, nachdem er die Ablehnung einer Verbindung Englands mit Deutschland als nicht zu ändernde Tatsache hinnahm, daß jetzt diese Zeit — in der England n o c h keine Konflikte wünschte — von ihm mit aller Energie, unter bedrohlichem Einsatz, ausgenützt werden mußte.

In diesem Zeichen härtesten Ringens stand das Jahr seines größten Erfolges: 1938. Er konnte vor Rührung kaum sprechen, als er, der umjubelte Erfüller alter deutscher Sehnsucht, in seine Jugendstadt Linz einzog und dann in Wien seine „größte Meldung an das deutsche Volk“ erstattete. Die aus Österreich kommende Losung, die dort alle Charaktere, auch in Konzentrationslagern und Gefängnissen, aufrechterhalten hatte: „Ein Volk, ein Reich, ein Führer!“ wurde Bekenntnis von achtzig Millionen. Nie, nie darf das vergessen werden!

Und dann: alle Anklagen, was Österreich betrifft, sind nachträgliche Bösartigkeiten. Die Beweise, daß Norwegen, Holland, Belgien nicht mehr neutral waren, wurden erbracht. Eindeutig wurde, daß die Sowjetunion zu einem ganz großen Schlag ausholte — und der Führer angreifen mußte, um bei Minsk und nicht bei Breslau kämpfen zu können . . .

Aber voll schwerster Schicksalsfragen sind und bleiben doch die Stunden der Gründung des Protektorats und, vor allem, des Angriffs auf Polen. Hat Adolf Hitler hier das Dasein von Volk und Reich aufs Spiel gesetzt? Hat er in seinem Selbstgefühl und autosuggestiven Sendungsbewußtsein eine diplomatische Schlappe auf ke i n e n Fall hinnehmen wollen? Hat er leichtsinnig über die Kriegsbereitschaft Englands gedacht? Einmal noch zuckte er zurück, als er nach Empfang des Briefes von Chamberlain den für den 26. August ergangenen Angriffsbefehl widerrief. Dann aber ließ er dem Schicksal seinen Lauf. Aus Geltungssucht? Aus Mangel an Selbstbeherrschung in entscheidender Stunde?

Oder sah er, wie sich aus manchen jetzt bekanntgewordenen Reden ergibt, folgende Entwicklung vor sich: Stillstand der wirtschaftlichen Gesundung, Abschnürung des deutschen Außenhandels durch den stärker werdenden Boykott der jüdischen und der sonstigen Gegner; Nachlassen der Bodenerträge und fehlende Getreidereserven auf eigenem Hoheitsgebiet, Unmöglichkeit dauernder Einkäufe großen Maßstabes, Arbeitslosigkeit, Hunger; der bestehende einzige Vorsprung einer modernen Luftwaffe in sechs bis zehn Jahren eingeholt. Er selbst dann erheblich älter, infolge seiner Magenkrankheit am Leben bedroht. Dann eine jetzt schon systematische Abdrosselung und Einkreisung des Reiches von allen Seiten her, somit fast kampfloses, ruhmloses Ende einer großen Revolution . . .

Oder: Rückführung der geraubten Grenzländer, Einverleibung der Kerngebiete im Osten, Durchbrechung der erkannten Einkreisung, Eroberung des großen Raumes als Voraussetzung eines Luftkrieges? Schlachten

in West und Ost nacheinander, dadurch Vermeidung eines späteren Zwei- oder Mehrfrontenkrieges?

Und wenn das alles richtig war in sechs bis zehn Jahren, durfte er dem Schicksal zuvorkommen? Konnten bis dahin nicht viele neue Entwicklungen in Gang kommen, alte Gegner sterben, neue Freunde gewonnen sein?

Alles Fragen, die nur die Zukunft beantworten wird. Das Ergebnis ist jedenfalls ein Zusammenbruch von Volk und Reich, wie er noch nie da war. Die Fahne dieses Reiches wehte an den Pyrenäen, am Nordkap, an der Wolga, in Libyen siegreich wie nie zuvor. Diese Fahne liegt heute zerfetzt unter Trümmern und — das ist das Furchtbare — besudelt durch jene, die Hitler sich als die Umgebung seiner entscheidenden Jahre gewählt hatte, die nicht auf der Seite des Wagens, des Beherrschens, des Einhaltens altherwürdiger soldatischer Formen und Normen standen, sondern es darauf anlegten, die andere Seite — die theatralische, „musische“, leidenschaftliche, ichbezogene zu stärken. Und die andern von früher, die zählten nicht, weil man sie entfernt hatte oder aber, weil sie ohne politische Konzeption (Ribbentrop) waren.

Das war nicht plötzlich so gekommen, das alles reichte viele lange Jahre zurück. Die Gründung eines Propagandaministeriums an sich war ein grundsätzlicher Irrtum im Staatsbau, seine Verbindung mit der Kunst ein zweiter. Die Überhöhung des Chefs der Polizei in der sich allmählich darstellenden Gestalt Himmlers und die Aufhebung der Rechtsnormen über eine Revolutionsperiode hinaus bildeten eine Gefahr für die nationalsozialistische Staatsidee überhaupt, seine Einwirkung auf die Wissenschaft und Religion eine weitere. Und schließlich im Kriege selbst: der Verzicht auf politische Psychologie.

*

Anfangs schien er nicht abgeneigt, meine Konzeption zu teilen: im Osten mit drei Viertel Psychologie und nur einem Viertel Machteinsatz zu regieren — dann ergab er sich uferlosen Ideen, ohne das Raumgefühl, das er selbst doch bei meiner Berufung noch hatte, als er mir erklärte, der Osten sei ein ganzer Kontinent, über den ich ihn beraten und ihm helfen sollte.

Erst 1944 las ich die Erinnerungen Coulaincourts über Napoleon und staunte über dessen gleiche Haltung Rußland gegenüber. Coulaincourt

warnt Napoleon vor dem russischen Winter — Napoleon erklärt, bis dahin sei der Krieg zu Ende. Coulaincourt warnt, Alexander werde keinen Frieden schließen — Napoleon erwidert, sie verstünden alle nichts von der Politik, er überschaue alles besser. Säße er in Moskau, so würde der Zar sehr bald Frieden schließen. Bei beiden wandte sich dann das Glück vor Moskau ab. So wie Napoleon es ablehnte, die russischen Bauern zur Revolution zu rufen, so lehnte Hitler — unter dem Applaus seiner Vertrauten — meine Vorschläge ab zur politischen und kulturellen Autonomie aller Völker Osteuropas und ihre Einbeziehung in den Kreislauf des Kontinents.

Bei Jakob Burckhardt fand ich ein Zitat von Plato, wonach ein Untergang sich in dem Aufkommen einer Theatrokratie anzeige. Gerade das aber ist es, was den Mißbrauch der nationalsozialistischen Weltanschauung darstellt. Es war die Vorbedingung dafür, daß sie entarten konnte, als die Theatrokratie mit der Geheimpolizei eines Sektierers den Hofstaat jenes Mannes zu bilden begannen, der so klug und weit plante, so nüchtern sprach und entwarf, um dann die auch notwendige „musische“ Seite in einer Selbstberauschung Herr über sich werden zu lassen.

Unbillig und ungerecht wäre es, von einem großen Manne des kämpferischen Lebens dauernde Harmonie und die Charakteridylle einer Friedens epoche zu erwarten. Das Auftreten in einer gärenden Zeit, die Schaffung einer Volksbewegung fordern die Ausbildung oft gänzlich verschiedener Fähigkeiten, zusammengehalten durch die Klammer einer großen Persönlichkeit. Adolf Hitler hat sich große Mühe gegeben, dieses Band zu festigen. Er hat nüchtern politische Chancen abgewogen, Äußerungen noch so verständlicher Gefühle untersagt, wenn die Politik dies erforderte.

Er erfuhr es aber auch, daß Bewegungen stark emotional sein müssen, um sich in einem längeren Kräftespiel zu erhalten, daß das Gemüt, der Glaube es ist, der entscheidend hilft, Verfolgungen und Niederlagen auch dann noch zu überstehen, wenn alle Gründe des Verstandes bereits dagegen sprechen.

Er holte sich Kraft von zwei schon sehr fern voneinander liegenden Polen, so daß er manchmal gleichsam zu zerreißen drohte.

Seine jetzt bekanntgewordenen Reden waren — wenn der Wortlaut authentisch ist — Ausbrüche eines Menschen, der sich mit niemandem mehr im Ernst berät, der aber doch irgendwie die Worte seiner inneren Stimme hören will; es sind Selbstgespräche, zum Teil logisch, zum andern Teil ausschweifend.

Und — wieder das Furchtbare — auch in der Außenpolitik die Wertung des Theatralisch-Propagandistischen. Hier wurzelt die Überschätzung des Faschismus. Taub gegenüber allen sehr nüchternen Erfahrungen des ersten Weltkrieges, lebte Hitler — bis 1934 jedenfalls — in der Überzeugung, daß der Wille Mussolinis das italienische Volk neu geformt, auf eine neue Höhe gehoben habe, stark genug, den Engländern widerstehen zu können. Ob er das wirklich glaubte oder ob er angesichts der Tatsache, daß England nicht zu gewinnen war, den faschistischen Bundesgenossen nur herausstreichen wollte? Nein, der einst von Männern unternommene Versuch, aus Italienern eine kämpferische Nation zu formen, war schon lange an den Italienern selbst gescheitert.

Im Laufe des Krieges verlor Göring immer mehr an Sympathie, die Unmöglichkeit, feindliche Bomber abzuwehren, ließ ihn dafür verantwortlich erscheinen. Der Führer sprach, wie mein Referent von seinen Sekretärinnen erfuhr, deshalb mehrfach über das Problem der Nachfolge. Dabei erwähnte er auch Himmler. Aber, fügte er hinzu, Himmler werde von der Partei abgelehnt und außerdem sei er ein amussischer Mensch. Also nicht andere Gründe waren es, die eine Kandidatur Himmlers undiskutabel erscheinen ließen, als (1945) dieser Mangel. Dabei war klar, daß zur Erhaltung des Staates das Volk jetzt keine „musischen Menschen“ mehr brauchte, sondern kluge, nüchterne Charaktere. Die großen Erbauer von Weltstaaten waren übrigens gerade die amusischsten unter allen: Römer und Engländer. Also bis kurz vor seinem Ende ließ Adolf Hitler Werte auf einem Gebiet gelten, die hier hindernd, ja bereits verhängnisvoll geworden waren, während er die politische Psychologie schließlich zugunsten einer primitiven Säbelmacht ausschaltete.

Adolf Hitler geht auf jeden Fall als eine dämonische Gestalt ungeheuren Formats in die Geschichte ein: ein großer Glaube an sein Volk und dessen Sendung, eine alles überwindende Beharrlichkeit, eine oft geniale Schau der Vereinfachung und schöpferische Antriebskraft auf vielen Gebieten, ein eisenhart gewordener Wille — eine überschäumende Leidenschaft... plötzliche Gefühlsäußerungen, die wieder umschlugen, Selbstberauschung durch Schaustellungen, Überschätzung emotionaler Möglichkeiten in der Außenpolitik, Identifizierung seines Willens und Schicksals mit dem Geschick der ganzen Nation, übersteigertes, schließlich schon unverständlich gewordenes Sendungsbewußtsein. „Ich brauche keine Ratgeber“, „Ich gehe mit nachtwandlerischer Sicherheit meinen Weg“, sagte er in öffentlichen Versammlungen.

So sehe ich in diesen flüchtigen Umrissen den Mann, dessen Leben und Aufstieg ich seit dem Beginn seiner politischen Wirksamkeit verfolgen konnte: zuerst ihm nahestehend, dann entfernter, schließlich als unbequemer Mahner und lebendiger Vorwurf jenen gegenüber, die sein Gefühl um sich versammelt hatte. Ich habe ihn verehrt, ich bin ihm gegenüber loyal bis zum Ende geblieben.

Und jetzt ist mit ihm Deutschlands Zerstörung gekommen. Da steigt manchmal bei mir das Gefühl des Hasses auf, wenn ich an die Millionen gemordeter, verjagter Deutscher denke, an das unsagbare Elend, die Ausplünderung des noch Verbliebenen und an die politische Aufteilung eines tausendjährigen Gutes.

Dann aber kommt doch wieder das Gefühl des Mitleids mit einem auch einem Schicksal unterliegenden Menschen, der dieses Deutschland ja auch heiß geliebt hatte wie wir alle, und dessen Ende es war, tot in eine Decke gewickelt, in eine Grube gelegt, mit Benzin begossen und verbrannt zu werden — im Garten der Reichskanzlei, zwischen den Trümmern eines Hauses, von dem aus er einst hoffte, die Ehre und Größe der Nation nach langer Unterdrückung wiederherstellen zu können.

Das alles in seinem tiefsten Sinn zu verstehen, ist uns nicht möglich.